Deutsche

Festbräuche.

Dem Volke

kulturgeschichtlich erklärt.

Von

Julius Lippert.

Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

Prag 1884.
Verlag des Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.
(Commissionär in Leipzig: Herr Carl Cnobloch.)

Preis 1 fl. 50 kr. ö. W. = 3 Reichsmark. — Für Mitglieder 1 fl. ö. W.

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag.

Vorwort.

Gegenüber dem, was wir „Volksaberglauben" nennen, befinden wir uns wohl Alle in einer getheilten Stimmung. Wir sehen eine Menge Handlungen des Volkes — zu dem wir uns wohl beide, Leser und Schreiber zählen — entweder völlig gedankenlos geübt oder von gänzlich unverständigen Voraussetzungen getragen, und bedauern das große Hemmniß, das hierin für die Verstandesentwicklung liegt, und die Irreleitung, welcher dadurch das Gefühl ausgesetzt ist.

Aber eben so sehr bedauern wir den Verlust, den das Volksleben erlitten hat, indem seine alten Bräuche, völlig zerstückt, nur noch in sinn- und gestaltlosen Trümmern fortleben oder unter dem Rankenwerke willkürlicher Deutungen vollends vermorschen. Heute, wo uns keine Stube winkelig, kein Möbel schemelbeinig genug ist, nichts so sehr gefällt, als das Düster hinter klumpigen Gläsern im Fenster und der Geruch des Alterthums in allen Winkeln der Wohnung, heute müßte es widerspruchsvoll erscheinen, wenn wir nicht den Wunsch hegten, auch die Alterthümer eines reichen Volkslebens wenigstens für unsere Kenntniß zu retten, ihnen wenigstens ein Stübchen der Aufstellung zu gönnen, wenn wir schon darauf verzichten müssen, uns selbst wieder zwischen blumenbemalten Laden stylvoll zu bewegen.

*

38

Und doch scheint mir an manchen in raschem Schwinden begriffenen Lebensformen mehr gelegen zu sein, als an den steif zudringlichen Blumenmustern, die jetzt wieder unsere Tischwäsche „zieren“, und an jenen zinnernen und hölzernen Bierkannen, mit denen wir ohne Gebrauch und Nutzen die Wände bekränzen. Es sieht uns so alterthümlich behaglich und gastlich aus — aber die Kanne von der Wand zu reichen und einen guten Trunk hineinzuthun, wenn der Fremdling den schön geschmiedeten Eisenhammer auf die schwere Eichenthür fallen läßt — nein, da hört der Styl auf; so stylvoll wollen oder können wir nicht mehr sein! Wir lieben es, auf einem mittelalterlich aufgeputzten Theater das spießbürgerliche Drama einer Gegenwart zu tragiren, die auf das Leben nicht viel verwenden kann, weil die Bühne zu viel kostet.

Es wird keinem Umsichtigen einfallen, das zu unterschätzen, was gerade diese Gegenwart, gleichsam zum Ersatze für verlorene Lebensformen, für den Nächsten und für die Gesammtheit leistet. Unausgesetzte Arbeit ist darauf gerichtet, neue Formen des Wohlthuns zu finden und alle in ein festes System zusammenzuschließen. „Soziale Technik“ nennt man das — ein vortreffliches Wort, aber klingt es nicht so kalt wie fremd? Was uns bei der weit unvollkommeneren Technik der Vorzeit so sehr anheimelt, das ist die Wärme der persönlichen Beziehungen, der persönlichen Theilnahme an Leid und Freud und des persönlichen Mitgefühls, auf deren Pflege alle älteren Lebensformen der Gesellschaft hinwirkten — im Gegensatze zu unserer kalt ersonnenen — und das wäre kein Fehler! —, aber auch etwas kalt geübten „Technik“.

Sollte da nicht wenigstens ergänzungsweise dem Volke von heute immer wieder das Bild der Vergangenheit vorgeführt werden? Aber dem steht ja auch immer wieder der böse „Aberglaube“ im Wege! Alles,

was aus jener Zeit noch mit einem Restchen von Lebensodem in die unsere hineinragt, ist ja Aberglauben und Unfug — ist es Dank manchem plumpen Dareingreifen thatsächlich geworden —, und wenn sich auch damit ohne Gefahr die Wissenschaft beschäftigen darf, sollte das Volk nicht am besten zum Vergessen angeleitet werden? Dann geht freilich der gute Kern mit dem schlechten verloren, und nahe daran sind wir.

Es gibt einen einfachen Ausgleich aller Widersprüche dieser Art; das ist Wissen. Alles Eifern gegen den Aberglauben nützt gar nichts, so lange das Volk nicht den Gegenstand in seinem ganzen inneren Zusammenhange erkennt. Ist das Letztere einmal der Fall, dann schwinden alle seine Gefahren, er kann ein Gegenstand der Unterhaltung und Belehrung werden, und vielleicht könnte sich manche schöne Form retten lassen, die jetzt mit ihm zu Grunde geht. Aber dahin ist noch weit.

Mit diesem Büchlein soll versucht sein, einen Schritt nach diesem Ziele zu thun. Indem ich mir vorbehalte, die aus einer alten Zeit erhaltenen Gewohnheiten und Bräuche im Hause, in der Familie und im Privatleben später einmal darzustellen, übergebe ich in diesem Büchlein dem Leser eine historisch erklärte Uebersicht über die Gebräuche des öffentlichen Verkehres und insbesondere der Festgelegenheiten. Zum Schluße habe ich versucht, Einiges hervorzuheben, was ich als einen positiven Rathschlag in Erwägung gezogen wissen möchte. Meine Darstellung gilt der Bestimmung des Buches entsprechend dem deutschen Brauche. Doch wurde es hie und da nothwendig, diese Grenze zu überschreiten, weil die Erklärung nur durch die Zusammenfassung der auf einem größeren Gebiete zerstreuten Elemente gewonnen werden kann. Der deutsche Leser wird dann schon so freundlich sein, diesen Ausflug auf das Nachbargebiet mitzumachen; insbesondere aber bitte ich ihn, dieses Büchlein nur als einen Leitfaden zu betrachten und sich selbst in

seiner Nähe und Umgebung um Thatsachen umzusehen, die den angeführten entsprechen. Indem ich ihm dann bloß zeige, wo er sie einzureihen und wie er sie zu fassen hat, bleibt ihm selbst ein gut Theil hoffentlich nicht unangenehmer und nicht nutzloser Arbeit.

Ueber die wissenschaftlichen Grundsätze, denen ich auch hier gefolgt bin, brauche ich mich hier nicht auszusprechen. Der Kritiker findet alles, was ihm neu oder seltsam vorkommen dürfte, in anderen Werken von mir sorgfältig und ausführlich begründet; um so mehr konnte diesem Buche der wissenschaftliche Apparat fern bleiben. Nur einige Männer, deren Werken ich besonders viel des Thatsächlichen verdanke, muß ich auch hier, mehr der Pflicht der Dankbarkeit als dem Streben nach gelehrtem Ansehen folgend, bei Namen nennen. Es sind vor Allen außer J. Grimm die Forscher Wuttke, J. V. Grohmann, A. Kuhn, Montanus, Töppen, Zöpfl, Guitzmann, Ernst Meier.

Berlin, den 28. April 1884.

Julius Lippert.

Inhalt.



Das Fest
und
einige alte Festplätze.

Im Wirthshause „zum grünen Baum“ wird getanzt, die ganze Nacht hindurch; gegen Morgen hin ein wenig gerauft — das nennen sie das „Fest“. Was soll Euch das „Fest“? — das weiß niemand mehr. Ein jedes Dörflein will nun einmal sein Fest haben, und „ist kein Dörflein so klein, einmal muß Kirmes drin sein“. — Aber das Fest beim „grünen Baum“ war gar nicht die „Kirmes“, nicht die Kirchweihe, um's hochdeutscher zu sagen. Die Kirchweihe feiert unser Dörfchen mit dem

grünen Baum mit der an zwei Stunden entlegenen Stadt zugleich, zu deren Kirche es eingepfarrt ist. Feiert diese Kirche ihren Schutzheiligen, so feiert auch unser Dörflein seine Kirchweih mit; aber das geschieht erst im späten Herbst. Das „Fest" ist im Hochsommer.

Wenn wir nun auch die „ältesten Leute" fragen, was dieses Fest sei und solle; wir erfahren gar nicht viel. Das wissen auch junge Leute, daß das Fest wohl immer auf einen Sonntag, aber nicht immer auf denselben im Jahre fiel. Im Vorjahre war es früher als heuer; da war ein trockener Frühsommer und man hatte das Heu zeitig und schnell heimgebracht. Bevor aber das Heu nicht heimgebracht ist, läßt der kluge Wirth im „grünen Baum" nicht Musik halten, und ohne Musik gibt es kein Fest. „Man muß die Feste feiern, wie sie fallen," sagt das kluge Sprichwort, aber hier in unserem Gebirgsdörfchen, fallen sie wie der Wirth will. Aber der Wirth weiß jedesmal, warum er so will. Ist der Bauer die Heusorge nicht los, so hat er die rechte Ruhe und Laune nicht, Feste zu feiern, und hat der Bauer die Laune nicht, so trägt dem Wirthe das Fest nichts.

Darum macht der Wirth in unserem Dörflein den Festkalender. Aber allzu weit reicht seine Freiheit auch ist, sie hat ihr Maß; und die „ältesten Leute" wissen noch, wie auch das früher alles regelmäßiger und besser war: immer den zweiten Sonntag nach Johanni dem Täufer war in unserem Dörflein das Fest. Damals war aber noch Vieles anders in der Welt. Fünf Dörfer waren es wohl schon immer, welche grade um Johanni herum hier oben im Gebirge ihr „Fest" feierten; aber damals gab es in allen fünf Dörfern nur zwei Tanzsäle. Ja auch der Wirth vom „grünen Baum" hat den seinen erst vor zwanzig Jahren an sein kleines Häuschen angebaut; und seither brauchen die aus unserem Gebirgsdörfchen nicht mehr in das andere Dorf hinab zur Musik zu gehen, sondern feiern daheim ihr „Fest" mit Musik und Tanz.

Heute hat jedes der fünf Dörfer seinen Tanzsaal, und da nun jedes sein Fest daheim feiern will, müßen sich die Wirthe unter einander schon verständigen, wenn sie sich nicht selbst im Lichte stehen wollen. So haben denn jetzt alle fünf Dörfer ihre verschiedenen Festzeiten, doch alle um den Johannistermin herum und allenfalls zwei entferntere an demselben Sonntage.

Noch haben uns aber auch die ältesten Leute nicht verrathen können, was sie denn da eigentlich feiern! Sollte es vielleicht der „heilige Johannes" selber sein? Doch die Stadtkirche, zu welcher unsere Dörfer eingepfarrt sind, und welche die Bauern sonst an Sonn- und Feiertagen besuchen, ist nicht dem genannten Heiligen geweiht, und er hatte sonach als Kirchenheiliger mit ihnen nichts zu schaffen. Weder diese Kirche noch aber eine und dieselbe Gutsherrschaft bildete jemals, soweit Gedenkmänner und Urkunden reichen, den wirklichen Mittelpunkt dieser Dörfer. Und doch haben sie einen solchen, wohl aus der Zeit vor aller unserer geschichtlichen Erinnerung bewahrt; an diesen außer jedem andern Verbande mit denselben stehenden Mittelpunkt, den heute eine verlassene Kapelle des „heiligen Johannes in der Wüste" bezeichnet, knüpfte sich einst das „Fest", ehe es die spekulativen Wirthe in ihre Schenken zogen und zerrissen.

Könnte ich den Leser wirklich an dieses stimmungsvolle Plätzchen führen, so müßte ihm sein, als hörte er hier längst vergangene Jahrhunderte durch die Eichen flüstern. Wohl gibt es im Nordwesten Deutschlands so manchen Platz, an dem ebenso unbestimmte wie unabweisbare Stimmungen uns ergreifen. Da gibt es im Schatten eines „Kampes" mächtiger Bäume Hügel wie von Riesenhänden erhöht; in ihnen fand man als Gerippe des Baues mächtige Granitblöcke aufgeschichtet und aufgethürmt, und in den tiefsten Räumen derselben liegt noch die stille Todtenkammer eines Mächtigen der Vorzeit. Aber die Regengüsse von zwei Jahrtausenden haben die Erdumhüllung des Hünenbaues oder „Hünengrabes" fortgeführt, und die kahlen, rohen Steine starren unheimlich weithin über die dunkelbraune, öde Heide, nun Sammelplatz der Raben. Den „alten Vetter" oder ähnlich nennen dann wohl die Leute das unheimliche Gestein, als wäre es noch immer von irgend einem Geiste bewohnt, und wer nicht muß, sucht den Platz nicht auf, wenn der Abend dunkle Wolkengestalten darüber hinwälzt. Ja, es lebt etwas an diesen Orten; unsere Vorfahren haben sich das nicht nehmen lassen; ja es lebt hier eine verschwundene Zeit, ein untergegangenes Geschlecht, und es kommt gern wieder hervor aus den tiefen Höhlen der Steine und offenbart sich dem einsamen Lauscher.

Aber unseren Vorfahren war solche Offenbarung von erschreckender

Unheimlichkeit; sie hatten kein recht reines Gewissen. Diese Stellen waren einst Stätten ihrer Verehrung gewesen. Hieher kamen sie zur Berathung und zur Festfreude; und die Geister ihrer Urväter, und die, welche wieder denen Schutzgeister gewesen waren, kamen unsichtbar aus den Tiefen ihrer stillen Wohnungen hervor, lenkten den Rath und freuten sich wieder an den Freuden der Lebenden. Aber dann wandten sich unsere Vorfahren, einem anderen Glauben folgend, ab von solcher Verehrung; sie brachen den Vätern die Treue — und nun fürchteten sie jene Orte. Wie eine vererbte Regung des Gewissens erschüttert sie die Einsamkeit eines solchen wüsten Fleckes, der einst voll Leben, ja der Mittelpunkt des Lebens eines durch Verwandtschaftsbande verbundenen Stämmchens war, das ringsherum seine zerstreuten Wohnungen hatte.

Jedoch es half auch nichts, den Ort zu meiden, denn das von weit her erregte Gewissen folgte dem Menschen in seine Hütte, ja es gelang auch nicht, ihn zu meiden, denn ein seltsamer Zauber zog die auf einander folgenden Geschlechter immer wieder dahin. Ein Grauen unbestimmten Ahnens flohen und suchten immer wieder die Menschen. Was sie so fürchteten und doch im Herzensgrunde nicht hassen und lassen konnten, das stellten sie dann unter einen höheren Schutz. Die Anwesenheit Christi oder eines seiner Heiligen verscheuchte die Gefahren aus dem beängstigten Gemüthe und machte den einst liebgewonnenen Ort wieder traulicher. Der Heilige bannte den Zauberspuk, wie der heilige Prokop einst wirklich von bösen Geistern bewohnte Plätze und Höhlen dem menschlichen Verkehre wiedergewann. War jemand aber noch verdächtig, in wahrer alter Herzenszuneigung jene alten Geisterstätten aufzusuchen, so mahnte ihn das Kreuz oder das Kirchlein oder wäre es auch nur ein Bild am Baume, an seine Christenpflicht und lenkte seine Andacht auf die Gegenstände des neuen Glaubens.

Norddeutschland hat viele solche heilige Plätze der Vorzeit bewahrt, mit und ohne diesen versöhnenden Zeichen des Christenthums. In vielen sind die letzteren wieder, wo sie schon einmal vorhanden waren, durch den Protestantismus verwischt worden. Im Kirchspiele Ankum in Westphalen liegt das Giersfeld, auf dem wohl zwei Hundert Granitblöcke die Reste von acht riesigen Hünengräbern bilden. Hier wiederholten noch bis in's 17. Jahrhundert die drei benachbarten Gemeinden Ueffeln

Merzen und Alfhausen jährlich diese christliche Weihung. Jedes Dorf schickte am dritten Pfingsttage eine Prozession hinauf auf die heilige Stätte, um über dem höchsten Todtenhügel ein Kreuz aufzupflanzen und daselbst die Messe zu hören. Nach der Reformationszeit aber blieb zuerst Ueffeln aus, und die Sitte kam nachmals in Verfall. Heute sieht man noch eingefallene Trichter, in die das Wasser eingebrochen ist, und tief unten spukt ein böser Nix.

In Norddeutschland haben sich aber auch ohnedies solche Stellen ihr verrätherisches Aussehen wohl bewahrt. Im flachen Heidelande oder Moore verrieth sich noch nach Jahrhunderten jeder künstlich aufgeworfene Hügel. Der Boden besteht überall, wo nicht Torf darüber gewachsen ist, aus Sand und Lehm, in welche ziemlich gleichmäßig vertheilt große und kleine Felsstücke, sogenannte „erratische Blöcke" eingebettet sind. Diese Blöcke boten den Vorfahren das einzige Material für einen dauerhaften, rohen Bau; aus ihnen baute man daher die Gräber der Häuptlinge, und darum verräth sich hier heute noch jede jener geweihten Stellen so offenkundig als ein Grab. Diese Art Gräber hören im Gebirge auf. Hier wo überall Felsen übereinander liegen und Steine überall zu allerlei Zwecken herbeigeschafft wurden, fehlt uns heute nach so vielen Jahrhunderten ein so auffälliges Merkmal der heiligen Stätte. Wo aber alles andere zutrifft, da haben wir es gewiß auch mit derselben heiligen Sache zu thun.

So viele stimmungsvolle Plätze dieser Art ich gesehen habe, ich wüßte den Leser an keinen herrlicheren zu führen, als nach „St. Johannes in der Wüste" unweit des Dorfes Kamaik in der Gegend, wo die Elbe aus dem böhmischen Flachlande in das „Mittelgebirge" tritt. Wie der Sitz eines Sorgenstuhls ruht der düster beschattete Platz in dem leicht vorgebogenen Arme eines steilen Felsenberges. Hoch auf dem Kamme flüstern uralte Linden, die keine Menschenhand gepflanzt hat. Unten über dem Platze breiten hundertjährige Eichen ihre Kronen. Eine Quelle gibt reichliches Wasser; die alten Wege führen von drei Seiten her zu der jetzt so verlassenen Stelle. Aus nächster Nähe bietet sich dem Auge das herrlichste Landschaftsbild, wie man es bis an den Rhein hin vergeblich suchen wird: Obstgärten und Weingelände, der schimmernde Fluß, die blauen spitzen Berge und zerfallenen Schlösser und das weite

Flachland im Süden, reiches Leben und Waldeseinsamkeit. Die Kapelle von gutem Steinbau verschwindet fast unter den mächtigen Bäumen; sie allein versetzt den Träumenden in die Gegenwart zurück. Die steinerne Kanzel ist von außen angelehnt, noch ist der schattige Platz selbst der eigentliche Versammlungsort der Gemeinde; das Kirchlein verwahrt nur das Heiligthum. Doch muß der Platz den Alten recht wichtig geschienen haben; denn die ehemaligen Gutsherren häuften, als gälte es hier viel zu sühnen, eine solche Menge frommer Stiftungen gerade auf dieses Kirchlein, daß das jahraus jahrein geschlossene reicher ist als manche Pfarrkirche.

Auch aus dieser frommen Berücksichtigung eines Platzes, der in der christlichen Kirchspieleintheilung keine Aufnahme fand, läßt sich gewöhnlich mit Sicherheit auf die frühere, vorchristliche Bedeutung eines solchen schließen. Ein Denkmal, wie sie die nordischen Hünengräber bieten, fehlt ihm allerdings; aber ein Zeugniß für die Heiligkeit und Unnahbarkeit des Ortes hat selbst der Volksglaube treu bewahrt. Es zeigt zugleich, wie Volksglaube und Volkssitte sich allmälig umbilden. Wie eifersüchtig Todte über ihren Besitz und ihren Frieden wachen, ist männiglich bekannt; doch war einst die Furcht vor ihrer Rache und die Schätzung ihrer Macht größer als heute. Zur Zeit, wo man glaubte, daß selbst böse Menschen durch Unwetter und Hagelschlag ihre Rachsucht zu befriedigen vermöchten, hielt man erzürnte Geister nicht geringerer Dinge für fähig. Nun findet sich aber bei jenem heiligen Platze die natürliche Eigenthümlichkeit, daß sich unter dem losen Steingeröll des Berges zur Hochsommerszeit Eis bildet, und dieses verlockt die Leute, im Gestein des Berges zu wühlen, um jenes zu finden.

Der alte Volksglaube aber verdammt diese Handlung gerade so, als wäre es der Frevel an einem heiligen Grabe. Wühlt man, so hieß es noch vor hundert Jahren, als der alte Schaller uns auch diese Merkwürdigkeit Böhmens aufzeichnete, in den Schollen des Berges, so fürchten die Anwohner, daß noch denselben Tag ein starkes Unwetter sie treffen werde. Furcht und Glauben derselben Art bestehen auch heute noch, nur mit einer Einschränkung. Die Leute aus der Fremde, namentlich aber die Festgäste, haben es sich nun einmal doch nicht nehmen lassen, nach dieser Merkwürdigkeit zu forschen und das Donnerwetter

blieb aus. Darum sagen die Leute von heute, nur vor Johanni — der Festzeit — dürfe man den Berg nicht stören; solches verbieten sich aber die Kamaiker auch ganz ernstlich.

Unsere Gegend ist überreich an ähnlichen Denkstätten grauer Vorzeit, und kaum irgendwo hat sie die Natur mit schöneren Reizen umflochten, als hier. Das hat sie uns wohl mitbeschützt und mitbewahrt. Wir möchten von unserem „Eisberge" aus den Leser hinüberführen dürfen über das Gebirge, an manchem verlassenen Plätzchen dieser Art vorbei, das nur noch im Flurnamen den Anklang an seine alte Bedeutung gewahrt hat, bis wieder hinab in das nächste der herrlichen Thäler, da wo wieder ein dichteres Drängen der Menschen beginnt. Sobald wir wieder an die offene Heerstraße treten, winkt uns ein ähnliches Kirchlein aus ähnlicher Umgebung entgegen — St. Magdalena bei Taschow. Ein fremdartig aus dem Basaltgebirge aufragender Wall von Sandsteinfelsen sieht einer natürlichen Festung gleich, deren Plattform die Wipfel der Bäume überrauschen; in ihrem Schatten liegt das Kirchlein, verlassen, immer gesperrt wie jenes oben. Es hat mit der Seelsorge nichts zu thun; aber es gibt wie jenes den Dörfern ringsum bis auf die Wasserscheide des Gebirges, über das wir kamen, ihr jährliches „Fest". Die Dörfer feiern es ganz ohne Rücksicht auf ihre Entfernung. Die Bewohner ringsum müssen an diese Plätze gewöhnt gewesen sein, noch ehe sich die christliche Seelsorge nach Patronatsabgrenzungen in ihre Seelen theilte. Und wollten wir tiefer in's Gebirge hinein, oder zur Elbe und zum Land zurück, wir finden überall solche Feste und solche Sitte. An der Elbe unten liegt eine Stätte gleicher Bedeutung noch ganz im haushohen Doppelwalle alter Zeit. Ihr Name „Hradek" bezeichnet diese Umhegung, die ihr eines der Völker, die vor Zeiten hier wohnten, gab; selten betritt sie ein Fuß. Die Züge der Elbthalbahn — zwischen Tschernosek und Libochowan — brausen unter ihrem Fuße vorbei, aber der Reisende sieht nur den steilen Felsenabhang vor sich. Oben liegt jetzt eine stille Ackerfläche, der einstige Festplatz der Umwohner, gegen das Land zu durch jene 7 bis 800 Meter langen Wälle im flachen Bogen abgeschlossen. Auch hier hat, in nächster Nähe mindestens, fromme Sorge ein Kirchlein der heiligen Maria erbaut, und auch hier gibt es ein „Fest".

Doch wir wollen nicht weiter gehen, um solche Plätze zu suchen, so gern unser Gedächtniß an solchen hängt. Der Leser wird sie wohl überall in seiner Nähe finden und ihren Zauber fühlen lernen. Wir wollen sie inzwischen mit einem halbverschollenen Namen „Malstätten" nennen, und nochmals sehen, was sie sonst noch bedeuten. Nur Einen solchen Punkt wollen wir dem Leser noch von unserem Standorte aus zeigen, damit er ahnen lerne, wie mannigfache Schicksale nicht nur den Menschen zu Theil werden können. Dort, ehe in blauer Ferne die geraden Linien den Gesichtskreis im gesegnetem Flachlande Böhmens abschließen, taucht noch einmal ein blockartiger Berg mitten aus der Ebene auf — der Georgsberg. Was wir für unsere verlassenen Malstätten im Gebirge aus den Umständen entnehmen konnten, das lehrt uns vom Georgsberge die alte Sage der Tschechen. Sie zählt ihn zu den berühmtesten Malstätten des Volkes, das sich von hier aus erst über das Land verbreitet hätte und dessen Urväter hier ihre Götter verehrt hätten. Wenn irgend ein Berg den bekehrten Slaven mit unheimlicher Gewissensangst erfüllen konnte, so war es dieser. Hier waren die Väter bei ihren Göttern zur Ruhe gebracht worden, hier drohten Götter und Geister dem Ungetreuen Rache und Verderben. Diesen Zauber mußte das Christenthum mit ausgesuchter Gegengewalt besiegen. Als Schlangen und Drachen in der unheimlichen Gräberwelt dachte sich das Volk solche Geister, und als Besieger solcher Drachen galt der christlichen Kirche insbesondere St. Georg, der Lindwurmtödter. Diesen mächtigen Streiter führten daher die Geistlichen als Friedensstifter und Herrscher auf den so wichtigen Platz, und er machte dem Spuk der Geister ein Ende. Auf diese Weise ist nicht nur diese Malstätte im Lande zum „Georgenberge" geworden. Es gibt noch viele dergleichen, aber nur einige darunter haben eine so außergewöhnliche Wichtigkeit.

Auf jenem Georgsberge (bei Raudnitz), muß ein sehr ansehnlicher Volkstheil seine gewöhnlichen Zusammenkünfte gehalten haben, denn die Kirche entschied sich, hier selbst Fuß zu fassen und den Platz nicht wie jenen im Gebirge sich selbst zu überlassen. Man baute auch hier dem neuen Schutzheiligen eine Kirche; noch heute steht, weithin leuchtend, ein alterthümliches steinernes Rundkirchlein da oben, das, wenn es noch einmal des Jahres sich öffnet, die Festtheilnehmer nicht fassen kann;

auch hier wird dann noch nach alter Weise dem Volke unter Gottes freiem Himmel die Predigt gehalten. Aber diese Kirche war einmal bestimmt, die Hauptkirche eines ganzen großen Bezirkes, einer Dekanschaft zu werden, und sie erhielt demgemäß als Decanalkirche eine sehr reiche Stiftung. Für so wichtig hielt man es, einen solchen alten Volksplatz in der Hand zu halten, selbst aller Ungunst der Lage zum Trotze. Die kleine, unebene Fläche auf dem Bergkopfe gewährt wohl einer Versammlung Raum, die durch die weithin herrschende, offene Lage des Platzes vor jedem heimlichen Ueberfalle gesichert sein kann; aber als Sitz einer geistlichen Kirchenbehörde war die quellenlose Höhe doch schlecht geeignet. Das zeigte sich auch bald. Bei anderen geistlichen Stiftungen dieser Art siedelten sich bald Leute an, oder, wenn sie schon an einer dauernd bewohnten Stelle angelegt waren, so nahm diese dadurch an Bewohnern und Bedeutung zu. Hier auf unserem Berge wollte das nicht gelingen. Vielmehr sah sich die Geistlichkeit selbst genöthigt, einen wohnlicheren Sitz an der Elbe unten, in Raudnitz zu suchen; da verfiel auch der verlassene Georgsberg demselben Schicksale wie jene Plätze im Gebirge; die Menschen glaubten genug zu thun, wenn sie uralter Gewohnheit und dem Drängen des beunruhigten Gewissens folgend, einmal im Jahre die alte Weihestätte mit ihrem neuen Heiligen besuchten. So haben denn auch der Georgsberg und die Gemeinden ringsum ihr jährliches „Fest", und zwar zur Zeit, wenn die ersten Schwalben wiederkehren, den Sonntag nach dem Georgentag.

Wieder ein anderer Georgenberg war glücklicher; aber auch seiner Kirche schlug in ähnlicher Weise die Stunde. Auch die Stelle des heutigen Prager Schlosses ist eine solche Malstätte. Nach links und rechts steil abfallend läuft der Bergrücken in eine spitze Zunge aus, da wo die alte Schloßstiege heraufführt.

Man konnte durch einen Querwall immer so viel als gehegten Raum abschneiden, als man gerade brauchte; das ist zu verschiedenen Zeiten verschieden geschehen, und so hat sich die Burganlage erweitert. Auch hier war es nun der ritterliche St. Georg, der die Geister der Vorzeit, die um das Ihrige kämpften, bändigen und bannen sollte. Seine Kirche war die älteste an dieser Stelle, und unter seinem Schutze ließen sich jetzt Fürsten unter seinem Altare begraben, wie einst die Volks-

häupter auf der alten Malstätte begraben worden waren. Allmählig aber traten andere Heilige, jüngere, landeseingeborene, andere Kirchen hervor, und heute öffnet uns die alte, unheimliche Georgskirche auf dem Hradschin ihre Thore nur noch am „Feste". An unseren Namen für die Sache können wir uns nicht halten; wir haben ihn aus dem Lateinischen genommen. Der Name aber, den die Tschechen der Sache gaben, hängt mit „reisen" und „wandern" zusammen. Er erinnert also noch deutlich an die Zeit, da man das Fest nicht daheim in den Schenken feierte, sondern an jene Orte, denen die Erinnerung galt, wirklich hinauswanderte.

Diese Art „Feste" sind also die letzten Reste einer absterbenden pietätsvollen Verbindung mit einem Platze, der den Voreltern im Lande mehr und theuerer war, als irgend ein anderer, ohne daß er darum unter die Stationen der geregelten Seelsorge aufgenommen worden wäre.

Ehe wir nun sehen, was denn eigentlich der Inhalt dessen war, was man durch Uebung in der Erinnerung erhält, kann es uns vielleicht nützen, uns umzusehen, ob etwa blos bei uns zu Lande solche Bräuche entstanden seien. Man könnte sonst wohl fragen, ob sie ihrem Ursprunge nach deutsch oder tschechisch wären; aber sie sind nicht blos diesen beiden, sondern überhaupt so gut wie allen Völkern gemein, so weit sich nur gleiche Anlässe darboten. Als Beispiel dessen wollen wir nur anführen, daß auch die alten Römer schon gerade solche „Feste" besaßen. Auch hier aber waren sie nur eine Abfindung für irgend etwas, das in der Vorzeit unter anderen Verhältnissen in weit ausgedehnterem Maße geleistet worden war.

Einmal war die Hauptmalstätte des „latinischen Bundes" auf dem heutigen Monte cavo im Albanergebirge gewesen. Die Römer zerstörten diesen Bund und nahmen das Land in Besitz — seitdem fand auf dem Monte cavo nur noch alle Jahre ein „Fest" statt. Die Leute zogen dann mit Schlachtvieh und Nahrungsmitteln von allerlei Art auf den Berg hinaus und feierten daselbst. Noch näher an Rom war es einem heiligen Haine schon in noch früherer Zeit ebenso ergangen. Einst hatte in diesem Haine der „Dea Dia" ein kleines Völkchen seine Mahlstätte. Vor den Römern hielt es nicht stand, sie setzten sich in seines Landes Besitz, scheuten sich aber vor dem heiligen

Platze, den eine möglicherweise durch den Besitzwechsel erzürnte Gottheit bewohnte. Daher behielt nun auch wieder dieser Hain sein jährliches „Fest“, und eine Art von Verein, die „arvalischen Brüder“ hatten die besondere Pflicht, für die Feier desselben zu sorgen: so dauerte das Fest wirklich fort bis in die Zeiten der christlichen Kaiser.

Worin es bestand? — Ungefähr darin, worin auch unsere „Feste“ bestehen. Die Festbrüder kamen zur bestimmten Zeit im Mai zu unterschiedlichen Mahlzeiten zusammen und begaben sich dann hinaus vor die Stadt in den genannten Hain, in dessen Tempelchen sie in genau vorgeschriebener tanzender Bewegung in uralter Sprache ein überliefertes Gebet absangen, dessen Inhalt kaum jemand noch verstand. Dann sah man sie auf dem Hügel vor dem Tempel im Grünen lagern, indeß das Volk, das aus der Stadt herausgeströmt war, den Hain umgab, sein mitgebrachtes Mahl verzehrte und in glücklicher Muße sich des Tages freute. Zum Schlusse mußten die Festbrüder dem Volke noch ein Wettrennen und ähnliche Spiele veranstalten und dazu Preise spenden.

Was man beim Feste thut und that.

Haben wir nun dem Leser einige alte Festplätze vorgeführt, so darf er wohl auch um den Inhalt der Festhandlungen fragen. Aus den letzten Resten, wie sie sich heute in unseren Dorfschenken verzettelt haben, wird er allerdings nichts Rechtes mehr entnehmen können. Man tanzt, zecht und freit allenfalls noch, und das Alles in rauchiger Stube und schlechter Luft. Noch hat manches Dorf seine prächtige Dorflinde. Hier war dieselbe Art der Unterhaltung an Sonntagen und lauen Abenden weit schöner, gemüthvoller, zuträglicher. Hier konnte man kostenloser und öfter zusammenkommen. Aber die Leute haben sich immer mehr an festgemauerte Stuben gewöhnt, und der freie Platz unter der Linde paßt ihnen nicht mehr. Er paßt auch dem Schenker nicht. Hier war indeß wirkliche, schöne Geselligkeit des ganzen Dorfes möglich; das alte Mütterchen und das Kind konnten Theilnehmer an der Festfreude sein. Jetzt genießt nur noch ein Theil das Vergnügen, aber dem gefällt es so besser. Doch im Wesentlichen feierte man auch unter der Linde in gleicher Weise; nur Eines kam noch hinzu, eine Beziehung, die nun die

Schenke vollends zerrissen hat, auch wenn sie sich etwa noch „zum grünen Baume" nennt.

Die Linde und der Platz um dieselbe war einmal für das einzelne Dorf dasselbe, was für ein friedliches Bündniß mehrerer zusammen jene Plätze waren, die wir „Malstätten" nannten und die nicht gerade inmitten bewohnten Hütten liegen mußten. Väterliche Häupter, die auf den ganzen Friedensbund der benachbarten Dörfer von Geltung gewesen waren, ehrte man auch nach ihrem Tode noch, indem man ihre Leichen an jenen heiligen Plätzen der Gemeinschaft beisetzte; so finden sich auch Hünengräber in Gesellschaft. Die Hausväter des Dorfes aber fanden in ähnlicher Weise ihr letztes Ruheplätzchen unter der Linde. Wie jene Malstätten in der schreckhaften Phantasie der Menschen sich mit Schlangengeistern bevölkerten, Drachen und Lindwürmer, die über den Schätzen wachten, die man den Todten mitzugeben pflegte, so daß der christliche Drachentödter für die Christen den Kampf aufnehmen mußte, so wohnten auch unter der Linde und solchen Bäumen überhaupt die geisterhaften Schlangen. Ein solcher Baum ist in nordischen Sagen und Liedern die große Esche, an deren Wurzeln die Schlangen nagen, und auch der Drache Siegfried's wohnte unter einem Lindenbaume.

Unseren Vorvätern war indeß der Gedanke noch keineswegs so schreckhaft. Sie sahen eben nur die Geister ihrer Lieben fortdauernd um ihre Dorflinde wohnen und an ihren Freuden und Schicksalen theilnehmen. Aber eben darum mußte die christliche Geistlichkeit auch nach diesen Dorfplätzen und Dorflinden ihre Aufmerksamkeit wenden. Man ging dabei in der nämlichen Weise vor, wie auf den Malstätten. Fanden sich die nöthigen Mittel, um eine Kirche zu stiften, so setzte man sie an die Stelle des bedenklichen Baumes und machte aus dem Platze einen Kirchhof — war er es ja doch in heidnischer Weise schon gewesen. Wo das nicht anging, da errichtete man wenigstens ein Kreuz unter dem Baume, oder man stellte einen Heiligen auf, schuf wohl auch ein hölzernes Kapellchen oder begnügte sich mit einem an den Baum genagelten Bildchen.

So gewöhnt waren aber die Alten an die liebevolle Verbindung ihrer Vorangegangenen mit den Lebenden, daß auch die äußere Auszeichnung eines Ortes als „Kirchhof" der Fröhlichkeit ihrer Festfeier

keinen Eintrag that. Gerade auf Kirchhöfen und Kirchplätzen entwickelten sich die besuchtesten Märkte, und mancher berühmte Marktplatz von heute hat eine solche Herkunft. Die orientalischen Christen halten heute noch an der alten Sitte fest. Das ganze Dorf versammelt sich jeden Sonntagsnachmittag auf dem Kirchhofe, und unter den Bäumen desselben kochen und trinken die Leute in lauter, fröhlicher Unterhaltung ihren Kaffee. Ganz ähnlich treiben es noch die Südslaven. Das ganze Dorf kommt den Sonntag über für den ganzen Tag an der Kirche zusammen, obwohl die kirchliche Andacht nur einen Theil der Zeit wegnimmt. Ist sie dann vorbei, dann gruppiren sich die Familien, öffnen ihre „Torba", die großen, gestickten Speisesäcke, ohne die der Südslave keine Reise thut, und beginnen das fröhliche Mahl; darauf läßt sich der Dudelsack hören, und das junge Volk beginnt seinen nationalen „Kolotanz", der bis in die Nacht hineinwährt. Suchen Eltern für ihren Sohn eine Braut, hier auf dem Tanzplatze an der Kirche finden sie die gewünschte Auswahl. Prüfend mustern sie die Tänzerinnen und die Bekannten und Verwandten, die man hier trifft, wissen allerlei Auskunft über das in solcher Lage Wissenswerthe.

Im Grunde hat auch bei uns in manchen Gegenden der Landbewohner etwas von solcher Sitte bewahrt; aber es ist Alles wie in Stücke gerissen. Auch er geht oft noch früh Morgens mit den Seinen zur Kirche und kommt spät in der Nacht heim. In die Kirche selbst drängt er sich nicht. Er sitzt oder lehnt gern außen auf dem Kirchhofe herum und ist zufrieden, wenn er von Zeit zu Zeit durch das Glöcklein auf dem Dache erfährt, was innen vorgeht; darum setzt der Glöckner diesen Telegraphen bei allen heiligen Haupthandlungen in Bewegung. An die Andacht schließt sich dann auch noch häufig bei uns ein kleines Gelage, selbst mitunter ein Tanz; aber Alles ist zerrissen und in die Schenken zerstreut, und man denkt dabei nicht mehr an eine zusammenhängende Sonntagsfeier.

Durch diese Zerreißung hat sich auch von der Festfeier etwas trennen müssen, was früher immer dazu gehörte, und was wir im Allgemeinen die „Andacht" nennen wollen. Heute geht der Bauer in die Schenke, um lustig, in die Kirche, um andächtig zu sein. So lange er sich früher, aus welchem Anlasse immer unter seiner Linde oder im Schatten

des heiligen Haines der Malstätte versammelte, war immer ein Grad von „Andacht" dabei, mochte sie noch so rohe Formen haben. Hier handelte, sprang und jubelte er doch immer in der vorgestellten Gegenwart seiner Lieben und der Gottheiten des Ortes, und ein Ihrer-Gedenken war die Wurzel der „Andacht". Er dachte ihrer nur freilich immer, wie man der Menschen wohlwollend gedenkt, lud sie ein zu Schmaus und Gelage und glaubte, daß sie sich auch seiner ausgelassenen Freude freuten.

Indeß das „Fest" hat doch wohl noch einen andern Kern, als die gewöhnliche Sonntagsfeier. Aber es ist nicht sowohl ein einzelner Kern, als vielmehr ein ganzes Kernhaus, und die Kerne fallen auseinander, sobald sich von der Reife der Zeit das Kernhaus öffnet. Die Gemeinschaft um die alte Dorflinde kann man in ältester Zeit noch als eine einzige Familie betrachten; Kolonistendörfer von einer halben oder ganzen Meile Länge gab es damals noch nicht. Es gab auch eine Zeit, wo man Holz und Gras noch wegnahm, wo man es fand. Das hätte bald zu ewigem Krieg geführt, hätten sich nicht benachbarte Gemeinden zu friedlichem Vertragen verbunden. Auch gegenseitige Aushilfe, Tausch und Kauf wurden Bedürfniß. Jenen Ausgleich mit Ausschluß der kriegerischen Selbsthilfe nennen wir Gericht, Ort und Zeit, wo und wann die Tauschlustigen ihre Gegenstände ausstellen, den Markt. Doch hat eine solche kleine Gemeinde noch ein besonderes Bedürfniß. So lange sie in Wirklichkeit noch eine durch Blutsverwandtschaft verbundene Familie ist, verhindern vielfache Verwandtschaftsbande die Ehen innerhalb der Gemeinde. Auch deshalb muß sie nun mit einigen Nachbargemeinden guten Frieden auf Grund von Gegenseitigkeit halten, damit die jungen Männer sich, ohne Streit und Blutvergießen anzuzetteln, aus der Nachbarschaft Frauen holen könnten. Alle Fremde mögen noch als Feinde gelten und behandelt werden; immer ein paar Gemeinden müssen als Freunde zusammenhalten. Diese Gemeinschaft aber bezeichnen das gemeinsame Gericht, der Markt und die Gegenseitigkeit der Freiungen. So pflegte ja auch das alte Rom, als es noch eine verhältnißmäßig kleine Gemeinde war, mit den nächsten Nachbarn gerade um des „commercium" und „connubium" wegen Bündnisse zu schließen, d. h. es schloß ein friedliches Abkommen, um ohne Kriegsfall Waaren und Frauen tauschen zu können.

Das „Gericht" gehört naturnothwendig zu allen diesen Dingen. Wir müssen dabei nur nicht vorzugsweise an Blutgericht und Streitsachen denken; die bilden nur die Ausnahmsfälle. Was heute Urkunden leisten, das leistete damals allein noch die Zeugenschaft des Menschen, und was heute Grundbücher, Archive und Registraturen zur Sicherung des Besitzes beitragen, das that damals das Gedächtniß der Mitwissenden. Es verlangte also der öffentliche Friede, welcher ja das Endziel der Vereinigung war, daß jede Besitzveränderung möglichst viele Mitwisser und Zeugen habe; womöglich sollten Alle Zeugen sein. Darum konnte man einen Tausch oder Kauf oder eine Schenkung oder sonstige Uebertragung mit Rechtskraft gar nicht zwischen seinen vier Wänden abschließen. Das neue Besitzverhältniß hatte vielmehr nur dann seinen Frieden, wenn möglichst viele aus dem Friedensverbande Zeugen seines Vorganges gewesen waren. Solche Zeugenschaft fand man aber wieder nur an der Malstätte und zwar auch da nur zu gewissen, durch altes Uebereinkommen bestimmten Zeiten. Man konnte also mit Beruhigung und Sicherheit nur hier kaufen und verkaufen, nur hier war Markt, hier aber auch zugleich das Gericht. Die Zeugen und Gedenkmänner bildeten dasselbe in seiner einfachsten Form. Der Erwerb einer Frau gehörte aber nicht unter die letzten dieser Geschäfte. Auch sie mußte ja aus dem Eigenthume des einen Hauses in das andere übergehen; schon deshalb konnte auch eine rechtsgiltige Vermählung nicht anders als vor solchem „Gerichte" stattfinden.

Das Alles also müssen die gewöhnlichen Geschäfte auf einer „Mahlstätte" gewesen sein: Schmaus, Tanz und ein andächtiges Gedenken der mitanwesenden, mitfeiernden Geister und Gottheiten kamen von selbst hinzu. In besonderen Fällen konnte es sich auch um Wahrung des gebrochenen oder gefährdeten Friedens handeln, sei es nach innen, gegen Verbrecher, oder noch außen, gegen Feinde. In solchen Fällen war die Wahl von Führern und Ordnern für kürzere oder längere Dauer gewiß eine nothwendig vorzunehmende Handlung.

Die Zeiten der Feste.

Heute tagen die Gerichte jeden Tag; das war für jene alten Zeiten und für die so einfachen Verhältnisse derselben nicht nothwendig.

In Fällen „handhafter That", bei sofort entdeckten Verbrechen brachte man wohl auch außer der Zeit schnell genug die Leute zusammen. Käufe und Übertragungen von Hofstätten und Grundgenuß drängten nicht so, daß man damit nicht bestimmte Zeiten hätte abwarten können. Hätte man auch um ihretwillen zu andern Zeiten die Leute citiren wollen, weder Neugier noch sonst eine Leidenschaft hätte sie in größerer Zahl herbeigebracht, wie dies allenfalls geschehen konnte, wenn man etwa einen Raubmord auf offener Straße entdeckt hatte.

Mit solchen Dingen mußte man also warten. Aber auch von einem fortgesetzten Bedürfnisse des Handels war nicht die Rede. Für gewöhnlich mußte die Feld- und Viehwirthschaft alles einbringen, was das Haus zur Ernährung bedurfte, und man hätte es wohl für ein Zeichen schlechter Wirthschaft gehalten, wenn dem Bauer mitten in der Zeit die Vorräthe ausgegangen wären. Was man aber im Hause an Geräthschaften brauchte, das wurde noch mit wenig Ausnahmen im Hause gemacht. Selbst mit den Eheabschlüssen pflegte man bis zu gewissen Zeiten zu warten, die man insgemein für passend hielt. In einem Theile von Kroatien hat sich diese Sitte sogar noch bis heute erhalten. Es wird das ganze Jahr hindurch keine Hochzeit gehalten, aber am Sonntage nach St. Michael kommen mit einem Schlage alle Bräute unter die Haube. Der Frühling ist die Zeit des Freiens, der Herbst schließt die Ehe. Sollten es nicht auch unsere Vorväter mit Uhlands „Bauernregel" gehalten haben?

„Im Winter muß der süße Bund
Schon fest geschlossen sein:
So darfst nicht lange stehn im Schnee,
Bei kaltem Mondenschein."

Konnte sonach Alles, was einer öffentlichen Besorgung bedurfte, auf bestimmte Zeiten verschoben werden, so waren dafür wieder einzelne besonders günstig, andere forderten geradezu durch die Bedürfnisse, die sich geltend machten, solche Zusammenkünfte. So fallen denn auch einige fast überall auf dieselbe Zeit, andere bewegen sich in den Grenzen eines größeren Zeitraums herum.

In einem sehr weiten Gebiete war von altersher die Zahl drei für die Zusammenkünfte des Jahres übereinstimmend üblich. Auf diese

drei Zeiten fallen auch alle größeren gemeinsamen Feste. Unsere germanischen Verwandten im Norden Europas hatten dafür übereinstimmend die „Julzeit", den Sommeranfang und den Herbst festgestellt. Die viel besprochene „Julzeit" aber fiel nicht auf unsere Weihnachten, auch nicht in die Zeit der Wintersonnenwende, sondern Ende Januars oder Anfang Februars. Diese Zeit bezeichnet heute noch der nordische „Lichtmeßmarkt". Für diese Zeit erforderte die wirthschaftliche Lage der Menschen eine Zusammenkunft, so ungünstig sie sonst einer solchen zu sein schien. Der halbe Winter war überstanden, und die Vorräthe gingen auf die Neige, verschieden nach den einzelnen Arten in den einzelnen Häusern; der nothwendig gewordene Austausch bedingte einen Markt, an den sich nun wieder alle die einzelnen Zweige des festlichen Wesens anschlossen. Ist es auch im Frühjahre bei Beginn eines förmlichen Wechsels des Lebens das Bedürfniß, das den Markt sucht, so ist es im Herbste die Fülle der Gaben und die eintretende Muße des Landmanns, die für Feste und Feststimmung die geeignete Grundlage wird. Die genauere Zeitbestimmung mußte natürlich von der besonderen Lebensweise, der Art der angebauten Früchte, des vorzugsweise gezogenen Viehes und dergleichen abhängen. Nach Zeit und Ort weit entfernt von unsern Vorfahren hatten doch auch die alten Juden im Grunde denselben natürlichen Anlaß ihrer Feste; nur die verschiedene Art des Anbaues unter jenem südlichen Himmelsstriche bedingte den Unterschied. Auch sie bezeichneten drei Hauptzeiten durch ihre alten Feste: Ostern, Pfingsten und Laubhütten. Die beiden ersten bezeichneten Anfang und Ende der dort sehr früh fallenden Getreideernte, das letzte das Ende der Obst- und Weinlese. Mit Unterlegung anderer Bedeutungen sind dann diese Feste auch vom Christenthume aufgenommen und zu den natürlichen Festen des germanischen Volkes hinzugefügt worden. Nur das letzte hat keine christliche Umdeutung erfahren; dafür kamen viele neue hinzu.

Für das deutsche Grafengericht späterer Zeit gibt das alte Rechtsbuch „des Sachsenspiegels" den Grundsatz an, daß es durchschnittlich in je achtzehn Wochen gehalten werden solle, wornach also auch wieder drei Gerichtszeiten des Jahres festgehalten sind, wenn sie auch unmöglich alle genau um den gleichen Zeitraum auseinander

liegen konnten. Mit den Tagen rechneten überhaupt unsere Voreltern nicht so genau, und jene festlichen Zusammenkünfte dauerten gern in die Tage, ja selbst über das Zeitmaß der Woche hinaus. Überdieß erscheint auch die Zahl vier als die der jährlichen Zusammenkünfte nicht selten. Schon durch diese Verschiedenheit der Zeitbestimmungen ergibt sich eine so große Mannigfaltigkeit, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn auch die Reste jener altväterischen Gepflogenheiten, die wir in unseren „Festen" erkennen müssen, wenn wir sie von Ort zu Ort verfolgen, eine fast unabgerissene Kette durch das ganze Jahr hindurch bilden.

Noch mannigfaltiger und bunter wurden die Erscheinungen dadurch, daß, wie ich schon andeutete, das einst volle Kerngehäuse der alten urväterischen Feste seine Kerne weit auseinander streute. Dabei ging es ihnen wie den Samenkörnern im Evangelium; die einen fielen auf fruchtbares Land und wucherten fort, die anderen erstickten oder verdorrten. Was unter allen Umständen am lebensfrischesten blieb, war Schmaus und Tanz und ein wenig Gefreie. Ja, dieser Kern spaltete sich sogar, wie uns ein Beispiel schon zeigte, zu einem Doppelkern, — das Fest an der alten Malstätte und das in der Schenke der einzelnen Dörfer. Mit ersterem blieb immer noch ein wenig Markt verbunden. Wo die Kirche selbst den Kampf der Zeiten vermittelt hatte, da blieb auch die Andacht erhalten; aber schon auf dem Festplatze selbst trennte sie sich als ein besonderer Akt von dem weltlichen Treiben, der getrennten Feier im Dorfe folgte sie schon gar nicht mehr nach.

Am frühesten und völligsten verdorrte der Kern des alten volksthümlichen Gerichtswesens. Unsere Gerichte mit ihren Grundbüchern und Archiven haben sich längst von jenen Plätzen zurückziehen müssen. Nur das Strafrecht erhielt sich am längsten noch in den westphälischen Fehmgerichten in einer ähnlichen Verbindung; sonst war nur noch hie und da eine Art Flurschützengericht übrig geblieben, das uns nichts weiter zeigen konnte, als wie solche Dinge allmählig zum Erinnerungsspiel und vom ernsten Spiel zur heiteren Karrikatur werden. Auf einer dieser Stufen werden wir also Alles antreffen, was ehedem dem Gebiete des Gerichtswesens auf den alten Festplätzen angehörte. Dahin gehörten nun aber auch, wie wir sahen, alle Heirathssachen. Vielleicht zeigen also auch sie sich uns im Spiele.

Der Kern des Marktwesens ist an vielen Stellen durch Ueberwucherung zu Grunde gegangen. Die alten Malstätten waren ja nur mit Rücksicht auf die kleinen Gemeindeverbände ältester Zeit gewählt. Mit Rücksicht auf einen in jüngerer Zeit sich entwickelnden Verkehr mußte darum ihre Lage von sehr verschiedenem Werthe sein. Die Einen wurden wahre Stapel- und Handelsplätze, andere verödeten durch das Glück jener. So blieb hier von dem alten Verkehrsleben nichts zurück, als die Sitte, einmal des Jahres einen Krammarkt von einfachen Lebensmitteln, Näschereien und Spielereien aufzustellen.

In solchen Formen bewegt sich nun das heutige Fest. Von den älteren Zeitterminen hat man immer denjenigen festgehalten, welcher dem Kalendertage des an der Stelle aufgestellten Heiligen am nächsten kam, und dann diesem vollends nahe gerückt. So feiert denn jetzt immer der Heilige selbst sein Fest an der Stelle. Zelte umrahmen nun dieselbe und fliegende Garküchen beginnen zu dampfen. Unter den Näschereien, die in den Zelten feilgeboten werden, fehlt vor allem nicht das Labsal unserer Voralten, Fladen aus Honigteig — der Pfefferkuchen. Uralt sind die Modelle, nach denen er immer noch geformt wird, Männer mit altfränkischen, eng anliegenden Kleidern, aus Zucker gemalter Pelzverbrämung und mit spitzer Mütze, Reiter von immer gleicher Gestalt. Daneben steht wohl ein Krämchen mit Gebetbüchern und Bildchen; letztere stellen den Heiligen des Ortes vor, und man nimmt sie etwa denen als Andenken an die Feier mit, die zu Hause bleiben mußten. Auch diese zwei Nachbarkräme stehen in einer engeren Verwandtschaft, als es scheint; sie sind die alte und die neue Zeit. Götterbilder aus Nahrungsmitteln, insbesondere aus Gebäck zu formen, war nicht blos deutsche Sitte. Wir wissen doch, daß auf mancher Malstätte, wie etwa heute die Statue eines Heiligen, ein Menschenbild errichtet war, in dem man sich den Sitz der Gottheit des Ortes dachte. Abbilder von solchen Bildern, also Götterbilder in gewissem Sinne, waren einmal auch diese Schimmelreiter und Männer aus Honigteig. So kauft man heute noch unbewußt in beiden Kramladen den alten und den neuen Heiligen des Ortes. Indem man damit die daheim gebliebenen Freunde beschenkte, that man ihnen einen gar großen Gefallen. An der Malstätte zu speisen war sehr verdienstlich, weil man ja damit der theilnehmenden Gottheit selbst ein

Gastmahl bereitete. Sie lohnte dafür den Menschen durch Gesundheit und Glück. Brachte man nun von diesen Speisen vom Festplatze den Seinigen mit, so machte man sie zu Theilnehmern einer so verdienstvollen Mahlzeit und brachte ihnen damit Glück in's Haus. Darum verlangen aber auch heute noch die Daheimgebliebenen ein „Mitgebrachtes" von solcher Festwallfahrt; die Kinder ziehen den Verwandten entgegen und strecken die Aermchen darnach aus; darum ist es immer noch Sitte, vom Feste mitzubringen. Es ist aber etwas ganz Verwandtes, der mitgebrachte Pfefferkuchenmann und das Heiligenbild. Der erstere kann freilich noch mit einer gewissen Heilswirkung gegessen werden — das letztere nicht? Nun, stellenweise doch auch noch; in Baiern verschlucken Schulkinder ein Heiligenbild, wenn sie bei der Prüfung gut bestehen wollen: das genossene Bild des Heiligen bringt ihnen also Glück.

Auch Gold und Schmucksachen bringt man immer noch wie dereinst von einem solchen Markte heim — aber sie sind nur noch von gebackenem Teig. Der Hauptschmuck unserer Ahnen bestand in Armringen, die mehr noch die Männer als die Frauen trugen. Eine geschlossene Art derselben hieß „Baugen" oder Beugen. Sie gebrauchte man vordem statt des gemünzten Geldes und reihte ihrer zu diesem Zwecke immer eine bestimmte Zahl auf eine Schnur. Das sind die ganz genau so aufgereihten „Beugel", mit denen noch immer beim Feste gehandelt wird. Die großen „Bretzel" sind die Bracilien oder Armbänder, die man durch in einander greifende Haken schließen und öffnen kann. Der Bäcker macht wohl freilich nur geschlossene.

Allmählig sammelt sich das Volk auf dem Platze, und auch die Geistlichkeit erscheint. Vielfach haben solche Kapellen Stiftungen, mitunter selbst sehr reiche, aus denen dann ein förmlicher Gottesdienst bezahlt werden kann. Ist dies nicht der Fall, so verschwindet auch dieser Theil der Feier, denn die gewöhnliche Seelsorge hat damit nichts zu schaffen. Wie bei „Johannes in der Wüste", so findet altem Brauche treu, die Predigt im Freien statt. Ich kenne eine alte, hölzerne Kirche in einem Lindenhaine dieser Art, bei der zum Zwecke der Predigt am „Feste" eine Kanzel aus dem Dache hervorragt; das aufgehobene Dachstück bildet dann den Schalldeckel; die Gemeinde aber steht vor der Kirche im Schatten der Bäume, auf den Gräbern der Vorangegangen.

Nach dem Gottesdienste theilt sich die Gesellschaft; die alte Einheit der Feier ist zerfallen; was nachfolgt, hat aufgehört, zugleich ein Gottesdienst zu sein; der Schmaus und die Geselligkeit haben ihre Weihe verloren. Die Geistlichkeit findet wohl beim nahe wohnenden Gutsherrn als Patron der Kapelle einen wohlbesetzten Tisch; selbst in dieser Ueberlieferung hat sich doch immer noch der Festschmaus erhalten. Das Volk gruppirt sich um die Garküchen oder sucht sich ein Plätzchen, um die mitgebrachten Nahrungsmittel in heiterer Geselligkeit zu verzehren. Vieles Volk kommt aber überhaupt erst nach der Essenszeit auf den Platz; für dieses geht der gottesdienstliche Theil der Feier durch seine Trennung ganz verloren; so verweltlichen die Feste.

Es wird wohl da und dort gespielt, aber fast sind es nur noch Wettspiele, die man an den Krämen spielt; gemeinsame Gesellschaftsspiele kennt man kaum mehr. Schon scheut man sich auf offenem Plane zu tanzen; wieder bröckelt mit der Gesellschaft, die zu diesem Zwecke lieber hinab in die Schenke des Dorfes zieht, ein Stück von dem Feste ab. Die nächsten Sonntage feiern dann die einzelnen Dörfer, die einst die Malstätte besuchten, dasselbe Fest in ihren eigenen Schenken, und diese Feier fällt damit vollends aus dem Zusammenhange mit dem alten Ursprunge und der Wesenheit solcher Feste.

Alte Zeichen der Festplätze.

Ehe wir nun nachsehen, was sonst noch von den zerfallenen Samenkörnern im Volksleben weiter getrieben hat, müssen wir noch einen Augenblick auf unserer alten Malstätte verweilen. Ein Kirchlein oder ein Kreuz wie heute, hat sie natürlich nicht zu allen Zeiten getragen; aber irgend etwas war immer schon an deren Stelle. Warum hätte man denn die Gräber Angesehener gerade auf weithin herrschenden Höhen angelegt, warum hätte man noch so hoch wie möglich Steine und Erde darauf gethürmt, wenn nicht, damit man sie von weitem sehe? Dem Geiste, den man sich da noch lange wohnend dachte, war vielleicht ein aufgerichteter Stein, ein Stab oder Pfahl nicht weiter von Nutzen; aber dem Menschen, der in Verehrung und Furcht solcher Geister lebte, war es erwünscht, die Stelle zu zeichnen, damit er nicht irgendwie ohne sein

Wissen schuldig werde. Indem ein Baum demselben Zwecke diente, konnte man sich vielleicht vorstellen, daß seinen duftigen Schatten auch der Geist liebte, daß er gern unter dem grünen Zweigdache eines solchen wohnte. Darum trafen wir den Baum als Dorflinde noch auf dem Dorfplatze, darum stellte man Stangen und Säulen auf die Gräber, darum setzte man mitunter auf das an sich weithinsichtbare Hünengrab noch einen aufragenden Stein. Diese unumgänglich nothwendigen Zeichen, heute in Kreuz und Kapelle verwandelt, bildeten das „Mal", nach welchem jene Plätze „Malstätten" und in der alten Gerichtssprache insbesondere „Malberge" genannt wurden. Ein solches Mal bezeichnete unseren Vätern die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Ortes, bewahrte diesen vor Störungen und den Menschen vor Unglück; wir sahen ja schon, welches Unheil es über eine ganze Dorfflur bringen konnte, wenn man auch nur in den Steinen des „Eisberges" wühlte. Als die Leute geschickter in allerhand Handfertigkeit wurden, begannen sie solche Malsäulen durch Schnitzereien zu schmücken. Am liebsten gab ihnen dann die Form die Kunst einer großen menschlichen Figur; war doch die einst der Wohnsitz jenes Geistes gewesen, der nun hier seine Herrschaft führte. Aber die ältere Kunst dieser Art war noch sehr roh, wie wir aus einzelnen Beschreibungen solcher Kunstwerke wissen, und indem sie allenfalls dem Pfahle oder Blocke etwas wie ein menschliches Gesicht einschnitt, stellte sie die übrige Aehnlichkeit durch äußere Mittel her: man wickelte etwa einen wirklichen Mantel um das Holz, band ein wirkliches Schwert daran und setzte einen Helm darauf. So war der Mann fertig, mehr eine Puppe, als ein Bildwerk.

Aber das verletzte den Sinn unserer Vorfahren nicht; eine wirkliche Puppe an einem Pfahle zu befestigen, hätte ihnen für den Zweck auch genügt. Erst später entstanden wirklich geschnitzte und nachmals selbst aus Stein gemeißelte Bildsäulen dieser Art, solche wie sie noch heute als „Rolandsäulen" auf manchem Marktplatze sich erhalten haben; ein Heiliger für den Handelsstand hat sich dafür nicht recht finden wollen.

Das liebste „Mal" blieb aber unserem Volke immer der lebende Baum. Einen solchen aufzurichten, und wäre es auch nur ein todter, ein geschmückter Stamm, schien darum dem Volke überall da noth-

wendig, wo es irgend etwas vornahm oder feierte, was einst unter jenem Zeichen auf der Malstätte und nur in dessen Angesichte hatte vorgenommen werden können. Wenn wir also, wie wahrscheinlich, einem solchen „Baume“ noch recht oft begegnen sollten, so wissen wir, wo er herstammt, und was er ursprünglich sollte, mag man das auch vergessen haben. Die Gewohnheit bleibt beim Volke immer fester sitzen, als das Verständniß.

Etwas schwerer wird es uns vielleicht, unseren Voreltern in einen anderen Gedankenkreis zu folgen; ihnen schien er so natürlich, als sähen sie alles deutlich vor sich, was sie glaubten. Es ist sehr natürlich, daß nach dem Glauben der Vorfahren die Geister in allen Dingen genau so wie Menschen handeln. Wie nun die Menschen, lüstern nach den Genüssen des Festes, von allen Seiten zur Malstätte strömen, gerade so thun es auch all' die Geister, die für gewöhnlich anderswo ihre Ruhestätte haben. Sie haben ja denselben Grund lüstern zu sein, wie die Menschen; sie sind ja geladene und gern gesehene Theilnehmer an allen Freuden der Mahlzeiten und des Festes. Sie steigen also von den Dorfplätzen, aus den Hainen und Höhlen — den zahllosen deutschen Zwerg-, Querg- oder Quarklöchern — hervor und ziehen gleich den Schwärmen der Menschen zum Feste. Wie bunt wird erst dieses Geisterschwärmen zur Festzeit, wenn sich allmählig ganze Völkerstämme zu einer Einheit verbunden wissen, und nun etwa ein Gesammtfest sie alle aus allen Gauen vereinigt oder in gewissen Zeiträumen die Festreise von Malstatt zu Malstatt geht! Dann sind die Räume der Lüfte erfüllt von schwärmenden Geistern, die alle nach den duftigen Rauchsäulen der Malstätten zu ziehen. Gern sah der Heide diesen Zuzug von Gästen, mit Scheu und Schauer der Christ; aber noch glaubte er daran; das beweisen ja heute noch die Erzählungen vom „Todtenheer“, vom „wilden Jäger“. Der Heide lud und rief die Schaaren, der Christ wehrte sich mit allerlei Mitteln vor ihrem unheilvollen Einfluße; aber in Einem handelten sie beide gleich.

Auch unsere nicht christlichen Vorfahren wünschten nicht, daß die geladenen Geister ihre Friedensstätten für immer verließen und auch über die Festzeiten hinaus bei ihnen blieben; solche heimatlose Geister fürchteten vielmehr auch sie gar sehr als Spukgeister. Darum hatten auch sie schon allerlei Mittel ersonnen, sich zu versichern, daß nach dem

Feste ja alle Geistchen wieder an ihre Hainstätten zurückkehrten, oder sie nöthigenfalls gewaltsam zu vertreiben. Hierin konnte auch der Christ zustimmen. Er durfte sie nicht mehr laden; aber da es trotzdem leidige Thatsache war, daß sie ihr altes Schwärmen an den Festzeiten immer noch nicht ließen, so durfte er wenigstens den Vorgang der Vertreibung beibehalten — dagegen konnte ja die Kirche gar nichts haben. Im Gegentheil zeigte er sich ja dabei gerade recht eifrig. Wir haben also zu erwarten, daß, wenn auch alle anderen Festbräuche, sofern sie sich auf die Geisterwelt beziehen, abgestorben sein sollten, sich doch das Austreiben der Geister am längsten erhalten haben wird. Nur in Einem wird sich dabei der christliche Brauch von dem unserer nichtchristlichen Vorfahren unterscheiden können. Der Heide vertrieb die Spukgeister erst, wenn er die Festzeit beendigt hatte; der Christ wird sich kein Gewissen daraus gemacht haben, die Geister auch vom Feste weg zu verscheuchen. Aber wie immer sich das geändert haben möchte, jedenfalls werden wir auch an diesen zwei Dingen immer das Ueberbleibsel einer alten Festfeier erkennen können: an der Aufrichtung des Baumes und der Verscheuchung der Geister, wie immer man sie nun nennen möge.

Feste und Fasten.

Daß diese alten Heidenfeste dem Christenthume hinderlich sein mußten, sieht jedermann ein. Das bedingte schon ihre so enge Verbindung mit dem alten Glauben und der Widerspruch, in welchem sich dieser mit der christlichen Anschauung befand. Nach dieser lebten ja die Seelen der Verstorbenen auch fort, aber nur um für ihr irdisches Thun Strafe oder Belohnung zu empfangen; nach der heidnischen Anschauung unserer Vorfahren aber ging es den Seelen gut oder schlecht, nur je nachdem die Menschen auf deren Pflege Bedacht nahmen oder nicht, und die Seelen selbst wieder vergalten, hier gewissermaßen an der Stelle Gottes gedacht, selbst wieder den Lebenden ihr Thun mit Gutem oder Bösem. Auf diesem so widersprechenden Seelenglauben aber beruhte, wie wir sahen, ein gar wesentlicher Theil der Festveranstaltung. Folglich aber konnte sich das Christenthum mit diesen Festen nicht befreunden.

Aber was thun? Dieselben verbieten? — Das war unbedingt nicht möglich, denn es waren ja doch wieder keine bloßen Religionsfeste. Man hätte unseren Vorfahren auf jener Stufe das Leben verbieten müssen, hätte man ihnen mit jenen Festen ihre Märkte und Gerichtszusammenkünfte, auf denen sie ja Alles und Alles, was zum friedlichen Leben nothwendig war, besorgten, verbieten wollen. Das Bischen friedliche Kultur, zu der sie sich aus einem wilden Kampfleben emporzuheben begannen, beruhte ja auf jenen Friedensbündnissen, deren Besiegelung in den Festzusammenkünften lag. Man hätte also wieder diese Kultur zerstören müssen, hätte man mit Gewalt die „Feste" vernichten wollen. Daran konnte die Kirche nicht denken.

Was also thun? Ein Vorspiel, wie hiebei die Kirche vorgehen würde, sehen wir an dem Schicksale unseres heutigen Neujahrsfestes. Dieses stammt nicht von unseren Vorfahren, sondern die Sitte, den ersten Januar als Neujahrstag zu feiern, ist im römischen Reiche durch Cäsars Kalenderreform eingeführt worden und dann über Frankreich zu uns gekommen. Die christliche Kirche aber wollte von diesem Kalenderfeste so wenig wissen, wie von dem ganzen heidnischen Kalender, sondern rechnet bekanntlich bis heute nach einem besonderen „Kirchenjahre", welches in ältester Zeit zu Ostern, dann aber mit dem Festtage „Christi Erscheinung" begann; daher heißt bis heute noch dieser Dreikönigstag auch „Großneujahr". Noch später aber begann die römische Kirche das Jahr vom ersten Adventstage an zu zählen, und dabei blieb sie bis heute.

Von dem heidnischen Neujahr aber wollte sie nichts wissen, und doch war das Volk einmal gewöhnt, dieses zu feiern, und hielt daran fest. Da griff die Kirche zu einem sehr guten Mittel. Man weiß, wie streng in früheren Zeiten die kirchlichen Fastengebote waren; die Kirche legte also einen F a s t t a g auf jenen Tag — da sah es mit dem „Feiern" traurig aus! Aber die Zeitrechnung abzuändern, konnte ihr doch nicht mehr gelingen, und so mag denn doch der 1. Januar immer noch ein bedeutsamer Tag gewesen sein. Da versuchte es Papst Gregor der Große auf einem anderen Wege; er bezeichnete ihn als den Tag der „Beschneidung des Herrn" und so konnte sich später die Feier des Tages dieser kirchlichen Bedeutung zuwenden.

Aehnlich ging es unseren alten deutschen Festzeiten; doch war es viel schwieriger, sie mit einem Schlage zu treffen, weil sie nach örtlicher Mannigfaltigkeit einen so großen Theil des Jahres bedeckten. Dennoch sahen wir schon, daß gerade gewisse Zeiten von Natur aus als die geeignetsten erschienen, und daß innerhalb derselben die meisten Feste fielen; das sind Frühling (März) und Herbst (September), Mittwinter und als vierter Termin der Mittsommer. Mitten hinein in diese vier Zeiten (quatuor tempora) legte nun die Kirche je drei strenge Fasttage, die „Quatemberfasten", und verdarb damit gewiß sehr wirksam gerade jenen Theil der Festfreude, der mit der alten Art Gottesdienst am innigsten zusammenhing. Dabei sah man zugleich darauf, daß die alten Gerichtszeiten nicht etwa von diesen Terminen fortrückten. In Böhmen und Mähren wurden vielmehr das ganze Mittelalter hindurch die großen Landgerichte immer gerade in den Quatemberzeiten abgehalten. Kamen dann da auch immer noch die adeligen Herren in Brünn und Prag wie auf einer alten Malstätte zusammen, so war ihnen dabei doch der Brodkorb so hoch gehängt, daß diese alten Festzeiten ein ganz anderes Gesicht bekamen. Andere „gebotene" Fasten kamen dazu, um die gefährdeten Zeiten rein zu halten. Wenn man den Kalender von heute aufschlägt und die Gruppirung dieser Fasten beachtet, so erkennt man ganz deutlich, wie sie sich gerade in diesen Zeiten häufen. Fällt Ostern, wie zumeist, auf den Anfang Aprils, so ist der ganze Mär durch beständig sich wiederholende strenge Fasttage zerrissen. Von der zweiten Woche nach Pfingsten bis Peter und Paul fielen früher die „Apostelfasten", und die Zeit vor Christi Himmelfahrt bezeichnen die Fasten der Bittage; vor Weihnachten fallen seit dem sechsten Jahrhunderte die Adventfasten.

Bleibt nun noch irgend ein Raum, in den sich solche alte „Malzeiten" hätten flüchten können, so ist dieser so klein wie möglich zugeschnitten. An bedeutenderen Malstätten dauerten früher die Zusammenkünfte sowohl der Märkte wie der Gerichte wegen in die Wochen hinein; die Kirche sorgte dafür, daß sich nicht auch so weit die Schmausereien mit ihrer heidnischen Beziehung erstreckten, indem sie durch die Bank jeden Mittwoch, Freitag und Samstag mit Fastenpflicht belegte. Darum blieben für zusammenhängende Festfeiern nur jene drei Tage — Sonn-

tag, Montag und Dienstag — welche auch heute noch die volksthümliche Dauer größerer Feste bezeichnen. Selbst das protestantische Deutschland hat noch seine „dritten Feiertage".

Den „vier Zeiten" aber blieb ihr Festcharakter fortan benommen, und wir würden kaum vermuthen, daß dies einst insbesondere Festzeiten waren, wenn nicht die zäh am alten hängende Volksgewohnheit uns einige Züge aus alter Zeit erhalten hätte. Wie schon erwähnt, erhielt sich in Böhmen und Mähren bis in die jüngere Zeit die Sitte, die höchsten Gerichte zu Prag und Brünn immer noch gerade an diesen Tagen abzuhalten, und auch unter den sogenannten „Lostagen" der Jahrmärkte treten die „Quatember", wie jeder Kalender zeigt, immer noch hervor. Ebenso bildeten zur Zeit der Bauernunterthänigkeit die Quatember auch vielfach die Termine zur Ablieferung der Schuldigkeiten an die Herrschaft. Auch das war ja eine Angelegenheit öffentlicher Art, wie sie einst wenigstens vor dem „Hofgerichte" geordnet werden mußte.

Vom Feste blieb also wenig oder nichts; aber doch hat das Volk nicht überall vergessen, daß das einst Festzeiten waren. Die Geister nämlich wissen nach seiner Meinung nichts davon, daß die Kirche solche Aenderungen vorgenommen hat, und sie kommen deshalb nach wie vor gerade zu diesen Zeiten aus ihren Wohnsitzen hervor, sei es zu den Menschen ins Haus, sei es an jene unheimlichen alten Plätze, wo man sie einst zum Mahle geladen hatte, an denen es nun zu diesen Zeiten „nicht geheuer" ist; nur dieser „Aberglaube" blieb als Zeugniß dessen, was diese Zeiten einst bedeuteten, zurück. Nur muß man dabei auch der Umwandlung gedenken, welche die Geister und Geistchen nach christlicher Anschauung erfahren hatten, wie ich schon anführte. Aus denen, die man einst für gar nicht unmächtig hielt, sind nun „arme" Seelen geworden. Demgemäß bieten also jetzt alle Festzeiten der „armen Seele" die Gelegenheit zur Wiederkehr. Aber der Mensch benimmt sich auch diesen gegenüber noch gerade so wie dereinst; er gibt ihnen einen Antheil von seinen Speisen. Nur hält er auch hierin gern der Sicherheit wegen an dem Alterprobten fest; er reicht ihnen nur, wovon er nach alter Erfahrung sicher ist, daß sie es gern nehmen. Darum sind es fast immer einfache Speisen einer alten Zeit, die man den „armen Seelen" anbietet oder die man gerade deßwegen, weil diese am Mahle theil-

nehmen wollen, überhaupt als Festspeisen auftischt. Wir werden solchen Speisen noch vielfach begegnen; dazu gehören die sonst immer mehr abkommenden Hirsespeisen, der uralte Grützebrei mit Honig (Kaše), Brodteigkuchen, geröstete Getreidekörner, selbst rohe Grütze oder grobes Mehl und ähnl.

Bei den einzelnen Beispielen, die wir hier anführen wollen, nennen wir nur deßhalb eine bestimmte Gegend oder einen einzelnen Ort, weil das Vorkommen des Brauches gerade für diese Gegend schon durch irgend eine gedruckte Mittheilung bezeugt ist; der Leser wird aber genug oft finden, daß derselbe Brauch nicht nur dort, sondern auch in seiner Gegend vorkomme. So wissen wir gerade aus Oberfranken daß dort heute noch gerade an den Quatembertagen die Seelen zu den Menschen in die Häuser kommen, und daß man ihnen hier kleine Spenden — „Opfer" nennt man solche mit einem fremden Worte — hinstellt, um, wie man sagt, „die armen Seelen abzuspeisen." Es liegt gar nichts anderes zu Grunde, wenn anderwärts das Volk behauptet, daß man sich gerade an diesen Tagen recht sehr vor „Geistern" in Acht nehmen und schützen müße.

Vor den „Geistern" schützt aber nach Volksmeinung Alles, was irgendwie mit dem Geiste Gottes, insbesondere mit dem „heiligen Geiste" nirgend eine Berührung gebracht worden ist, und dieses geschieht wieder durch die priesterliche „Weihe" von Gegenständen. Darum läßt man in der Pfalz an denselben Tagen Salz weihen, das dann vor der „Behexung", d. h. vor dem bösen Einflusse solcher Geister schützt. Schon hier merken wir, daß das Wort „Hexen" zweierlei Bedeutung haben muß. Es bezeichnet ursprünglich nach der wahrscheinlichsten Ableitung solche, die aus dem „Hag" kamen, oder für gewöhnlich im Hag wohnen. Der Hag aber ist eine „gehegte" Stätte, jener gehegte Hain der Todten, aus dem die Geister hervorkommen, und diese Geister selbst sind „Hexen". Später aber dachte man sich darunter böswillige Menschen, welche mit Hilfe solcher Geister zu ihrem Nutzen und Anderer Schaden allerlei gewöhnlichen Menschenkindern Unmögliches bewirkten, welche mit Hilfe solcher Geister „hexten". In noch anderer Weise hielt man dafür, daß solche Menschen auch ihren eigenen Geist nach Belieben vom Leibe entfernen und durch die Luft schicken könnten, so wie man eben glaubte, daß sich

die Geister überhaupt in diesem Elemente herumtummeln und da Alles das verursachten, was wir wie Hagel, Donner u. ähnl. heute als durch natürliche Ursachen hervorgebracht erkennen. Darum werden wir also „Geister" und „Hexen" immer wieder in innigster Verbindung, ja in solcher Vermischung antreffen, daß immer zugleich von beiderlei die Rede sein kann.

Wie sich die Hexen in allerlei unscheinliches und unheimliches Gethier verwandeln können, das weiß noch heute jedermann; aber das ist doch eigentlich wieder die Sitte der Geistchen. Sie wohnen zumeist als gutmüthige Schlangen — Hausnattern — oder Kröten — Hausunken — unter den Häusern und an Begräbnißstätten überhaupt. In Tirol erscheinen nun gerade an den Quatembertagen eine Menge Kröten bei alten Kapellen; das wäre ein ganz wunderbares Naturereigniß, wenn wir nicht wüßten, daß diese Kröten die Geister, die Kapellen die Malstätten und die Quatembertage die alten Festzeiten sind.

Bei den Slaven hat nach Hanuš's Zeugnissen die Volkserinnerung all' diese Erscheinungen in Einem Ausdrucke zusammengefaßt, wenn sie sagt, viermal des Jahres und zwar gerade zu den Quatemberzeiten „öffne" sich sowohl der „Himmel" wie das unterirdische „Paradies". Paradies und Himmel sind in diesem Sinne nur die Gesammtbezeichnungen für die gewöhnlichen Wohnplätze der Seelen; daß sich nun diese zu den „vier Zeiten" öffneten, mußten ja doch diejenigen Menschen schließen, welche glaubten, daß die Seelen der Abgeschiedenen an den Festzeiten wieder zu ihnen kämen. Andere Angaben sagen, daß diese viermalige Oeffnung des slavischen Himmels zur Weihnachts- und Frühlingszeit, zu Johanni und Michaeli stattfinde. Diese Zeiten fallen aber mit den Quatemberzeiten wieder zusammen, denn auch diese schwanken als „bewegliche" Zeiten in denselben Grenzen.

Unserer Zeit ist nun freilich diese Vorstellung immer mehr und mehr fremd geworden, und man hat fast überall angefangen, in dieser „Oeffnung des Himmels" einen Zusammenhang mit den Erscheinungen der Natur zu suchen und Märchen dieser Art gedichtet. Doch hat selbst die Kirche hie und da noch den alten Gedanken festgehalten und die Vorstellung unserer Ahnen in ziemlicher Reinheit gewahrt. Wir sahen

ja schon, wie beim Feste auf der alten Malstätte nun das Meßopfer den Theil der Feier ausmacht, der ehedem in der Theilnahme der Geister an den Genüssen des Males lag. Der Mensch hatte wirklich die Absicht, ihnen damit ein Gutes zu thun, zu nützen, freilich auch mit dem Nebengedanken, daß sie ihm dafür wieder nützten. Das Alles ist nun im Christenthume nicht umgekommen, aber es ist vergeistigt, dem Sinne nach gehoben worden. Nun ist es die „Seelenmesse", welche in höherem Sinne als dem sinnlichen Genusse nach den Seelen die erwünschten Vortheile bringt; aber die Seelen selbst sind nun arm, und können nichts gegenleisten. Aber doch — das Alte ist auch hierin nicht ganz verschwunden! Schon wenn die Seelen befriedigt und durch das Meßopfer zur Ruhe geführt, den Menschen nicht durch Spukerscheinungen quälen, genießt er auch für sich einen Erfolg. Die Seele kann aber auch durch frommes Zuthun der Ueberlebenden vor das Angesicht Gottes kommen und dann die Fürbitterin für die Ihrigen werden, also auch denen nützen, die ihr selbst Gutes gethan — so schließt sich der Kreis wieder, wie in alten Zeiten; nur ist der Kette das größte Glied neu eingefügt worden.

So ist es nun auch ganz verständlich, warum in der alten Bergstadt Mies, aber gewiß nicht hier allein, an jedem Quatembersonntage eine feierliche Messe für alle im Sprengel Gestorbenen gehalten wird. So werden wir überhaupt noch wiederholt am Schlusse alter Festzeiten die „Seelenmessen" finden, und selbst Privatfeste schließen häufig mit diesem Brauche. So bestellt das Kirmesdorf am Dienstage seiner Kirmeswoche eine Seelenmesse für die Geschiedenen des Dorfes, und auf die Hochzeit folgt üblicher Weise des anderen Tages eine Seelenmesse für die „verstorbene Freundschaft". Damit wollte man ursprünglich keineswegs ein Freudenfest mit Trauer schließen, sondern die Geister der Freundschaft und der Gemeinde, die einst so traulich und fröhlich mitgefeiert haben, sollten nun im Sinne und nach den Formen einer neueren Zeit eine Entschädigung erhalten für das, was sie einst genossen. Nach jenem feierlichen Gottesdienste am Quatembersonntage hält die in der Kirche versammelte Gemeinde einen festlichen Umgang innerhalb derselben, wobei gewiß wie am Beginne jedes feierlichen Gottesdienstes die Besprengung des Gotteshauses mit Weihwasser nicht fehlt. Dieses Weihwasser ist ganz von derselben Kraft, wie das geweihte Salz, das wir

schon kennen lernten. Durch die Beziehung, in welche es der Priester bei der Weihe zum Geiste des wahren Gottes gesetzt hat, vertreibt es überall, wohin es träufelt, diejenigen unlautern Geister, die sich, den Menschen berückend, in beschränkten Grenzen an die Stelle Gottes setzen möchten — es vertreibt die bösen und die Spukgeister, und sonach schließt also auch hier ein altes Fest mit der Vertreibung der Geister.

Die Christenfeste im Allgemeinen.

In der angegebenen Weise konnten an den alten „hohen Zeiten" wohl das Gericht und allenfalls der Markt als Bedürfnisse des Volkes fortbestehen bleiben; aber das eigentliche Fest war zerstört — wenn es nicht etwa zur Seite rückte. Geschah nun das letztere, so fiel das Fest in eine andere Schlinge: es traf mit einem kirchlichen Feste zusammen. Auch dann war der nächste Zweck der Kirche erreicht. Mochten sich dann welche Formen immer von altersher erhalten haben, sie dienten in solcher Verbindung alle nur noch dem Kirchenfeste und wurden auf die Verherrlichung des Einen Gottes bezogen.

Man begegnet mitunter der Ansicht, daß die christlichen Feste größtentheils aus heidnischen entstanden wären; diese ist falsch. Die christlichen Feste sind von ganz anderer Art, als im allgemeinen die unserer nichtchristlichen Vorfahren waren. Jene sind größeren Theils Erinnerungsfeste geschichtlicher Art und kümmern sich wenig oder nur nebenbei um die materiellen Lebensbedingungen des Volkes. Aber man konnte und wollte nicht verhindern, daß ihnen die in gewissen Grenzen immer beweglich gebliebenen Volksfeste, durch die Fastengebote bedrängt, immer näher und näher rückten und endlich sich mit ihnen vereinigten. In Folge dessen finden wir dann in zerstreuter Weise die einzelnen Formen der alten Festfeier bei den christlichen Festen wieder; und mitunter gibt die Kirche für die einfach stehen gebliebene alte Uebung nichts hinzu, als den Namen eines ihrer zahllosen Heiligen.

Das älteste und ursprünglichste aller christlichen Feste ist das Osterfest, aber auch dieses fiel zunächst mit einem alten jüdischen Volksfeste zusammen, das zu einem Tempelfeste geworden war. Die ersten Christen bestanden aus zwei Gruppen; die einen mit ihrem Hauptsitze in

Jerusalem, waren Juden, die anderen vorzugsweise Griechen. Beide feierten zunächst auch als Christen noch die alten Feste ihres Volkes, insbesondere die Judenchristen hielten sich noch ohne Einschränkung an die jüdischen Bräuche, nur daß ihnen von jetzt an das jüdische Ostern zugleich das Gründungsfest ihrer neuen Gemeinde wurde. Ebenso hielten auch die griechischen Christen die griechischen Feste, und der heilige Paulus verbot ihnen nicht einmal unbedingt die Theilnahme an jenen „Opfermahlzeiten", wenn sie nur dabei ihrer Gesinnung nach den richtigen Unterschied machten, und die Speisen nicht den alten Göttern zu Ehren äßen. Da das aber doch für schwächer Unterscheidende sehr irreleitend sein konnte, so kam diese Theilnahme immer mehr ab, und die Christen begnügten sich, allein die sich bildenden christlichen Erinnerungsfeste zu feiern.

Ostern als christliche Gedenkzeit feierte man zuerst in zweifacher Weise. Die älteren Christen in Asien wählten dafür den Vorabend des jüdischen Festes (den 14. des jüdischen Monates Nisan) als denjenigen Tag, an welchem Jesus vor seinem Leiden den Bund mit den Aposteln geschlossen hatte, welcher der Anfang der Kirche war. Die jüngeren Christengemeinden im Abendlande aber feierten den Auferstehungstag und hielten die Erinnerung fest, daß dieser ein Sonntag gewesen sei. Erst im Jahre 325 vereinigten sich nach langem Zwiespalte beide Richtungen, und es entstand jenes Osterfest, durch welches die gesammte Christenheit, durch die Reihe der Tage hindurch den Verlauf der Leidensgeschichte Jesu und dessen Auferstehung feiert. Dieser Inhalt des Festes und alles, was sich in den kirchlichen Ceremonien auf dieses bezieht, ist vollkommen unabhängig von denjenigen Festen unserer Vorfahren, welche an einzelnen Orten gerade um dieselbe Zeit gefeiert wurden, und nun in jenem aufgingen.

Nur die Namen sind vielfach von der alten Zeit her im Gebrauche geblieben. Die Griechen nahmen denselben von den Juden und bezeichneten das Fest als Paschah. Von da nahmen ihn auch die Lateiner auf, und von diesen kam er zu den Nordgermanen und den Niederdeutschen; hier heißt das Fest „Pâsken". Dagegen haben die Oberdeutschen und die Angelsachsen die Bezeichnung aus ihrer eigenen Sprache genommen, in welcher ehedem Ostern wahrscheinlich die Frühlingszeit

überhaupt bezeichnete. Auch die Tschechen haben dafür ihren alten Namen behalten, welcher überhaupt nur dasselbe ausdrückt, wie unser deutsches „Hohe Zeit", Hochzeit im alten Sinne. Daß der Slave dabei nur von „Nächten" spricht, ist nur eine alterthümliche Form, indem man früher die Zeittermine überhaupt nach Nächten und nicht nach Tagen bestimmte.

Es paßte zu dem Sinne der festlichen Osterzeit und zu der fröhlichen und sinnerfreuenden Erscheinung der wieder erwachenden Natur sehr wohl, daß die Kirche eine Zeit lang den Beginn ihres Jahres dahin verlegte. Deshalb wurde Ostern die Zeit der Aufnahme der Neulinge in den Christenbund. Da man damals nur Erwachsene durch die Taufe in denselben aufnahm, so wurde Ostern auch eine allgemeine Taufzeit, wovon die Kirche noch einige Erinnerungen bewahrt hat. Da in gleicher Weise das Bußsakrament zur Wiederaufnahme führte, so wurde Ostern zugleich die allgemeine Beichtzeit, und das blieb es bis heute.

Das nächst älteste Fest der Christenheit ist Pfingsten. Zunächst haben auch dieses die Judenchristen mit den Juden weiter gefeiert, dann aber auch ihm die Weihe eines besonderen christlichen Erinnerungstages gegeben, und später haben auch die Nachkommen der durch Paulus bekehrten Christen diesen Brauch aufgenommen. Der Name ist fast überall aus dem Griechischen entlehnt worden und bezieht sich auf den Zeitraum von fünfzig Tagen, durch welchen es von Ostern getrennt ist. Den Juden war es diejenige „Hohe Zeit", welche sich ihnen nach der fröhlichen Heimkehr von den Erntearbeiten auf ihren früh reifenden Getreidefeldern eröffnete. Die Christen knüpften daran die Erinnerung der Begründung ihrer eigenen Gemeinde in einer anderen Vorstellung und Form, wie wir sie beim Osterfeste kennen lernten. An einem jüdischen Pfingstfeste war es gewesen, da die in Jerusalem zurückgebliebenen Jünger Jesu zuerst dessen Geist über sich haben kommen sehen und da sie als dessen Gemeinde öffentlich aufgetreten waren. Auch das war also eine andere Art Gründungsfest der Kirche und als solches wieder ein Aufnahmstermin. Wie aber Handauflegen und Taufen zwei verschiedene Formen für eine solche Aufnahme waren, so wurde Pfingsten insbesondere die Zeit der Handauflegung, der Firmung.

Auf dem so betretenen Wege schritt dann die Kirche immer weiter fort, indem sie aus ihrer eigenen Urgeschichte immer neue Gedenktage auswählte, um sie an geeigneter Stelle in das Kirchenjahr einzusetzen. Dabei ging es, wie sonst auch. So lange den Mitlebenden die eindrucksvolle Erscheinung Jesu und seines Todes vor der Seele stand, forschten sie wenig nach den Schicksalen seiner Kindheit, Herkunft und Geburt; sie feierten nur das Andenken seiner Thaten. Allmälig aber gewann jenes das Interesse der Menschen, und man begann den Anfang der christlichen Epoche immer mehr an den Anfang des Lebens Jesu zurückzuverlegen.

Mit welcher Thatsache aus dem Leben Jesu man aber diesen Beginn der neuen Epoche verbinden solle, darüber war die Christenheit noch lange nicht einig und wechselte darüber im Laufe der Zeit mehrfach ihre Anschauung. Nur der Name blieb stehen als Zeugniß dessen, was sie eigentlich immer nur nach verschiedenen Auffassungen ausdrücken wollte. Nach dieser übereinstimmenden Absicht sollte dieses Fest die „Erscheinung des Herrn" feiern; unter dem „Herrn" in dieser Verbindung aber versteht die Christenheit Gott. Es sollte also der Augenblick gefeiert werden, in welchem Jesus, der Menschensohn, nach der überlieferten Erzählung zum erstenmale als Gott hervorgetreten, in welchem in Jesu der „Herr" erschienen wäre. Damit hätte dann eigentlich das Gnadenwerk Gottes auf Erden begonnen, und das wurde sonach der richtige Geburtstag der Kirche. Darum nun zählte man eine Zeit lang auch vom Tage der „Erscheinung des Herrn" — der Epiphanie — an den Beginn des Kirchenjahres und darum heißt dieser Tag heute noch „Großneujahr" und wird im Volke als ein sehr großer Festtag gefeiert und mit einem „heiligen Abende" eingeleitet.

Was man aber als diese erste „Erscheinung" betrachten wollte, darüber war man, wie gesagt, zu verschiedenen Zeiten verschiedener Meinung. Einmal nahm man dafür das erste Wunderwirken Jesu, zunächst das der Speisung der Fünftausend, dann nach einem anderen Berichte das Wunder zu Kana, dann den Beginn der Lehrthätigkeit und insbesondere die Taufe durch Johannes, wobei ja der Geist Gottes über Jesu sichtbar wurde. Endlich gedachte man auch der Erzählung von den „drei Weisen aus dem Morgenlande", durch deren Huldigung die Gottheit Jesu den Menschen ja noch früher geoffenbart worden war.

So kamen, zunächst nur mittelbar, auch diese drei Weisen in den Kirchenkalender. Das frühe Mittelalter, das es liebte, selbst die Umgebung Jesu in kriegerischem Aufzuge sich vorzustellen, dachte sich diese Weisen des Evangeliums vorzugsweise als „Drei Könige" und entdeckte endlich außer ihren Gebeinen auch ihre Namen. So blieb nun das Fest vorzugsweise das „Dreikönigsfest".

Bei Gnostikern und Arianern blieb überhaupt und in der griechischen Kirche lange Zeit dieses Fest gedacht als die Taufe Jesu, das Gründungsfest der Kirche, und darum wurde wieder gerade an diesem Tage die Aufnahme durch die Taufe vorgenommen. Darum nimmt man dort noch heute an diesem Tage mit großer Feierlichkeit die „Wasserweihe" vor, aber auch bei uns weiht man immer noch das „Dreikönigswasser".

Nach der Besiegung des Arianismus, welcher daran festgehalten hatte, daß sich Gott erst durch die Taufe mit Jesu, dem Menschensohne, verbunden habe, eroberte ein anderer Glaube dessen Gebiet. Dieser siegende Glaube aber setzte fest, daß schon durch die Geburt Jesu auch der Gott in die Welt gekommen sei. Dadurch gewannen alle die Erzählungen von Jesu Geburt und Kindheit einen bedeutenderen Werth, und die „Geburt des Herrn" wurde nun immer allgemeiner das eigentliche Begründungsfest des Christenthums. Durch die Art, wie es sich den Kindern und der Familie näherte — hierin im Gegensatze zu alten Festen, durch den freundlichen Lichtglanz, den es in die trübste Zeit des Jahres warf, durch die Anziehung, die es auf die Reste älterer Festbräuche übte, umgab es sich mit einem so lieblichen Zauber, daß es einmal aufgenommen, schnell siegte. Aber den häuslichen Charakter, der es jetzt so sehr auszeichnet, nahm es erst im Laufe der Zeit an, als die Reste älterer Festbräuche hinzutraten. Ursprünglich war es ein echtes Kirchenfest, und noch im Jahre 506 betonte eine Synode, daß es überhaupt nur für Städte und Pfarrkirchen bestimmt sei.

Die ersten Spuren dieses Festes tauchen gerade in der Zeit des heftigsten Kampfes der Kirche mit den Arianern auf, zu welch letzteren zumeist germanische Völker gehörten, zwischen 325 und 381. Im Jahre 386 sprach der heilige Chrysostomus seiner Gemeinde die Freude darüber aus, daß sie das Fest nun schon so eifrig feierte, „als wenn es

uns schon von undenklichen Jahren her bekannt gewesen wäre", obgleich es doch erst zehn Jahre her sei.

Um den wirklichen Geburtstag Jesu auf Grund der evangelischen Berichte festzustellen, dazu mußte man eine genug schwierige Berechnung anstellen. Einen Anhaltspunkt bot die Erzählung von der Geburt Johannis, indem man annahm, daß dessen Vater, der Priester Zacharias gerade der „Hohepriester" gewesen sei. Dieser war, als er die Botschaft von der Empfängniß Johannis erhielt, gerade im Allerheiligsten des Tempels. Dieses aber durfte der Hohepriester nur einmal des Jahres betreten, am Tage der Tempelweihe. Nun sagt aber der Prophet Haggai (2, 18), der Grund zum Tempel sei am 24. Tage des neunten Monates gelegt worden. Es hätte also die Tempelweihe auf den 24. September fallen, Elisabeth darauf folgend empfangen müssen. Als nun Maria die Empfängniß verkündet wurde, ging Elisabeth gerade im sechsten Monate, sonach traf jenes Ereigniß auf den 24.—25. März, die Geburt Jesu aber auf die Nacht vom 24. zum 25. December. So ist also der 25. December der Geburtstag Jesu, der 25. März der Festtag der „Verkündigung", und der Tag vorher ist dem verkündigenden Engel Gabriel geweiht. Dann konnte für den römischen Neujahrstag — am achten Tage nach der Geburt — das Fest der Beschneidung eingesetzt werden. Als eine mit Fasten verbundene Vorbereitungszeit betrachtete man nun den „Advent", welcher bis auf Gregor den Großen (590—604) sechs Wochen dauerte, so daß also damals der 11. November — St. Martin — die letzte Frist für die Schmauser war. Der genannte Papst ermäßigte diese Zeit auf vier Wochen. Die 12 Tage zwischen dem so festgesetzten Geburtstage Christi und dem alten Feste der „Erscheinung" bildeten nun überhaupt im Ganzen eine große Festzeit, welche schon auf der Synode zu Tour (567) als die heilige Zeit der „Zwölftage" bezeichnet wurde. Unsere deutsche Bezeichnung „Weihnachten" hat eigentlich nur jene allgemeine Bedeutung der „heiligen Zeit", wie die Slaven in ähnlicher Ausdrucksweise Ostern bezeichnen.

Mit dieser Festordnung hatte die Kirche den Weg betreten, die Geschichte ihrer Begründung durch eine Reihe durch das ganze Jahr sich hindurchziehender Festtage zu bezeichnen und darzustellen. Es war ihr nun nicht schwer, aus diesem Schatze von Festerinnerungen für jede

Zeit, deren heidnischen Charakter sie besonders zu verdecken wünschte, einen entsprechenden Anlaß zu entnehmen. Einzelne Erinnerungstage zeichnete dann das Volk selbst als Festtage aus, indem es an den Gebräuchen alter Feiern festhielt und sie auf Tage übertrug, deren Heilige ursprünglich mit jenen Bräuchen gar nichts zu thun haben. So sind insbesondere gewisse Terminheilige zu einer Volksthümlichkeit gekommen, die mit ihrer Legende gar nicht zusammenhängt.

Es genügt, hier nur noch einige solcher Feste mit kirchengeschichtlicher Bedeutung anzuführen. Neben den Festtagen Jesu und Mariens begannen schon früh die der Märtyrer den Kalender zu füllen. Es war also passend, dem Geburtstage des Herrn den des ersten Märtyrers folgen zu lassen, denn so bezeichnete man die Todestage der Blutzeugen. Im Morgenlande bestand der Brauch, diesen Erstlingsmärtyrer zu feiern, schon im vierten Jahrhunderte, in Hyppo führte ihn erst Augustinus (354—430) ein, Johannes, als Jesu Lieblingsjünger kam noch später hinzu. Den „unschuldigen Kindlein" aber hatte man früher den Platz neben dem Dreikönigsfeste angewiesen.

Der Tag des heiligen Johannes des Täufers wurde zuerst im Jahre 506 durch eine Synode als ein bedeutenderer Festtag bezeichnet; er ist aber wohl schon gleichzeitig mit dem Weihnachtsfeste eingeführt worden, weil seine Datumsbestimmung entgegen dem jüngeren Brauche der Kirche sich auf seinen wirklichen Geburtstag bezieht. Sie paßt vollständig in die oben angeführte Berechnung der Geburt Jesu. Am 24. September wird seine Empfängniß angezeigt, am 24. Juni darnach erfolgt seine Geburt. In Betreff der Märtyrer jüngerer Zeit galt dagegen die Regel, ihren Todestag als ihren Festtag einzutragen, oder vielmehr es bildete sich dieser Brauch von selbst aus der Sitte, die Todestage der Verstorbenen durch ein Gedächtnißwerk zu feiern. Indem nun in den verschiedensten Gegenden solche „Anniversarien" oder Festtage am Jahrestage festgehalten wurden, und endlich die geeinigte Kirche diese alle zu sammeln und in ihrem Kalender zu verzeichnen begann, füllte sich dieser nicht nur gänzlich mit den Namen der Heiligen, sondern es fielen selbst mehrere auf denselben Tag.

Aber auch andere Feste kamen immer noch hinzu, sei es aus äußeren Anläßen, oder indem ein Fest, das erst nur an einem Orte,

oder in einer Kirche gefeiert worden war, allmählig von vielen und allen Gemeinden angenommen wurde. Eine im Jahre 542 wüthende Pest, die man für die Folge davon hielt, daß die Seelen der bei einem furchtbaren Erdbeben in Mysien verschütteten Menschen ohne die früher übliche Hilfeleistung seitens der Ueberlebenden geblieben waren, führte zur Einführung des Festes der Reinigung Mariens. Das Unglück einer Kirchenspaltung gab 1389 Papst Urban VI. die Anregung zur Einführung des Festes Mariä Heimsuchung. Ein Fest für sämmtliche heilige Märtyrer hatte im Morgenlande schon Chrysostomus († 407) eingeführt und auf den Sonntag nach Pfingsten gelegt. Das abendländische Allerheiligenfest fällt erst seit 835 auf den 1. November. Für alle Verstorbenen hielt die morgenländische Kirche an drei verschiedenen Sonnabenden des Jahres eine Seelenfeier; im Abendlande aber entstand ein allgemeines „Allerseelenfest" erst durch die Verbreitung einer zuerst im Kloster zu Clugny eingeführten Feier. Jenes Kloster hatte im Jahre 910 Wilhelm von Aquitanien mit der Bestimmung gestiftet, daß die Gebete und Verdienste der Mönche nicht nur seiner und seiner Verwandten Seelen zu Gute kommen sollten, sondern allen Seelen schon gestorbener Christen. In diesem Sinne feierte nun das Kloster jährlich ein Seelenfest und fand darin Nachahmung in der ganzen Christenheit Aus derselben Zeit stammt das Dreifaltigkeitsfest; das Frohnleichnamsfest aber stiftete Papst Urban IV. im Jahre 1264.

Von Kalendersachen.

Ostern und Pfingsten waren auch in der Kirche in ähnlicher Weise bewegliche Feste geblieben, wie es die alten Festzeiten der Vorfahren überhaupt waren. Aber während die Beweglichkeit dieser von Erscheinungen in der Natur abhing, die sich nicht lange voraus sehen ließen, knüpfte die Kirche jene Beweglichkeit an bestimmte astronomische Gesetze. Doch konnten nur der Astronomie Kundige die eintreffenden Zeiten vorausbestimmen; dem gemeinen Manne mußten sie in jedem Jahre angesagt werden, während man die Pfarrer allenfalls schriftlich verständigen konnte.

Sorge des Pfarrers war es wahrscheinlich, zu den Richtern und

Vorstehern der einzelnen Dörfer zu schicken, um ihnen die Zeit der eintretenden Feste anzusagen. Diese mochten dann mit Hammer und Keule bei den Bauern an das Thor klopfen lassen, um auch ihnen die Mittheilung zu machen oder schon durch die Art des Klopfens die noch zu zählenden Fristen anzudeuten. Darauf bezieht sich wahrscheinlich die in manchen Gegenden Deutschlands erhaltene Bezeichnung der „Klöpfleinsnächte" oder „Anklöpferleinstage". Bei den Slaven war es bestimmt üblich, die nahenden „Hody" oder Hauptfeste durch Anklopfen anzusagen. So wurde nach Hanuš selbst Weihnachten, obwohl ein unbewegliches Fest, dem Bauer, der ja keinen Kalender hatte und nicht die Tage zählte, durch Anklopfen an vier aufeinanderfolgenden Donnerstagen angezeigt, und daher erhielt sich die serbische Redensart: „der Christtag klopft schon an beide Thore".

Im Grunde hat sich auch bei uns noch ein Rest dieser Sitte erhalten, indem wir die Festtage „einläuten" — nur das Instrument ist ein anderes geworden. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß auch unser neues Instrument, die Glocke, aus dem alten, dem Hammer entstanden ist. Auch in Asien besitzt man Schallwerkzeuge zu ähnlichen Zwecken, aber sie sind doch wieder von anderer Art. Sie bestehen aus einer metallenen Schale, die man mit einem losen Hammer frei schlagen muß. Bei unseren Glocken ist Hammer und Schallblech vereinigt, und genau so beschaffen sind auch jene hölzernen Schallwerkzeuge, welche die Kirche noch in der Trauerwoche vor Ostern anstatt der Glocken verwendet. Man schlug also wohl erst irgend ein Schallbrett, allenfalls das Hausthor mit dem Hammer, dann vereinigte man ein tragbares Schallbrett mit diesem — die Klapper, und indem man endlich das ganze Werkzeug aus Metall herstellte, bog man das Schallblech ringsum gegen den Hammer; so entstand die heller klingende Glocke. Mit diesem Werkzeuge nun wird bei uns vom Thurme herab, oft schon lange Zeit voraus, noch heute ein nahendes Fest angekündigt, der Sonntag wenigstens den Tag vorher. Aber auch die Tagesstunde des Gottesdienstes bezeichnen wir noch in gleicher Weise und der Kirchenbesucher erkennt nach der Art des Zeichens zugleich auch die Frist. Ebenso erfahren wir noch die Gebetzeiten des Tages durch die Glocke, und endlich sind die Schlagwerke unserer Uhren wohl nichts als eine Vervollständigung dieser Art, die Zeit zu deuten.

Der Leser wird sich leicht vorstellen können, wie schwer es überhaupt gewesen sein muß, die Zeitrechnung festzuhalten, ehe die Buchdruckerkunst dem Volke billige Kalender lieferte. Das war aber selbst dann noch lange nicht der Fall, als jene schon erfunden war. Erst im vorigen Jahrhunderte gewannen die Kalender eine größere Verbreitung im Volke. Nach dem Datum des bürgerlichen Kalenders zu zählen, war darum überhaupt wenig üblich. Die Kirche hatte sich ursprünglich dieser Zählung auch gar nicht geneigt gezeigt, und der gemeine Mann dachte nur an seine alten Festzeiten, wenn er jetzt auch die christlichen Namen dafür nannte. Er bestimmte also ein Datum, indem er beispielsweise Wochen oder Tage angab, die seit dem Osterfeste verflossen waren, oder die er noch bis zum Pfingstfeste zu zählen hatte. Er hätte allerdings auch ohne solches Hin- und Zurückzählen durch die kirchlichen Festtage jeden beliebigen Tag des Jahres auf das genaueste bestimmen können; aber dann hätte er alle Tage des Jahres mit ihren Fest- und Heiligennamen der Reihe nach im Kopfe behalten müssen; das war aber viel zu schwer. Es genügte also wohl, wenn man sich zwischen je zwei Hauptfesten immer noch einige Hauptheilige der Reihenfolge nach merkte und dann etwa sagte: Das war drei Tage vor oder zwei Tage nach Sebastian; in welcher Zeit der steckte, das wußte man dann schon.

Aber auch so nur 40 oder 50 Heilige der Reihenfolge nach zu merken, war schon recht schwer, und es schien gar nicht möglich, nun auch immer noch zu wissen, wie viel unbenannte Kalendertage dann wieder von einem „Lostage" zum andern seien. So lange aber ein Volk die Stütze der Schrift nicht kennt, pflegt es an sein Gedächtniß mit Erfolg größere Anforderungen zu stellen, und so ha en denn auch unsere Vorfahren mit Kunst und Geschick sich zu helfen gewußt. Sie brachten nämlich jene Lostage nach einer sehr alten Methode in Verse und Reime — reim Dich, oder —!—, und es war eine Hauptaufgabe der alten Schule, den Kindern, die nach Höherem strebten, diese Verse unverlierbar einzubleuen. Ein solches Kind war dann für die ganze Freundschaft ein lebendiger Kalender; nur die beweglichen Tage standen natürlich nicht darin, man hätte dann für jedes Jahr einen eigenen „Cisiojanus" machen müßen. Ein Cisiojanus aber hieß ein solcher Spruchkalender, weil der lateinische des J a n u a r s mit der „Circum-

cisio“ — Beschneidung anfing. Der Leser merkt schon, wie sinnreich die Sache eingerichtet war.

Wir wollen ihm als Probe einen deutschen Monatvers dieser Art anführen. Ein solcher für den Monat Januar lautete:

Jesus das Kind ward beschnitten;
Drei Könige vom Orient kamen geritten
Und opferten dem Herrn lobesam;
Antonius sprach zu Sebastian:
Agnes ist da mit Paulus gewesen,
Wir sollen auch mit genesen.

Die gesperrten Worte bezeichnen die Lostage, und zwar wie sich der Schüler das genauer merken mußte: Jesu Beschneidung, Dreikönige, Antonius Einsiedler, Sebastian, Agnes, und Pauli Bekehrung. Nun könnte der Leser etwa den dritten und sechsten Vers für überflüssig oder nur des Reimes wegen zugegeben halten. Aber das ist nicht der Fall; vielmehr zählt jedes Wort für einen Tag, und indem man diese Worte zählt, weiß man genau, auf welchen Monatsdatum die Lostage fallen. Der Leser versuche es nur einmal und zähle nach: es wird auf ein Haar stimmen! — —

Es ist üblich und in der katholischen Kirche geboten, die Vornamen der Menschen aus der Zahl der Heiligen zu wählen, die im römischen Kirchenkalender verzeichnet sind. Nach einer alten Meinung, der das Volk noch vielfach treu bleibt, geschieht das am besten so, daß man für das Kind denjenigen Namen wählt, der für den Tag seiner Geburt im Kalender steht. Es besteht der Glaube, daß das dann das richtigste Vorbild und der beste Schutzpatron für den betreffenden Menschen sei. Darin hat sich trotz der Umgestaltung doch eine sehr alte Anschauung erhalten.

Es hatten nämlich auch alte Völker, die vom Christenthum nichts wußten, ähnliche Kalender und eine ähnliche Zählung; davon ist dann Manches, ja sogar Vieles auch in die christlichen Kalender übergegangen, und eine gewisse Sorte schleppt das noch bis heute fort zur Verwirrung des Volkes. Bei vielen heidnischen Völkern begegnen wir der Sitte, daß sich jeder Mensch für das Glück seines Lebens von den vielen Geistern irgend Einen wählt, auf den er seine besondere Aufmerksamkeit und Pflege richtet. Dann erwartet er von diesem Förderung und Glück, und darauf hin schließen gewissermassen Beide einen Bund. Auf diese

Weise gerade den rechten und passenden Schutzgeist zu gewinnen, muß natürlich für den Menschen und sein Lebensglück von entscheidender Wichtigkeit sein. Aber die Geister waren, wie man aus der Erfahrung entnehmen konnte, nicht zu allen Zeiten in gleicher Weise geneigt, sich mit den Menschen einzulassen; ja wir sahen schon, daß sie überhaupt nicht zu allen Zeiten unter die Menschen kamen; am sichersten waren sie natürlich an ihren Festen anzutreffen, und ebenso waren sie, durch die Festfreuden gewonnen, gerade zu dieser Zeit am geneigtesten.

Der Indianer versucht es heute noch, wenn er zum Jünglinge geworden ins Leben tritt, auf gut Glück, etwa wie es ihm ein Traum eingibt, irgendwo oder lieber noch in irgend einem Gegenstande, selbst einem Thiere, einen guten Geist zu treffen, den er sich zu seinem besonderen Schutzgeiste verbindet — andere Geister kümmern sich ja nach seiner Meinung nicht um den Menschen. Wenn aber die Menschen schon in einer gewissen Staatsordnung leben, wie z. B. die indianischen Stämme im alten Mexiko, und jede Gemeinde an ihren alten Festen festhält, da sie doch wieder dabei ihren besonderen Gott besonders verehrt, und wenn sich dann diese Verehrung der besonderen Gottheiten gewissermassen tauschweise immer mehr durch das ganze Volk verbreitet, dann beginnt man sich durch lange Uebung zu merken, in welcher Reihenfolge und Abwechslung die einzelnen Gottheiten zum Menschen kämen, um seine Darbringungen anzunehmen und ihm dafür ihren Schutzbund zu versprechen. Wirklich haben sich schon heidnische Stämme in Zentralamerika in ihrer Zeichenschrift eine Art Kalender für diesen Zweck entworfen. Eben solche Kalender, oder vielmehr solche Angaben, wann es gut sei mit einer bestimmten Gottheit einen Bund einzugehen, kannten die alten Aegypter und die Babylonier. Wer also hier einen Einblick in die Dinge hatte, der konnte wohl erkennen, daß es dem Menschen nicht frei stand, sich nach Auswahl und Belieben einer der Gottheiten anzuvertrauen, sondern daß, je nach der Zeit, in welche die Geburt fiel, die Gottheit schon bestimmt war. Man konnte also auch wohl sagen, es walte zu jeder Zeit gerade eine bestimmte Gottheit über die Schicksale der Neugeborenen, oder anders: wolle man das Schicksal eines Neugeborenen wissen, so müsse man vor Allem die „regierende“ Gottheit kennen.

Hatte man nun ein solches ägyptisches oder chaldäisches Kalender-

verzeichniß, so bestimmte man mit Hilfe dessen bei der Geburt eines Kindes in ähnlicher Weise die Schutzgottheit, wie sich noch heute der Bauer für sein Kind den Namenspatron im Kalender sucht. Doch schon die Aegypter, insbesondere aber die Chaldäer, eine einflußreiche Priesterkaste der Babylonier, gaben dieser Kalenderwissenschaft noch eine andere Wendung. Die Heiden dachten sich vielfach die Gottheiten an gewisse selbst gewählte Sitze gebunden oder wenigstens für gewöhnlich mit diesen vereinigt. Kein Gegenstand schien ihnen unfähig, in eine solche Verbindung zu treten. Unsere Vorfahren dachten vorzugsweise an Bäume, die Aegypter in ihrem baumarmen Lande insbesondere an Thiere, aber auch an Sonne und Mond, die Chaldäer vorzugsweise an die Gestirne. Ihnen gaben sie dann auch die Namen jener Gottheiten, die in ihnen wohnen sollten. Unter den Gestirnen aber hoben sie wieder besonders die scheinbar frei beweglichen und dann diejenigen hervor, welche in den sogenannten „Himmelshäusern" sich befanden, durch welche die ersteren ihren Lauf nahmen. Erstere bildeten Sonne und Mond und die fünf damals bekannten Planeten, letztere die Sterne des sogenannten Thierkreises.

Allmählig sah man davon ab, oder vergaß es gänzlich, daß es sich eigentlich um heidnische Gottheiten handle und hielt nur gewohnheitsmäßig fest, daß irgend ein bestimmender Einfluß des „regierenden" Gestirnes auf den geborenen Menschen bestehe. Das wurde die Grundlage der Sterndeuterei oder Astrologie. Durch die Verbindung der wandelnden Gestirne, insbesondere der Sonne und des Mondes mit jenen Sternbildern, die jeweilig ihren Hintergrund am Himmelsgewölbe bezeichnen, und ähnliche Eigenthümlichkeiten konnte ein ganzes System der Deutung geschaffen werden. Noch heute greift das „ägyptische Traumbuch" darauf zurück, indem es dieselben Träume verschieden deutet, je nachdem der Mond im Zeichen des Widders oder des Stieres u. s. w. stand Ganz dasselbe ist der noch fortgeerbte Aberglaube von der Bedeutung der Thierzeichen für das Schicksal eines Neugeborenen. Dieses soll verschieden sein, je nachdem zur Zeit der Geburt die Sonne im Krebs oder im Steinbock u. s. w. aufging. Da im Kalender diese Aufgangsstellen sowohl für die Sonne wie für den Mond angegeben zu sein pflegen, so kann auch der Bauer solche Astrologie treiben; er bemüht sich immer noch, sich von einem menschenfreundlichen

Traumbuchverleger belehren zu lassen, daß Kinder geboren „im Widder" „mit dem Weibe und mit ihrem Handel viel Geld bekommen", solche „im Stier" aber „mit Weibsleuten wenig Glück haben", u. dgl. m.

Je mehr man die Gottheiten, die einst im Spiele waren, vergaß, desto räthselhafter wurde dieser Zusammenhang; man wollte ihn ergründen, man verfiel auf die Spekulation. Es mußte wohl in den Stoffen und Eigenschaften der Planeten selbst eine Verschiedenheit sein, die wieder auf die Geschicke der Erde und ihrer Bewohner eine solche verschiedene Wirkung übte. Das schien sehr einleuchtend. Da man insbesondere die Witterung auf der Erde als die wichtigste Ernte- und Lebensbedingung im Auge behielt, so vertheilte man insbesondere die Eigenschaften kalt und naß mit ihren Gegensätzen und allen möglichen Zusammenstellungen auf die verschiedenen Planeten. Wie nun der eine oder andere der Reihe nach „regirte", so mußten die Jahre naß-kalt, naß-heiß, trocken-kalt u. s. w. werden. Darnach konnte dann jeder Weiteres voraussagen. Diesen Rest des Heidenthums bewahren dem Volke bis heute noch diejenigen Kalender, welche alljährlich wieder die Prophezeiungen des „Hundertjährigen" verbreiten.

Frühlingsfeste aus der Fremde.

Gegen den Frühling hin treten im Westen Deutschlands einige volksthümliche Feste früher hervor, als im Osten. Westdeutschland, insbesondere das Land am Niederrhein kennt die harten Winter des Ostens nicht, und unter seinem milden Himmel kann sich auch schon Ende Februar Volksthätigkeit und Volkslaune im Freien entfalten. Daher war es möglich, daß der Westen auch für „römische" Festfeiern ein erträglicher Boden wurde, die zu uns im Osten entweder gar nicht oder nur in verstümmelter Form kamen. Der Westen konnte solche Sitten auch empfangen, denn er stand mit dem alten Römerreiche und mit dem nachmaligen fränkisch-römischen in unmittelbarster Berührung.

Für Rom aber fiel zu alter Zeit auf das Ende Februars eine Festzeit, die unter dem wärmeren Himmel schon die Formen einer Frühlingsfeier annehmen konnte. Das waren zur Heidenzeit die Feste der „Terminalien" und der alterthümlichen „Lupercalien" gewesen. Die

Päpste vernichteten die Ueberbleibsel dieses Heidenthums, indem sie eine Art dynastisches Fest ihrer eigenen Herrschaft, das Fest der Thronbesteigung Petri oder „Petri-Stuhlfeier“ am 22. Februar an ihre Stelle setzten. Für Süd- und Westdeutschland fiel das Fest nicht allzufrüh; da und dort schlossen sich daher schon die Gebräuche einheimischer Festzeiten an. Im Niederbergischen hielt man um diese Zeit die öffentlichen Gerichtstage, und gerade in Westfalen hat sich auch jene Sitte des Geistervertreibens erhalten, welche uns immer den Beschluß eines der alten Feste anzeigte. Wir wissen schon, daß sich die Geistchen ganz gern in der Gestalt von allerlei Gewürm verbergen; das weiß der westfälische Bauer auch; darum steht er an diesem Tage zeitig auf, klopft bei Sonnenaufgang mit einem Hammer an die Eckpfosten der Häuser und Stallungen und vertreibt mit einem kräftigen Spruche — Schlangen und Molche. Nun kann der Leser auch gleich an einem Beispiele sehen, was aus solchen Bräuchen wird, wenn sie das Volk nicht mehr versteht. Wenn wir hörten, daß in Tirol an solchen Festtagen die Geistchen in Gestalt ähnlicher Thiere noch an den alten Malstätten erscheinen und nun sehen, wie sie der westfälische Bauer vertreibt, so ist der Zusammenhang noch wohl zu erkennen. Davon weiß nun der thüringische Bauer schon nichts mehr; aber wie nach einer alten traumhaften Gewohnheit macht auch er sich noch an demselben Tage etwas mit den Viehställen zu schaffen: er reinigt sie gerade am Petri-Stuhlfeier-Tage, und wenn man ihn fragt warum, so sagt er: weil sonst in die Tauben- und Hühnerhäuser — Läuse hineinkämen. — Es ist aber genug, daß er noch so viel zur Begründung anzugeben weiß. Gewöhnlich vererbt sich im Volke nur ganz allgemein die Gewohnheit der Handlungsweise mit der einzigen Begründung, daß es nun einmal gut sei, so zu thun, und daß man immer so gethan habe.

Das Erscheinen der Geister an solchen Festtagen pflegen die Menschen seit ältesten Zeiten auch dahin auszunützen, um etwas von deren weiterreichendem Wissen zu profitiren, etwas von der Zukunft zu erfahren. Die Mittel sind tausendfach, auch ziemlich gleichgiltig. Es wimmelt ja zu solchen Zeiten überall von Geistern und wo man ihnen nur irgend wie fragend entgegenkommt, wissen sie sich durch Zeichen verständlich zu machen. Hätte aber schon niemand etwas zu fragen, ledige Mädchen

haben doch immer eine Frage auf dem Herzen. Die Mädchen in Westfalen beleuchten am Petersabende ein Quellwasser mit Lichtchen und werfen Kränze von Grün und von Stroh hinein. Dann umtanzen sie singend das Wasser und greifen rücklings nach den Kränzen. Je nachdem sie einen oder den andern erfassen, zeigt ihnen die Stunde Glück oder Unglück. Die Alten haben andere Sorgen. Für sie läßt sich am St. Peterstage das Wetter der nächsten 40 Tage entnehmen; darum ist er — und das nicht blos in Westfalen — einer der Wetter-Lostage. Ein ebenso bekannter Lostag ist St. Mathias am 25. Februar.

Ungefähr um dieselbe Zeit fällt das bewegliche Fest der Fastnacht. Auch das ist nach seiner Hauptform wohl zweifellos römischen Ursprungs und bis heute eigentlich nur am Rhein so recht zu Hause; als eingewandertes Fest hat es sich freilich bis in den Osten hinein verbreitet, aber seine innere Lebenskraft nimmt nach Nordosten zu immer mehr ab. Ein kirchliches Fest ist es so wenig, wie ein ursprünglich germanisches. Wohl aber vereinigt es in sich neben den römischen Formen eine Menge Trümmer germanischer Fest-Formen. Warum sich diese gerade an dieser Stelle hoch aufgehäuft haben, ist wohl einzusehen. Sie bildete die untere Grenze jener einstmals mit Festfreuden erfüllten Frühlingszeit, in welche das christliche Fastengebot jenen wirksamen Keil eingetrieben hat. Ein Theil alter Gewohnheiten ist nun jenseits in die Oster-, ein anderer diesseits in die Faschingszeit gefallen, und im Volke ist der Trieb wach geblieben, sich für die nachfolgenden Entbehrungen schadlos zu halten. Thatsächlich ist auch der Fasching in einigen Gegenden Gerichts- und Zinstermin geworden.

Das römische Fest schloß sich wahrscheinlich unmittelbar an die Lupercalien, die in die Mitte des Februars fielen, als eine volksthümliche Fortsetzung derselben an, nachdem sie die Kirche verdrängt hatte. Aber zu den Formen können immerhin auch die der schon aus dem Dezember verdrängten Saturnalien gekommen sein. Wenn die Priester des alten Wolfsgottes nach der Art einer halbwilden Zeit nur halb in Fellen und halb gar nicht gekleidet durch die Straßen liefen, um die Begegnenden zu schlagen, die Frauen sich fürchteten und doch wieder gern sich schlagen ließen, weil es glückbedeutend war, an dem alten Feste in solcher Weise theilgenommen zu haben, wenn das Alles unter

dem Lärm der nachstürmenden Jugend geschah, so wird das kaum ein anderes Bild gewährt haben, als der Zug der Vermummten, der zur Faschingszeit durch die Straßen zieht und die Zuschauer mit unschädlichen Streichen bedroht.

An eine solche Ausgelassenheit, die kein Andachtsgefühl mehr in Schranken hielt, mochten sich wohl leicht die noch lustigeren Formen der verschollenen Saturnalien anschließen. Saturnus war der Gott einer von den Römern in Dienstbarkeit gebrachten Bevölkerungsschicht und wurde in seinem Tempel an der Lehne des Kapitols bis zum Jahre 217 v. Chr. nur von geringen Leuten und Knechten verehrt; die vornehmen Römer kümmerten sich nicht um ihn. Da kam im genannten Jahre allerlei Unglück über die Stadt und Wunderzeichen schienen noch mehreres anzukündigen. Da erwachte in den Eroberern das Gewissen, und es fiel ihnen ein, daß die Rache des vernachlässigten Gottes ihrer Knechte mit solchen Schlägen drohe. Daher beschloß man fortan auch die Saturnalien allgemein als ein öffentliches Fest zu begehen. Daher kam es denn, daß nun gerade an dem Feste dieses Sklavengottes die Sklaven die Herren spielen durften, was demselben einen abenteuerlich fröhlichen Charakter verlieh. Wie auf unseren verlassenen Malstätten nur noch Einmal des Jahres das Volk seine verdrängten Gottheiten aufsucht, so beugte sich nun auch der römische Sieger noch Einmal des Jahres dem Gotte seiner Knechte, der mit diesen besiegt war, und spielte die Rolle des Dieners, um den grollenden Gott mit seinem Schicksale zu versöhnen. Sonst waren des Gottes Füße mit Wollbinden umstrickt, an seinem Feste löste ihm der Römer die Binde; er kam frei aus seinem Heiligthume hervor unter die Menschen. Ebenso entfesselte nun die Sitte an diesem Tage seine Verehrer, die Sklaven.

Der Anlaß zur Erheiterung, den diese Sitte bot, wiederholt sich nun vielfach in den Scherzen unserer Maskenfreiheit; daß aber diese wenigstens auf norddeutschem Boden nicht gewachsen und nicht einheimisch ist, zeigen die im Grunde doch immer wieder mißglückenden Versuche, die Zone ihrer Geltung zu erweitern. In denjenigen Gegenden aber, welche einst mit dem Römerreiche in näherem Zusammenhange standen, hat sich dieser Theil der Bräuche leichter eingebürgert.

Dagegen finden sich die Reste germanischen Festbrauches auch für

diese Zeit über ganz Deutschland zerstreut, denn da und dort mußte ein Theil der Feste durch die Fastenzeit tiefer in den Winter hineingedrängt werden, und überall gestaltete sich ausgleichend der natürliche Wunsch, nicht ohne eine ausgiebige Belastung den Leib den Fährlichkeiten der Fastenöde auszusetzen, zu gleichen Festlichkeiten.

Essen, Trinken und Tanzen gehört nun umsomehr zum Kerne der Sache; aber den brauche ich dem Leser nicht zu schildern; das kennt er Alles. Wir wollen nur nach den Spuren dessen sehen, was sich das Volk von Urväterzeiten her als alten Festbrauch erhalten hat.

Nur noch an wenigen Orten des Rheinlandes beginnt das Fest schon am Donnerstage vor Fastnacht mit dem sogenannten „Weiberfasching". Um Köln herum eröffneten es vormals an diesem Tage die Frauen, indem sie einander die Hauben vom Kopfe rissen und mit fliegenden Haaren nach Montanus' ungalantem Ausdrucke einen „Höllenlärm" verführten. Das dürfte noch auf römischen Einfluß deuten. Die Haube ist wie die Binde des römischen Sklaven das Zeichen der Untergebenheit, während dem Franken das fliegende Haar das der Freiheit war. Die Kölner Frauen ergriffen also an jenem Tage gleich den römischen Sklaven an den Saturnalien die Freiheit.

Zahlreich sind zur Faschingszeit die Spuren der Wiederkunft der alten Geister und Götter, ihrer Theilnahme und ihres Verkehrs unter den Menschen. Schon an Weiberfastnacht erscheint Frau „Berchtha", die alte mütterliche Göttin. Es darf darum an diesem Tage kein Flachs mehr auf dem Rocken, aller muß abgesponnen sein; sonst würde die Göttin zürnen. Es ist kein Zweifel, daß die römischen Priester des erwähnten Wolfsgottes in ihrer barbarischen Bekleidung das alte Götterbildniß selbst darstellten, wie vielfach in der ganzen Welt Götter und ihre Priester dieselbe Kleidung trugen. Darum ist es auch mehr als wahrscheinlich, daß auch die alten Vermummungen und Faschingszüge, wie sie am Rheine erst durch die Franzosenzeit vernichtet wurden, ebenfalls einen Götterzug darstellten. Daß die von einem Jahr zum andern aufbewahrten Larven eines „Bunge", „Bömann" u. s. w. von ausgesuchter Häßlichkeit waren, steht gar nicht im Wege. Sie ahmten nicht die Gottheiten nach ihrer gedachten Gestalt, sondern diejenigen Puppen nach, die man ihnen als einladende Sitze anbot und von denen wir schon

sprachen. Solche stellten die Alten in der That mit kindlichster Harmlosigkeit her und die Götter nahmen keinen Anstoß an dieser Schlichtheit — sie standen ja den Ihren noch so nahe! Wenn man bei Herstellung einer solchen Götterpuppe ja auf irgend etwas besonders Bedacht nahm, so war es das, dieselbe möglichst schreckhaft herzustellen, und das hatten unsere Vorfahren mit allen andern Völkern von noch unentwickeltem Kunstsinn gemein. Von der Maske des rheinischen „Bunge" wissen wir übrigens, daß sie in anderer Weise noch zu einem Zwecke gebraucht wurde, zu welchem andere Völker heute noch ihre Götterbilder benützen. Montanus hatte also sicher Recht, wenn er erkannte, daß die erst durch die französische Polizei vernichteten stereotypen Larven, mit welchen in Vorzeiten der Faschingszug gehalten wurde, alte Götterlarven vorstellten und so der Zug selbst die Erscheinung der Götter als das Wesentliche bei einem solchen Feste dramatisch vorführte. Gerade als Haupthandlung der Fastnacht konnte sich ein solcher Zug erhalten, weil gerade dieser kein christlich-kirchlicher Charakter aufgedrückt war.

Die Geistlichkeit begnügte sich allenfalls, diese Larven als Teufelslarven zu bezeichnen; gerne gesehen hat sie den Spaß niemals. Auch auf Schiffen wurde diese Göttergesellschaft über das Land geführt. Im Jahre 1193 kam ein solches Räderschiff aus Flandern herauf, und in kleinerem Maßstabe muß sich der Brauch noch oft wiederholt haben. Aber die Bischöfe verurtheilten und verboten ihn und nannten das Schiff ausdrücklich ein „Teufelsschiff".

Es war aber nicht möglich, in den pietätvollen Herzen unserer Voreltern alle die lieben Seelchen, die an den Tagen des Ueberflusses herbeikamen, um sich mit den Ihrigen zu freuen, zu hassenswürdigen Teufeln umzugestalten. Insbesondere Papst Gregor der Große, der mit so großem Erfolge für die römische Kirche die Germanenbekehrung betrieb, zog andere Saiten auf. Er mußte von Germanen wohl verstanden werden, wenn er schrieb: „daß jedes menschliche Fest nur dann ein würdiges sei, wenn man es zugleich für ein E n g e l s fest . . . halten könne". Und dahin hat sich dann auch leicht der Sinn wenden lassen. In Rheinland bestand der Brauch „am Sonnabend vor Fastnacht leckere Speisen zu kochen und diese über Nacht wohlgerüstet mit Speisegeräthen und bei offener Thür auf dem Tische stehen zu lassen. Die Meinung war,

wenn die Hausleute schliefen, so kämen Englein, die der Speise genößen." Auch eine alte tschechische Wetterbestimmung sagt, man feiere am Fastnachtsdienstage ein Fest „aller Engel".

So erschienen also auf der einen Seite dieselben Geister als Spukgestalten, auf der anderen als Engel, und sie nahmen als solche ganz nach alter Vorstellung am Mahle theil. Doch ist die erstere Vorstellung die verbreitetere geblieben; sie hat dem Eifer der jüngeren Mönchsorden mehr zugesagt.

Einst kamen die Götter und Geister nur zu feiernden Leuten; sie wollten nicht Zeugen der Arbeit und Plage, sondern Zeugen des Frohsinns sein. Daran halten sie fest, und sobald sie nun wieder zu den Menschen kommen, sollen und müssen diese feiern, sonst folgt irgend ein Unglück. In solcher Allgemeinheit und mit solcher Strafandrohung ist das Gebot als ein Niederschlag uralter Sitte noch ganz verständlich. Wunderbar und kraus wird das Ding aber sogleich wieder, wenn der Mensch anfängt einen Zusammenhang aus der Sache selbst herauszudeuten. Dem entgehen aber alle diese Bräuche nicht. Der Mensch sammelt zunächst der Erfahrung nach die möglichen häuslichen Unglücksfälle selbst, als da sind: Mißerfolge in der Hühnerzucht, Zwist und Unfrieden in der Familie, Krankheit der Kinder u. s. w. Nun stellt er diesen die möglichen Sünden gegen das Feiergebot gegenüber, und glaubt den richtigen Zusammenhang von Ursache und Wirkung gefunden zu haben, sobald er sie nur äußerlich paarweise zusammengepaßt hat. So entsteht dann der Aberglaube in seiner Wunderlichkeit, den ferner für sich allein kein Mensch mehr zergliedern könnte. So lauten nun wörtlich die Verbote mit ihren Begründungen: Man darf zur Fastnachtzeit nicht nähen, denn man würde damit die Hühner vernähen, daß sie keine Eier legten; man darf nicht hin und her laufen, nicht zum Brunnen aus dem Hause gehen — sonst würden auch die Hühner unstät werden und die Eier verschleppen; man darf nicht stricken, sonst gibt es Streit im Hause, nicht haspeln, sonst bekommen die Kinder das Wackeln in die Köpfe u. s. w. Der Leser wird sich vielleicht selbst auch solcher Regeln erinnern; sie laufen zu Hunderten durch den Mund des Volkes, aber das Interessanteste daran, diese Begründung, die bei allem Unsinn doch wieder ihre Art von Logik hat, beginnt zu verschwinden. Alte Leute

pflegen sich schon zu scheuen, die naseweise Jugend in ihre Geheimnisse einzuführen, und so begnügen sie sich mit der allgemeinen Wendung: weil es einmal so gut ist oder: weil es so Glück bringt.

Glück bringt natürlich Alles, was einmal zur Festfeier und Festfreude gehörte. Viel essen, viel trinken ist darum zu dieser Zeit eine verdienstliche Sache und wird sich im Laufe des Jahres lohnen. Der Bauer baut allerlei, der Dienstbote auf seinem Lohnstücklein nur Flachs; daher mag die Rede vorzugsweise aus den Gesindekreisen stammen: man muß zur Faschingszeit viel tanzen und hoch dabei springen; so hoch man springt, so hoch wird der Flachs.

Auch die Haupthandlung der Fastnacht spielte nicht immer in den Schenken; das ist erst die jüngere Mode bequemer gewordener Menschen. Vielmehr erhielt sich da und dort noch bis in die jüngsten Zeiten die Handlung auf einer Malstätte, einem freien Platze, zu dem das Volk auszog, und was es hier einst im Ernste gethan, das trieb es nun noch im Scherze fort. So erzählt uns der Westfale Hartmann (Bilder aus Westfalen 1871), aus seiner Heimat, daß die Feier auf einem sogenannten „Vogelberge" außer des Ortes stattfand. Dahin begab man sich am Faschingsmontage, indem man zur Wegzehrung eine vorzugsweise für diese Zeit bestimmte Speise, „Heiße Wecken" mitnahm. Ein Ortseinwohner, der zurückblieb, wurde mit Gewalt vorgeführt. Der eigentliche Inhalt der Handlung auf diesem Vogelberge aber war ein „Hahnschlagen" und „Katzenwerfen". Weil wir auf diese keineswegs löblichen Spiele noch zurückkommen werden, deuten wir hier nur an, daß sie nichts anderes sind, als das nachahmende Spiel einer Gerichtshandlung älterer Zeit, das jedoch durch das Ausfallen einzelner Stücke unkenntlich geworden ist. Blieb dann nur das Erschlagen des armen Deliquenten die Hauptsache, so konnte man leicht auch ähnliche Thierquälereien erfinden, und so geschah es auch. In vielen anderen Gegenden, in denen man nur drei „Gerichts- oder Dingzeiten" des Jahres hatte, blieb die Fasching in Wirklichkeit eine solche, wohl weil man es vorgezogen hatte, trotz der Ungunst der Witterung den Beschränkungen der christlichen Fastenzeit auszuweichen. Daher fielen auch noch lange in einzelnen Gegenden die Termine für Gesindewechsel und Pachtzahlungen auf diese Zeit.

Kehren wir nun wieder von dem sehr zusammengeschrumpften Gerichtstage heim, so führt uns der Festzug von der Malstätte in die unvermeidliche Schenke zurück; in dieser wird nun am Faschingsdienstage das Fest beschlossen. Hier tritt dann wieder das altheidnische Element hervor. Wenn man sich selbst bei einem Feste um die ehedem mitspielenden Geister gar nicht mehr kümmerte; zum Schlusse, da man sie der eigenen Ruhe wegen heimgeleiten, heimschicken oder mit allen Mitteln der Gewalt vertreiben will, erinnert man sich ihrer sicherlich. So geht es in der Fasching mit dem sichtbaren Zeichen der Geisterherrschaft, das sonst nicht leicht bei einem germanischen Feste fehlt — dem Baum oder einer Puppe oder beidem zusammen. Beim Faschingsfeste selbst vermissen wir ein solches, wohl weil die herumgetragenen Mummereien einmal selbst ein solches vorstellten; jetzt aber, da das Fest zu Ende geht, und da man diese Larven für das kommende Jahr sorgfältig aufbewahren will, fehlte es an einem solchen Zeichen. Da erscheint denn auch die bis jetzt entweder nicht vorhandene oder nicht beachtete Puppe — insgemein eine schlichte Strohpuppe, nur noch für diesen Zweck der feierlichen Entfernung hergestellt.

Es heißt nichts anderes, als die Geister heimschicken, wenn man nun diese Puppe zum Schlusse des Festes vergräbt — aus den Ruheplätzen des Grabes waren ja auch jene heraufgekommen. Mit vollem Rechte bezeichnete man daher diese Puppe auch als den „Tod", und so konnte uns jener Hartmann berichten: „Mit dem Todaustragen der Fastnacht schloß das Fest." Den „Tod" zu Gaste zu laden, ist uns aber heute keine geläufige Vorstellung mehr; man sagt also lieber: was da begraben wird, ist die Fasching selbst, und das paßt ja auch recht gut zu den Umständen. Noch findet aber da und dort das Begräbniß wirklich mit einer Puppe statt. Man legt sie auf eine Leiter als Tragbahre, bringt sie unter ergreifendem Geheul der Fastnachtsgenossen vor das Dorf; es werden Leichenreden gehalten, und im Scheine der Laternen öffnet und schließt sich ein Grab.

Anderwärts ist mit der Puppe auch die letzte Spur alter Erinnerung weggefallen; aber das allbekannte „Faschingsbegraben" ist als Spiel ausgelassener Laune zurückgeblieben.

Gewisse Zeichen, und wenn es auch nur schlichte Stroh- oder

Reiserbündel gewesen wären, galten nun einmal als Sitze der Geister, und man vertrieb diese, indem man jene fortbrachte. Wie man aber ehedem die Leiber bald begrub, bald verbrannte, so verfuhr man auch mit diesen Zeichen. Während die Einen die Puppe begruben, steckten Andere in demselben Westfalen und in Oldenburg Strohbündel auf Stangen in Brand und verbrannten eine Strohpuppe. Nun sehen wir auch ganz deutlich, was jene alterthümlichen „Halfeuer" sind, welche man heute noch am Faschingsdienstage im Rheingau und in Rheinhessen auflodern läßt, indem man sagt: „wir verbrennen den Hal". Hel, hier dialektisch Hal, ist die alte Bezeichnung für das Grabreich und seine Bewohner, die Geister. Helja als Göttin ist die Urmutter aller, und die „Hölle" am Ofen hat noch heute davon ihren Namen. So ist also auch das Halfeuer der übliche Schlußakt eines altgermanischen Festes. Dabei Lärm zu machen, damit sich ja kein Geistchen verstecke, ist sehr zu empfehlen. Man muß es daher auch billigen, daß da und dort am Faschingsschlusse alte und überflüssige Töpfe mit möglichstem Gekrach aufgehaut werden.

Die Osterzeit.

Mit dem Aschermittwoch ist der christlichen Gedenkzeit die Bahn frei gemacht, mit den schimmernden Lichtern und dem Gedröhne der Faschingsnacht der Heidenspuk verschwunden. Die folgende Zeit gehört ganz der Kirche. Nur ein einziges Mal, am Sonntage „Laetare" durchbricht in einigen Gegenden wieder der Lärm eines „Todaustragens" die stille Zeit. Wie ein einsamer Ruinenthurm bezeichnet der Brauch die Stelle eines zerstörten Festes. Es kann das kein anderes sein, als dasjenige, welches einst mit derjenigen Gerichtszeit verbunden war, welche die Kirche durch das Quatemberfasten des Frühlings ihrer Festlichkeit entkleidet hat. So wie das Gericht für sich allein konnte man auch den Schlußakt der Geisterbannung dulden, zumal er sich im Westen immer mehr in ein harmloses Drama verwandelte, das endlich nur noch den Kampf des nahenden Sommers mit dem Winter darstellte. Da wir alle Einzelheiten noch bei einer anderen Gelegenheit wiederfinden werden, so können wir uns hier mit dieser Andeutung begnügen.

Davon abgesehen, verfügt nun die Kirche ganz über die gewisser-maßen eroberte Zeit. Die katholische hat ihren Kindern am Tage nach Fastnacht die Zeichen der Buße angelegt und führt sie nun von Sonntag zu Sonntag durch die Gedenkzeiten der Geschichte Jesu. Nachdem der Christ mit dem „Halfeuer" die gar sehr zur Gemeinschaft mit den Teufeln herabgesunkenen Geister ausgetrieben, zeigt sie ihm im Spiegel des Evangeliums, wie auch Jesus die Versuchung des Teufels erlitt und überwand, wie er verklärt wurde, Macht über die Teufel und die Beschränkungen der Natur erhielt, führt ihm den erwachenden Groll der Judenpriesterpartei und den verhängnißvollen Triumphzug Jesu vor. Sie hat für das so sich entrollende Bild die Aufmerksamkeit der Gläubigen bis jetzt nur an den Sonntagen in Anspruch genommen; in der Leidenswoche selbst will sie Tag für Tag der Handlung folgen: dem Bundesmahle, dem Opfertode, der Ruhe im Grabe, der Auferstehung ist je ein Denktag gewidmet. Man sieht wohl, daß hier die Kirche allein mit freier Hand gewaltet hat; in all diesen wesentlichen Dingen, wie sie der Leser gewiß genügend kennt, hat sie sich keinem alten Brauche angeschmiegt; das Alles ist ihre eigene Schöpfung. Nur in Betreff des Ostermontags kann man einen Zweifel hegen, ob es nicht die bei jeder Festfeier hervorbrechende Lust des Volkes, hinauszuziehen zu den verlassenen Stätten, wo die Väter gefeiert, ob es nicht dieser unbesiegbare deutsche Wanderzug war, der die Wahl auf das Evangelium von den wandernden Jüngern lenkte. Gewiß hat diese Beziehung der ganzen Art diesen Tag zu feiern den Stempel aufgedrückt. Aber anderseits lag doch auch wieder der Gegenstand selbst wegen des ersten Auftretens Jesu nach der Auferstehung so nahe, daß er ohne jede Nebenrücksicht gewählt werden konnte. Dann würde diese Wahl wieder als die Ursache zu betrachten sein, warum von allen Ostertagen gerade der zweite der eigentliche Wander- und Wallfahrtstag geblieben ist.

Besteht also dieser Osterbau der Kirche ganz für sich, so ruht er doch der Zeit nach immerhin wieder auf einem Trümmerfelde älterer Sitte. Die zerfallenen Mauern erstehen nicht wieder, aber das alte Rankenwerk des Brauches, das sie einst überdeckte, hat fortwuchernd auch den neuen Bau umsponnen, und zu dessen Betrachtung wollen wir uns nun wenden.

Keine Beschränkung der Zeit, kein allzugroßes Ungemach der Witterung, kein Fastenzwang vom Sonntage ab hat hindernd eingewirkt; darum ersteht vor uns wieder bei einigermaßen aufmerksamer Betrachtung die ganze alte Zeit mit allen ihren Lebensformen: Die Sammlung der Wegzehrung und des Proviantes für das in früheren Zeiten oft in die Wochen hineindauernde Lagern an der Malstätte, die Wanderung dahin in Gruppen, wie sie eine alte nordische Erzählung als die „Kochgesellschaften" der Malstätte bezeichnet, die ausgelassene Freude daselbst unter Tausch, Handel und Spiel, die Theilnahme der Seelen und Geister im ausgedehntesten Maße, ihre mannigfache Hilfeleistung und endlich wieder ihre Bannung und Vertreibung, — das Alles hat sich mit größter Treue im Osterbrauche erhalten. Aber freilich erscheint es heute fast nirgends mehr als ein geschlossenes Ganze, eine wohlorganisirte Festfeier, vielmehr sind viele Reste nur da und dort zerstreut erhalten und sie sind in dieser Vereinzelung an ganz ungeeignete Stellen gerückt worden. Das hat neuerdings das Verständniß zerstört.

Es ist noch heute so: wenn der Mann Politik treibt, muß die Frau für die Wirthschaft sorgen. Oder vielmehr, weil der Mann durch seinen Antheil an allen öffentlichen Angelegenheiten die Frau und das Haus mitvertritt, so ist es der guten Frau Schuldigkeit, dafür zu sorgen, daß er sich auch sehen lassen könne; er muß bei solcher Gelegenheit etwas zu zehren und ein ordentliches Kleid haben. Dafür sorgte in alten Zeiten die Frau noch ausschließlicher als jetzt. Getreide mahlen und Brod backen war lediglich ihre Aufgabe; die Hühner, welche den besten Frühlingsproviant lieferten, standen in ihrer Pflege und in ihrem Besitze. Die leichtere Sommerkleidung, der Stoff dazu, die Wäsche waren ihr Werk. Für all das hat die Frau vor dem Feste zu sorgen, der Mann hat es allenfalls mit Energie von ihr einzutreiben; dafür darf sie ja dann, wenn die Arbeit der schweren Politik gethan ist, mitfeiern, darf mit von der Kochgesellschaft sein, mitzechen und mittanzen. Ein großer Eiervorrath ist aber die Hauptsache speciell für diese Festzeit. Der Herbst bringt ganz andere Gaben. Da müssen die eingetriebenen Herden für die Ueberwinterung möglichst verkleinert werden, da gibt es ein Schlachten und Schwelgen im „grünen" Fleische. Davon

ist jetzt keine Rede. Der Eber sogar — man brauchte ihn nicht mehr — ist schon um Mittwinter dem Messer verfallen; selbst die Vorräthe von Rauchfleisch beginnen rarer zu werden. Was geworfen wird, ist zur Aufzucht bestimmt; der Sommer soll die Lücken füllen, die der Winter in die Herden gerissen. Allenfalls ein Lamm oder Zicklein kann dem Feste geopfert werden. Es könnte sonach auf der Malstätte um diese Zeit wohl knapp hergehen, wenn nicht die — Hühner schon fleißig gelegt und die Frauen fleißig gesammelt hätten; aber gerade die Eier füllen nun die Lücken trefflich aus, und sie lassen sich gesotten so gut aufbewahren und herumtragen; kurz sie sind ein Kennzeichen gerade dieser Festzeit, in Wahrheit Ostereier.

Darum hat sich jetzt auch eine besondere Liebe der Menschen ihnen zugewendet, man hat sie mit Farben und Zeichen bemalt, und zu Gewinden aufgereiht, bilden sie den vornehmsten Schmuck; ein leeres Ei mit Fächerflügeln und Fächerschwanz von Papier muß sogar an einem Faden niederhängend den Taubenleib der Gottheit selber vorstellen. Wieder hat sich darum die Speculation diesem bevorzugten Gegenstande zugewendet, und man hat gefunden, daß das Ei selbst in seinen drei Theilen die heilige Dreifaltigkeit vorstellen und daß es ein Bild des schlummernden Lebens und der Auferstehung sein könne, der nun die Kirche das große Fest feiert.

Doch gehört das Ei nicht der Osterfeier ausschließlich an, sondern in einzelnen Gegenden kennt man eben so gut auch Pfingsteier. Es ist überhaupt der von der Natur gebotene Proviant der Frühjahrsfeste, und da nun einmal an den Mahlzeiten derselben die Gottheiten theilnahmen, so ist es zugleich ein beliebter Opfergegenstand. Kann man sonst kaum wahrnehmen, wie die Geister essen, weil sie nach ihrer Art doch nur den Duft von den Speisen nehmen, so verräth sich am Ei nach der Meinung des Volkes sogar sichtlich ihr Mitgenuß. Hat man das Ei gekocht, so bleibt am dickeren Ende ein leeres Näpfchen; das hat die „liebe Frau" abgetrunken, sagt das Volk. Die „liebe Frau" aber tritt immer an die Stelle der Helmutter.

Was ich vorher zusammenfassend sagte, für das wird wohl jeder Leser, sei es von seiner Jugendzeit, sei es von seinem Wohnorte her, ein Beispiel wissen. Ich will auch nur sprungweise einige anführen;

der Leser möge diejenigen finden, zu welchen die seinen passen. — Was die Alten einst mit Ernste thaten, damit treiben die Jungen jetzt ihr Spiel. Im Böhmerwalde muß das Mädchen seinem Burschen immer noch in einem Bündel eine förmliche Ausstattung für eine solche Reise reichen. Zur Wegzehrung desselben gehören nothwendig Eier und ein Osterlaib, zur Wäsche ein Hals- und ein Sacktuch. Das ist das Mindeste, was ein solches Bündel enthalten muß. Dafür nimmt der Bursche dann das Mädchen ins Wirthshaus mit, und es darf auf seine Kosten zechen. Vor Ostern bildet den sorgsamen Hausfrauen kaum irgend etwas so ausschließlich den Gegenstand gegenseitiger Nachfrage, als das Befinden und Verhalten der Hühner und der Zuwachs des Eierschatzes. Eine Hausfrau von alter Sitte nähme lieber irgend eine andere Sündenschuld auf sich, als daß sie vor Ostern ein Ei hergäbe; es ist ein Stolz und Staat um einen vollen Eierkorb zum Osterfeste; nun fliegen sie zu hunderten aus dem Hause.

Ein Einsammeln von Nahrungsmitteln zur Osterzeit ist noch in ganz Deutschland in irgend einer Form gebräuchlich, und wenn es auch örtlich nur zum Kinderbettel herabgesunken wäre. Außer Eiern spielt dabei ein besonders weißes Brot — „Osterlaib", „Gelbrot" — und jener Honigkuchen die Hauptrolle, den wir überhaupt schon beim Feste kennen lernten. Andere Sachen werden wir noch im Einzelnen kennen lernen. Manns- und Frauenart kennzeichnet sich heute noch im Spiele. Der Mann hätte am liebsten seine ganze Wirthschaft mitgehen heißen, um sich von anderen Männern am Mahle nicht spotten, um sich sehen zu lassen. Man sorgte nicht eigennützig für sich, sondern gab das Seine allen zu gute hin. Die Armen genossen mit, und die Reichen befriedigten ihren Ehrgeiz durch reichliches Leisten. Aber die Frau daheim haßt das Uebermaß der Freigebigkeit, sie sieht mehr auf den dauernden Nutzen der Familie als auf die Geltung vor der Gemeinde — kurz sie versteht den Mann nicht recht in seinem Ehrgeize und räumt vorsichtig bei Seite, versteckt und vergräbt, was er sucht. Der Mann sucht sich verständlich zu machen, betont seine Herrschaft und greift selbst nach den Zeichen derselben — es gab „Scenen" in manchem Hause.

Die Kinder haben das den Alten abgeguckt, und das nachäffende Spiel übertreibt wohl ein wenig, wie die Alten sich auseinandersetzten.

Immer sind es die Knaben, welche die Geschenke heischen, immer die Mädchen, welche sie schließlich geben müssen. Bald erschmeichelt man sie mit Bitten und Gesängen, bald erkost man sie mit der Ruthe in der Hand. Das letztere ist wenigstens in Böhmen noch der Brauch, und in Schlesien erhält er sich in etwas gemilderter Form. Dort überfallen die Knaben mit geflochtenen Weidenruthen in aller Frühe die noch schlafenden Mädchen, peitschen sie scherzhaft aus dem Bette und erzwingen die Gaben. „Schmeckostern" heißt der Brauch unter Zurechtlegung eines slavischen Wortes.

Ohne gerade den Bitten solchen Nachdruck zu geben, Gaben einzusammeln, ist ein weit verbreiteter Osterbrauch. Auch versteckte Eier zu suchen, ist bekanntlich ein beliebtes Kinderspiel dieser Zeit geblieben. Es zeigt wieder, wie solche Bräuche in ihrer Fortbildung sich so sehr von den Grundgedanken entfernen, daß ganz wunderliche Gebilde daraus entstehen. Man versteckt absichtlich die Eier, man wählt farbige dazu und versteckt sie da und dort im Grase der Wiese und fügt den erstaunten Kindern den Scherz hinzu, die habe der Hase hingelegt. So entsteht der „Osterhase". Der Städter hat keine Wiese, er nimmt Eier aus Zucker, dann überhaupt Zuckergebäck und ähnliche Dinge und spielt den „Osterhasen" in der Stube.

In einigen Gegenden — mir sind dafür Ost-Böhmen, Schlesien und die Lausitz bekannt — hat sich der Brauch des Suchens solcher Wegzehrung und Ausstattung mit einem wirklich altchristlichen verbunden. Der Pathe ist nach christlichem Sinne ein anderer Vater seines Schützlings, der Bürge für die religiöse Erziehung desselben. Ein Sermon des heiligen Augustin ermahnt die Pathen, insbesondere zur heiligen Osterzeit, da der Gedächtnißtag der empfangenen Taufe wiederkehrt, sich der Pflicht der Unterweisung ihrer Pathenkinder zu erinnern. Es mag sein, daß sich diese gerade deshalb in der Osterwoche bei ihren Pathen einzufinden pflegen; aber in den genannten Gegenden wenigstens ist das nicht die einzige Absicht der kleinen Besucher, sondern da sie nun einmal nach gut kirchlicher Lehre ihre Pathen den wirklichen Eltern gleichstellen, beginnen sie auch in deren Hause die vorgenannte Suche, beziehungsweise, sie finden die für sie bestimmten Gaben schon bereit. Das macht dort die Ehre einer großen Pathenschaft nicht unbedenklich; wäh-

rend anderwärts die Kinder oft kaum ihre Taufpathen kennen, hält hier eine bewunderungswürdige Pünktlichkeit, mit der sie sich Jahr für Jahr bis nach vollendeter Schulzeit im Pathenhause einstellen, das Verhältniß in Klarheit.

In der Niederlausitz ist es der Ostersonntag oder Charfreitag, an welchem die Pathenkinder diesen Besuch machen, und das Geschenk, das sie erhalten, führt sehr bezeichnender Weise den Namen „Dingeier". Es sind in der That Eier, die sie als Proviant für das „Ding", d. i. den Gerichtsplatz und das Gerichtsfest erhalten. Die „Kieke" heißen sie außerdem wohl nach dem Gefäße, in dem man sie zu geben pflegte, denn Kieke bezeichnet sonst ein Blechgefäß als Wärmtopf. Als Eier aber bezeichnet man die Gegenstände nur nach dem wesentlicheren Theile; sonst gehören auch hier ganz dieselben zweierlei Dinge zur Ausstattung wie im Böhmerwalde: Ostersemmel und Honigkuchen auf der einen Seite, ein Stück Zeug auf der andern, oder für letzteres eine Weste für Knaben, eine Schürze für Mädchen. Die Ostersemmel ist hier geflochten.

Im braunauer Ländchen ist für diese Heimsuchung der Gründonnerstag bestimmt, und da die Pathen in diesem abgeschlossenen Kolonistengebiete gern aus der über alle Dörfer des Ländchens verstreuten Verwandtschaft genommen werden, so beginnt an diesem Tage keine geringe Wanderung der Kleinen auf allen Wegen nach allen Richtungen quer durch das Ländchen. Man sieht ganze Wagenladungen rothbackiger Gesichter, und die so weit hergekommenen, empfangen außer den Gaben eine freundliche Bewirthung im Pathenhause. Begegnet sich die ganze Sippe auch nicht mehr auf einer gemeinsamen Malstätte, wie das vor Jahrhunderten in der alten Heimat der Fall gewesen sein mag, so erinnert doch diese Kinderbewegung noch an Aehnliches. Auch hier umfaßt der „Gründonnerstag" genau wieder jene zwei Fächer: die große geflochtene Semmel und den Honigkuchen einerseits, irgend ein Kleidungsstück andererseits. Zur Semmel kam regelmäßig noch ein Töpfchen mit Honig, den die schlechten Zeiten vordem in Syrup verwandelt hatten. Aber auch Geld gehört zur richtigen Ausstattung und zwar noch in der Doppelform zweier verschiedener Zeitalter. Das Kind erhält einmal einen Bund aufgereihter „Beugel" — einen wahren Schatz vorstellend — und dann einen mit modernen Geldstücken mehr oder weniger reich

gespickten Apfel. Dieser Apfel, der im Volksbrauche noch bei verschiedenen Gelegenheiten wiederkehrt, ist dabei immer nur das Mittel, die einzelnen Geldstücke als die Hauptsache in einer zierlichen Weise zusammenzufassen.

Eier sind um die Osterzeit nicht irgend einer symbolischen, sondern der natürlichen Bezeichnung wegen die allgemeine Werthform für allerlei Arten von Abgaben und Lieferungen. So lange man in einer Umwandlung der alten Opferform für die Bedürfnisse der Kirche freiwillige Beisteuer darzubringen pflegte, für welche Handlung im Ceremoniell der Kirche noch immer das „Offertorium" der Messe eingeräumt ist, waren es zu Ostern vorzugsweise Eier, die man „auf den Altar" brachte. Das war genau die Ablösung jener „Opferspeise", die man einst für den Mitgenuß der himmlischen Gäste wie für das gemeine Beste und die Unvermögenden mitgenommen hatte. Der Gedanke an ein „Opfer" mußte dabei natürlich immer mehr zurücktreten, da die katholische Kirche im strengeren Sinne nur noch ein einziges Opfer, das des verwandelten Brodes und Weines kennt; es blieben also solche Gaben nur noch für das gemeine Beste der Kirche bestimmt, und diese vertrat zunächst der Pfarrer, dann allenfalls noch der Kantor und Küster.

Aus der wiederkehrenden Sitte wurde eine Verpflichtung, und daher schreibt sich das vielleicht noch nicht überall abgelöste Recht der Kirche und Schule zu Ostern, von den Eingepfarrten eine Abgabe in Eiern zu erheben. Noch bis vor Kurzem wurde diese Abgabe für Pfarrer und Küster oder für einen von Beiden um die Osterzeit von Haus zu Haus abgeholt. Als die Zeiten und Gaben karger wurden, ist das nicht einmal immer ohne Streit abgegangen, so daß sich selbst die Gesetzgebung der Sache annehmen mußte. Kaiser Josef II. hat die damaligen Behörden zu Schiedsrichtern in diesem Streite gemacht, und so sind aus der Uebung Gesetze geworden. Bis auf unsere Zeit hat in einzelnen Orten der Lehrer das Recht der Einsammlung nicht sowohl der Eier als einer dafür entschädigenden Geldsumme besessen und ausgeübt. In Deutschland ist es immer noch an einzelnen Orten Rechtens, daß zu Ostern jedes Kind dem Pfarrer mindestens Ein Ei bringe, und Gesuche der Pfarrer um Umwandlung dieser Giebigkeit in eine Geldabgabe kommen immer noch vor. Wenn nun eine solche kleine Ostersteuer in Geld all-

gemein sein wird, wer wird da noch errathen können, daß es sich dabei einmal um eine gemeinsame Mahlzeit handelte, die wir gewohnt sind wegen der Theilnahme der Gäste aus dem Geisterreiche eine „Opfermahlzeit" zu nennen?

Aber der Rest einer solchen Opfermahlzeit hat sich auch noch in einer andern Weise erhalten, die auch gerade im Osterbrauche hervortritt. Synoden ältester Zeit haben wiederholt über einen Brauch der Christen Beschlüsse fassen müssen, der ganz sichtlich aus der vorchristlichen Zeit herübergekommen war. Wollten nämlich die alten Christen das Andenken ihrer Verstorbenen ehren, so begaben sie sich an gewissen Jahres- oder Festtagen mit zubereiteten Speisen in die Gruftkapellen oder zu den Gräbern der Todten und nahmen hier die Speisen zu sich — im „Andenken an die Todten", oder „zu Ehren der Todten", wie wir sagen würden. Aber „jemand zu Ehren" ein Gastmahl geben, schließt doch auch heute noch für gewöhnlich die Theilnahme des zu Ehrenden ein — man ladet ihn dazu. Einen anderen Sinn können auch jene Gedächtnißmahlzeiten ursprünglich nicht gehabt haben; — warum hätte sich sonst auch die Kirche gegen dieselben erklärt, da es ihr doch so schwer wurde, sie zu verdrängen?

War nun, wie bis vor hundert Jahren, so häufig die Kirche selbst der Begräbnißplatz der Todten, so brachte man also diese Speisen in die Kirche und aß sie daselbst, in einzelnen Gegenden nicht ohne Beihilfe des Meßners, der ja den Hausherrn spielen konnte. Später übernahm dieser sogar in manchen Gegenden, wie z. B. in Franken ganz allein diese saure Pflicht. Aber schon früh eiferte die Kirche in Synoden gegen den ganz zweifellos heidnischen Brauch, in den Kirchen und Kapellen selbst solche Mahlzeiten zu halten. Wir wissen nun wieder, daß man sich beispielsweise in Gallien mit diesen Verboten abzufinden wußte. Man trug die Festtagsspeisen zuerst dem Todten zum Grabe, d. h. in den meisten Fällen in die Kirche, setzte sie da nieder und brachte sie dann wieder nach Hause, wo man nun, ohne daß es die Kirche hindern konnte oder zu hindern brauchte, das Festmahl anstellte. So war beiden Theilen, den Todten und den Lebenden ihr Recht geschehen.

Dennoch fehlt dabei immer noch Eines, worauf es doch dem durch die Natur der Dinge auf eine gewisse Selbstsucht hingewiesenen Menschen

bei aller Frömmigkeit recht vorzugsweise ankam: der Segen, den er von solchem Mahle erwartete. Wir wissen ja schon, daß jene alten Mahl- und Festzeiten vorzugsweise das Mittel waren, das Wohlwollen der Geister dem Menschen zu gewinnen und zu sichern. Deshalb ruhte ein „Segen" selbst auf der entferntesten Theilnahme an diesen Mahlzeiten; ein jeder Bissen vom Opfermahle hatte irgend eine heilbringende Kraft, und man bewahrte daher ähnliche Gegenstände sogar für außergewöhnliche Nothfälle auf. Hatte nun die Kirche diese einst so heilbringend erachtete Gemeinschaft der Geister und Menschen, durch welche jeder Bissen zum Heilmittel geworden war, zerstört, so bat sie der mit seiner ganzen Herzensseligkeit am Hergebrachten hängende Mensch um einen Ersatz für den von jenen Mahlzeiten genommenen „Segen", und die „Mutter" konnte nicht so hartherzig sein, ihn zu versagen. Sie legte also nun bei solchen Festzeiten ihren Segen, statt des Segens der Geister den des einzigen Gottes auf die Speisen des Festmahles.

So bringt man denn örtlich wohl immer noch zu verschiedenen Zeiten des Osterfestes verschiedene Speisen, darunter vorzugsweise auch Eier, im Rheinland am Palmsonntage auch den sogenannten Palmapfel, der aufbewahrt zu jeder Zeit gegen Krankheiten hilft, in die Kirche, und hier weiht und segnet sie der Priester, ehe sie der Mensch wieder zum Genusse nach Hause trägt. Insbesondere aber ist allenthalben der Ostersonntag selbst der Tag solcher Speisenweihe. Es sind nun natürlich vorzugsweise diejenigen Speisen, welche der Mensch als Festtagsspeisen zu genießen gedenkt, also nach der langen Fastenzeit vorzugsweise Fleischspeisen. Daher konnte nun auch die Kirche, da sich der geschichtliche Gang der Dinge längst verdunkelt hatte, an diesen Wunsch die Mahnung knüpfen, der Mensch möge nun diese lang entbehrten Speisen als ein Geschenk Gottes mit Gebet und Danksagung so genießen, daß sie ihm gesegnet seien. Man sieht daher in manchen katholischen Städten am Ostersonntagsmorgen die Kirchen in einer seltsamen Ausstattung prangen. Ganze Reihen von Körben, aus denen vorzugsweise als die Hauptgegenstände gebratene Kalbskeulen aus der mannigfaltigen Garnitur hervorlächeln, lassen den betreffenden Kirchenraum wie eine Markthalle erscheinen, und der Weihrauch mag noch lange mit dem Dufte der Braten zu kämpfen haben. Ich kannte Leute in Prag,

die sich das ganze Jahr wenig um die Kirche kümmerten, aber am Ostersonntage um keinen Preis einen Bissen Fleisch in den Mund genommen hätten, wenn nicht erst der „geweihte“ Aufschnitt voranging; dafür begannen sie dann die Festmahlzeit auch schon mit dem Frühstücke. Frägt man um den Grund, so wird man erfahren, daß das so der Gesundheit zuträglich sei, Glück bringe und Unglück abwende — und das ist in Wirklichkeit noch die alte Sache.

Die Kirche hatte außerdem noch einen anderen Grund, auf jene Bitte des Volkes einzugehen. Wieder sind es die Schaaren der Unterwelt und des Himmels, die am Osterfeste in ungebundener Freiheit über die Erde ziehen. Das Volk steht noch in Zweifel um sein Benehmen; es will es nach keiner Seite verderben und „steckt auch dem Teufel ein Kerzchen auf“. Die Kirche verurtheilt solche Nachgiebigkeit und tritt, wo sie nur kann, sofort mit der Bannung der Geister hervor; sie duldet jeden Volksbrauch, der dahin zielt, und schließt sich ihm in passenden Formen gern an. Wir können uns kaum einen Begriff machen, wie lebhaft bei unseren Voreltern noch bis etwa ins sechzehnte Jahrhundert der Glaube an die überall hervortretenden Geister und Dämonen war, wie sie gewissermaßen täglich mit ihnen auf das materiellste verkehrten und in allen Dingen Bedacht auf ihre Einmischung nahmen. Was uns heute wunderliche Geschichten dünken, die irgend ein wunderlicher Kauz ersonnen hätte, das lag unseren Voreltern im alltäglichsten Lebenslaufe. Ich habe da das Buch eines rechten deutschen Kirchenvaters vor mir, des Cistercienserpriors Cäsarius von Haisterbach, der im 13. Jahrhunderte eine sehr wohlwollende Belehrung für seine jüngeren Amtsbrüder zu schreiben versuchte. Dabei belegte er all seine guten Lehren durch Beispiele wirklicher Fälle aus dem Leben, die er in reicher Zahl gesammelt hatte. Das dicke Buch enthält über ein halbes Tausend solcher Erzählungen; aber wie lange muß man suchen, ehe man einmal auf eine trifft, in welcher nicht irgend eine Erscheinung dämonischer Art die Hauptrolle spielte! Dabei ist der alte Herr ein sehr gemüthlicher Mann und durchaus kein Sauertopf und Schwarzseher. In jenem Gedankenkreise lebten nun einmal die Alten. Die Unzahl der Unsichtbaren war für sie eine feststehende Thatsache, von dem Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen in der Natur und im

Wirthschaftsleben aber wußten sie, sehr wenige erleuchtete Köpfe ausgenommen, so gut wie nichts. Wie sollten da nicht überall die Unsichtbaren selbst für die verborgenen Ursachen gehalten werden?

Nun waren sie aber gerade wieder zur Osterzeit alle losgelassen, alle geschäftig und thätig; da mußte sich der Mensch besonders vorsehen. Um seiner Herr zu werden, verschmähten es die Teufel gar nicht, ungesehen mit irgend einem Nahrungsmittel in ihn einzudringen, ihn besessen zu machen oder ihn durch irgend eine andere Krankheit zu Grunde zu richten. Es ist bekannt, daß die alten griechischen Festspiele nur ein Theil solcher Festfeier waren. Daher erkannte auch der Kirchenvater Tertullian die große Gefahr, welche von dieser Seite her den Besuchern der Schauspiele drohte und wußte von einer christlichen Frau, welche sich im Theater den Teufel geholt hatte. Durande aber war noch im 14. Jahrhunderte Zeuge eines ähnlichen Falles, wobei der Teufel sich an einen Leckerbissen gehalten hatte. Zwei Mädchen in Bologna hatten mitsammen einen Granatapfel gegessen, in dem unsichtbar, wie sie sind, zwei Teufel gesteckt hatten. Nun waren die Mädchen besessen und konnten erst nach drei Jahren von der Qual befreit werden. Einen andern Fall verbürgt uns der Papst Gregor der Große selbst. Eine Nonne war gerade um die Osterzeit im Garten spazieren gegangen und hatte dabei ganz harmlos ein Stückchen Salat gegessen. Aber gerade an diesen hatte sich ein Teufel angeklammert, weil jener — noch ungesegnet war. Auch die arme Nonne wurde natürlich besessen.

Man sieht also, wozu die Weihe der Speisen noch insbesondere gut sein kann. Indem an dem Weihwassertropfen eine Beziehung des heiligen Geistes hängt, verscheucht dessen Nähe jeden bösen Geist von dem gesegnetem Gegenstande, und damit wird der Genuß der Speisen nach dieser Seite hin gefahrlos. Eine solche Weihe ist aber gerade zur Osterzeit wieder am Platze, weil da die Geister wieder ungehemmt umherschwärmen, und man sich jeder Schlechtigkeit der Bösen unter ihnen versehen kann.

Mit den geweihten Speisen muß jedes Kind und jeder Dienstbote im Hause, das ganze Haus betheiligt werden. Wie die Festfreude bei der alten Malzeit eine allgemeine war und niemand ausschloß, so daß es in dieser Zeit nicht Arm und Reich gab, so soll auch zur christlichen

Osterzeit der Unterschied aufhören; darum ist es um diese Zeit vorzugsweise üblich, den Armen Speisen zu schicken und reichliches Almosen zu spenden. Verdichtet hat sich dieser Brauch insbesondere in der Armenspeisung und Beschenkung am Gründonnerstage. Es ist kein Zweifel, daß die Ceremonie der „Fußwaschung" als Ausdruck christlicher Demuth lediglich dem Berichte des Evangeliums nachgebildet und sonach rein kirchlichen Ursprunges ist. So zeigt sie sich auch noch, wenn der Bischof nach vorgelesenem Evangelium sich ein Vortuch umschürzt und zwölf Priestern die Füße abtrocknet. Aber die Sitte, an diesem Tage gerade die Armen zu einem Gastmahle zu versammeln und bei dieser Gelegenheit die Fußwaschung vorzunehmen, wie es Päpste, Prälaten und katholische Fürsten zu thun pflegen, ist eine Vereinigung zweier ursprünglich auf verschiedenem Boden gewachsenen Bräuche. Wie die Kirche dem Volksbrauche, so kommt auch dieser oft der Kirche auf halbem Wege entgegen.

So ist es auch der Fall mit den Bräuchen des Palmsonntags, welcher die Festwoche eröffnet. Die Hauptsache gehört auch hier der Kirche an. Der Umgang um die Kirche unter dem Tragen von Palmenzweigen ist eine bildliche Darstellung des im Evangelium Erzählten und eine volksthümlich eindringliche Erinnerung an dasselbe. Wo die Gegend solche bietet, verwendet man auch heute noch Palmblätter, wo das nicht der Fall ist, nimmt man irgend ein anderes Reis dafür. Bei uns hat sich gerade die Weide empfohlen, weil sie fast allein um diese Zeit schon blüht. Daher ist auch auf ihre Blüthenkätzchen der Name „Palme" übergegangen. Aber was soll eine „Weihe" gerade dieser Palme? Auch sie ist wieder ein Zugeständniß der Kirche an das Volk und hat denselben Sinn und einen ähnlichen Zweck wie die Speisenweihe. Mit dem Palmsonntage ist die eigentliche Osterzeit eröffnet, damit aber auch die Unterwelt und das Geisterreich. Nun verlangt das Volk einen Schutz gegen ungebetene Gäste, und die Kirche gewährt ihn durch die „Weihe" jener Palmen; das Volk denkt gar nicht mehr an einen anderen Zweck dieser Zweige, und richtet Alles darnach ein. Nicht einzelne Zweige trägt man zum Triumphzuge herbei, sondern ganze Bündel bindet man an tüchtige Stöcke oder Stangen, und hält sie in die Höhe, damit sie ja die Weihe recht ordentlich erhalten; denn auch sie

wird wieder vorzüglich durch das ausgesprengte Weihwasser vermittelt.

Hat nun ein solches Reis diese Weihe, so ist es im Stande, die bösen Geister von denjenigen Orten fern zu halten, die man damit berührt, oder wo man es aufsteckt. Das ist dem Volke die Hauptsache. Man steckt darum nun das geweihte Palmenreis an den heiligen Platz der Stube, hinter das Kruzifix oder über die Thür; so schützt es die Stube vor dem Eindringen der Geister. In Ställen, auf Getreidehaufen und Feldern thut es ganz denselben Dienst; es schützt vor Hexen und Behexung, und wenn nur auf diese Weise das Ungeziefer, die Mäuse und der Hagel zum Schaden der Menschen herbeigeführt werden, so thut man auch ganz wohl daran, in die Feldecken Palmreiser zu stecken, um so Hagel, Mäuse und Ungeziefer fern zu halten. Aber auch Gewitter und die dadurch entstehenden Feuersbrünste werden durch Hexen und boshafte Geister herbeigeführt. Es schützt also das eigene Haus, wenn man Palmen über dem Dache aufgehängt hat oder während der Gefahr auf den Herd wirft. Die meisten Krankheiten sind nach der älteren Volksmeinung auch nichts anderes als in den Körper eingedrungene böse Geister oder Einflüsse solcher. Man vertreibt sie also auch mit geweihten Palmen. Sitzt die Krankheit im Halse, so muß man natürlich auch die Palme durch den Hals ziehen; darum schluckt man Kätzchen gegen die Halsschmerzen; alles hat seinen guten Grund. Besser bringt man die Wirkung noch in die innersten Fugen des Körpers, wenn man die Kätzchen in Rauch auflöst; sie sind also ein sehr gesundes Räucherwerk.

In unseren Gegenden ist der Festtag meist nach dieser Richtung hin ausgenützt worden; in andern, insbesondere im Oriente, hat man mehr den nachahmenden Umzug schauspielartig auszustatten gewußt, indem man insbesondere des mitwirkenden Reitthieres nicht vergaß, woraus eine Reihe von Ceremonien entstanden, die uns hier nicht weiter angehen; der Name des „Palmesels" hängt damit zusammen.

Die Osterkerze.

Auch am Schlusse der Charwoche treffen wir einen von der Kirche aufgenommenen und in ihrer Weise verwendeten Brauch, der eigentlich

ganz dem Volksleben angehörte. In jeder guten Haushaltung war es in alten Zeiten eine Ehrensache der Hausfrau, das ganze Jahr über das Feuer auf dem Herde lebendig zu erhalten; dann aber empfing sie von der Gemeinde her oder aus sonst einer Quelle neues, frisches Feuer, das nun auch wieder sein Jahr alt werden mußte. In den Städten freilich kam das zuerst ab, und die Frauen machten es sich bequemer; sie borgten, etwa in einem Krüglein, so lange der Hausherr noch schlief, das Feuer aus dem Nachbarhause. Das ging in einschichtigen Bauernhäusern nicht eben so leicht, und so erhielt sich denn hier noch die alte Sitte so lange, daß uns wenigstens noch die älteren Leute davon künden konnten. Man brauchte deshalb nicht immer helle Lohe auf dem Herde zu halten; man wußte einen Ausweg. Man brachte einen schweren Holzblock am offenen Herde so an, daß sein Kopf immer im Feuer mitglimmen mußte, ohne daß er ganz verbrennen konnte. Ehe man schlafen ging, häufte man dann alle Gluth uno Asche so auf den Kopf des Blockes, daß er die ganze Nacht fortglimmen, und man des Morgens wieder Fuken herausblasen konnte. So blieb also dieser Block der eigentliche Feuerstock und die Feuerquelle für das ganze Jahr, mußte aber von Zeit zu Zeit erneuert werden. Man sah nun darauf, daß das immer zu der gleichen Zeit und zwar immer zu Anfang des neuen Jahres geschah; dann aber ging man sowohl mit dem alten Reste als auch mit dem neuen Klotze wie mit einem Heiligthume um.

In bürgerlichen Haushaltungen wählte man dazu auch den Anfang des bürgerlichen Jahres, auf römischem Gebiete den 1. Januar, im Norden die Julzeit. Nach dem ersten Termine, den „Kalenden", hieß dieser Block in Südfrankreich „Calendeau". In Schweden und Mecklenburg hatte man einen Julblock, in England ein Yule-clog. Die Litauer nannten wegen derselben Handlungsweise den Weihnachtsabend „Blockabend". Bei den Südslaven bestehen Sache und Uebung sogar heute noch; der Block heißt serbisch „Badnjak" und der Weihnachtstag „badni dan" — Feuerblocktag. In Westdeutschland soll der Gegenstand „Scharholz" geheißen haben, und man hat dieses und mit ihm das Herdfeuer zur Sommersonnenwendzeit erneuert. Die Reste des alten Blockes hatten dann als ein Gegenstand des alten Hausheiligthums, des Herdes, eine gleiche Kraft wie nachmals ein Gegenstand kirchlicher Weihe,

und deshalb thaten sie dieselben Dienste wie jene Palme. Insbesondere mischte man die Kohle des alten Scharholzes gern unter das Saatgut, weil sich dann dem Getreide der Brand nicht nahen konnte; oder man vertheilte sie im Garten zur Verhütung von Insektenfraß.

Nun ist aber in jeder Gemeinde die Kirche selbst auch wieder eine Haushaltung. Sie ist ein zweites großes Herrenhaus des Dorfes. Sie hält immer noch Allen ihre Thore offen, in ihr steht der gemeinsame Herd, der Altar, und vor diesem brennt so gut wie in jeder guten Haushaltung ein ununterbrochen genährtes Feuer, eine unauslöschliche Lichtquelle, von welcher jedes andere Feuer der Kirche entnommen werden muß — das „ewige Licht". Auch dieses Licht nun, das man einst dem häuslichen Herdfeuer vergleichen mußte, erneuert nun die Kirche jährlich einmal, und damals als sie das Jahr mit der Osterzeit begann, hat auch sie es genau am Beginne ihres neuen Jahres gethan, indem sie den Charsamstag für die Handlung wählte.

Nur hat sie das, was thatsächlich in der Kirche nicht mehr bestand, nämlich das offene Herdfeuer neben dem alten Scharholze und das an diesem Tage neu zu entzündende Scharholz, gerade für diese Zeit in einer mehr symbolischen Weise wieder hinzugethan. Am Charfreitage wird das „ewige Licht" der Kirche ausgelöscht, und am Charsamstage beginnt draußen auf dem freien Platze vor der Kirche die Handlung der Feuererneuerung. Um den Herd und das alte Scharholz vorzustellen, wird daselbst ein Scheiterhaufen errichtet; das neue Scharholz ist die „Osterkerze". Sie ist bei reicherer Kirchenausstattung noch immer die sichtliche Nachahmung eines wirklichen Eichenblockes, eine Riesenkerze, welche früher oft den Umfang eines mächtigen Baumstammes erreichte, heute noch wegen ihrer Stärke ganz außerordentlich auffallen muß. Wie noch heute der Serbe auf das neue Scharholz Gaben und Spenden streut, so werden der Osterkerze fünf riesige Weihrauchkörner eingedrückt.

Mit Stein und Stahl wird frisches neues Feuer geschlagen, das sich über den improvisirten Herd verbreitet und allmählig auch das neue Scharholz, die Osterkerze entzündet, doch nicht verbrennt. Vom neuen Herdfeuer borgt eine dreizackige Kerze die Flamme, und von dieser erhält sie in der Kirche die Osterkerze. Sie ist nun die Quelle alles

neuen Lichtes, denn von ihr empfängt nun wieder das „ewige Licht" in der Kirche selbst die Erneuerung für das kommende Jahr.

So bald nun der Priester das neue Licht in die Kirche geleitet, fallen draußen die Landleute über den brennenden Scheiterhaufen her. Für sie ist dieser jetzt genau dasselbe, wie jenes alte Scharholz von dem einst heiligen Herde des Hauses. Er ist um so weihevoller, als der Priester auf jenen Scheiterhaufen die Ueberreste der heiligen Oele geworfen hat. Kohlen und zurückgebliebene Späne verscheuchen nun als Weihegegenstände die bösen Geister und deren Einflüße. Darum hascht man nach einem solchen Stücke insbesondere des angebraunten Holzes und bringt es im Triumphe nach Hause. Um recht sicher zu gehen, bringen die Bauern in vielen Gegenden selbst ihr Scheit herbei, haken es an einer Kette fest und halten deren Ende um die Hand geschlungen, während jenes auf dem Scheiterhaufen mit anbrennt. Kaum hat der Priester sich weggewendet, so reißt ein Ruck der Kette den Stapel auseinander, und jeder jagt mit seinem Segen davon. Am Abende desselben Tages war es einst eine Lieblingsbeschäftigung der Kinder, aus diesem angekohlten Holze Spähne zu schleißen und zu Kreuzchen zusammenzufügen. Diese vervollständigten dann erst recht die Wirkung der Palmzweige. Am Ostermontage durchwanderte man dann die eigenen Felder und steckte in die Ecken je drei solcher Kreuzchen und einen Palmenzweig; das schützte die junge Saat gegen alle Gefahren.

Die Sitte dürfte der Kirche wirklich erst von Deutschland aus zugekommen sein, denn hier taucht sie zuerst auf, doch nicht vor dem neunten Jahrhunderte. Es war vielleicht nöthig, durch solche Formen ältere zu ersetzen und zu verdrängen. Dann konnte man von verschiedenen Seiten aus Verschiedenes in der Handlung erblicken. Die Kirche legte eine größere Betonung auf die Verbrennung ihrer geweihten Oele; der Laie des Mittelalters, der schon mit Feuerschloß und Schwefelholz umzugehen wußte und die alte Sitte nicht mehr kannte, sah in dem ganzen die beliebte Form eines „Autodafé". Wer konnte dann wohl der zu Verbrennende sein? Offenbar nur Judas, der eben vorher Jesum verrathen hatte. So besteht dafür bis heute die volksthümliche Bezeichnung des „Judasverbrennens", und wie nun die Menschen gerne verallgemeinern, heißt es auch vielfach: „Der Jude wird verbrannt."

Der Kirche aber mußte eine andere Deutung so nahe liegen, daß sie um derentwillen die Ceremonie festhielt, wenn sie auch längst nicht mehr den Anfang des Kirchenjahres bezeichnete. Den Tod Jesu bedeutet symbolisch das erlöschte Licht, seine Auferstehung die Lichterneuerung; die Osterkerze ist dann ein Bild Christi selbst, und die ihr aufgedrückten Weihrauchkörner sollen die fünf Wundmahle bedeuten. Wieder in anderer Deutung ist es vorangehende Lichtlosigkeit, die Finsterniß des Heidenthums, die Jesu Licht verscheucht.

Wanderfeste und Festspiele.

(**Worunter auch Emmaus, Fiedlowatschka und Strohsack.**)

Wir sahen nun schon, wie so viele alte Festbestandtheile sich erhalten, wie verschieden sie sich aber mit dem christlichen Programme verbunden haben, je nachdem sie sich gerade da oder dort besser anhängen konnten. Eine hergebrachte Zeitfolge dürfen wir darum bei diesen Festen am wenigsten erwarten. Eine solche nahm vielmehr das christliche Festprogramm für sich in Anspruch, und die Kirche hatte eigene und entliehene Macht genug, jenes durchzuführen.

Am Ostersonntage glaubte die Kirche den Gläubigen völlig festhalten zu können; da konnte er ihr nicht hinaus auf seine alten Malstätten entfliehen, wohin ihn die Festlust so gern zog; er wollte denn dieser entsagen und im Schweigen der Nacht seine Wallfahrt vollenden. Wir werden selbst solchen Käuzen begegnen. Dagegen konnte man ihm nicht wehren, gerade am hochheiligen Sonntage alles das sich zu vergegenwärtigen, was mit der Oeffnung der Geisterreiche in Himmel und Erde zusammenhängt, man konnte ihm nicht wehren, gerade an diesem Tage allen Geisterspuk zu träumen, noch weniger ihn hindern, wenn er sich Mühe gab, sich zu wehren, die nicht mehr harmlosen Geister sich vom Leibe zu halten. Wir werden von dieser Seite aus den Ostersonntag noch kennen lernen.

Wenn wir aber auch weiterhin den greifbareren Spuren des Alterthums folgen wollen, so führen sie uns zunächst über den Sonntag hinweg zum Ostermontage. Die Wanderung zur Malstätte als der Hauptinhalt des alten Festes hat sich gerade

am Ostermontage noch mit solcher Treue erhalten, daß man sie örtlich noch ganz ungeschmälert in ihrem ganzen Umfange wiedersehen kann. Die Kirche hat die wesentlichsten Momente ihrer Feier abgeschlossen, nun bleibt für die alte Volksgewohnheit Raum; ein alter, unterdrückter Wandertrieb erwacht im Menschen, und die Lockungen der sich wieder belenbenden Natur kommen ihm entgegen.

Je weniger lang in irgend einem Lande die Kultur an der Arbeit war, die Feste der alten Zeit zu vernichten oder ins Unkenntliche umzugestalten, desto deutlicher sehen wir denn auch die Dinge, wie sie waren, vor uns. Da sind es im Osten noch wirkliche heidnische Malstätten, die man an diesem Tage besucht, und jedermann weiß es, und der Name selbst sagt es noch, daß es solche waren. In anderen Fällen kennt man den Platz nur noch als einen alten Friedhof, oder als einen Hügel, dem man gerade um dieses üblichen Besuches willen den Namen „Osterberg" gegeben hat. Darum gibt es noch recht viele solcher Osterberge im Lande, ohne daß indeß gerade immer dieser Theil der Feier dort spielen müßte. Noch viel häufiger und im Westen immer allgemeiner hat man vielmehr den nächst- oder bestgelegenen Vergnügungsort dafür gewählt. Es war unseren Vorfahren gewiß ganz lieb, daß sie die Kirche nach Abschluß der Hauptfeier nun ungestört nach ihrer Art gewähren ließ und die ganze Wanderung damit rechtfertigte, daß sie als eine Nachahmung des Auszugs der Jünger nach Emmaus angesehen wurde. Dadurch gewann man auch für alle die zum Theil unheimlichen Stätten, welche das Ziel der Wanderung bildeten, einen allgemeinen Namen von christlichem Klange. Sehr viele Städte und Städtchen haben noch oder hatten doch einst ihr „Emmaus", oder irgend ein Vergnügungsort hieß wenigstens so mit Bezug auf jene Osterwanderung. Auch der in Jesu Leidensgeschichte genannte Oelgarten wurde als Oelberg häufig der Umtaufname für solche alte Stätten, die mitunter nach der Lage der sich kreuzenden Wege noch ihre ältere Bedeutung verrathen. Auch Kloster Oliva bei Danzig trägt wohl einen solchen Namen. Die heutigen Zeichen solcher Orte sind ja so verschieden, wie ihre Schicksale. Da und dort steht nur noch ein Baum, im Nordosten Deutschlands ist nach dieser Richtung vorzugsweise der wilde Birnbaum verdächtig. Weiter wechseln die Zeichen von einer schlichten „Martersäule" oder einem Kreuz bis zur

Kapelle und von der Kapelle bis zum Kloster, dessen Mönche dem Orte mit unablässigen Gebeten Frieden verbürgen. Alle diese Plätze können zugleich Emmausplätze sein; sie sind aber nur dann vorzugsweise geeignet, wenn sich in der Nähe ein Wirthshaus oder gar ein Bräuhaus aufgethan hat. Wo Mönche frei zu schalten hatten, sind sie diesem Volksbrauche gewöhnlich gern entgegen gekommen.

Aus nur wenig älterer Zeit hat uns der Jesuit Balbin einen solchen Volksbrauch beschrieben, dessen wir hier erwähnen, obgleich er sich eigentlich dem Gründonnerstage angeschlossen hat. Bei Olmütz befindet sich ein Berg, der den slavischen Namen „Hradischtje" führte; mit diesem bezeichnet aber das Volk in Böhmen, Mähren und den Lausitzen alte Malstätten. Zu diesen Malstätten wanderten nun zur Osterzeit aus nah und fern Hunderte von „Armen", die dort ihr Almosen empfingen. Man hat also hier durch eine Art Stiftung den Ausfall gedeckt, den gerade die Armen bei dem Wegfall der alten Festfeier hatten. Deshalb wählte man auch den Gründonnerstag mit seiner Erinnerung an das Mal der Apostel. Das bestätigt uns zugleich, daß bei jener Fußwaschungs-Ceremonie die Speisung der Armen nicht so nebensächlich ist.

Die Stadt Prag mit ihrem einst zum förmlichen Markte entwickelten Emmausfeste bietet uns alle Stufen der Entwickelung. Die Stätte der Festfeier heißt von Alters her „na Morani", zu deutsch „auf dem Todtenfelde" oder in älterer Form „im Hel". Altslavische Lieder berufen sich auf den Liebesschwur „na Morani" als den heiligsten. Der Ort, ein Hügel an der Moldau, lag früher außerhalb Prags, und während sich hier die Deutschen ausbreiteten, muß jener Hügel vorzugsweise ein Heiligthum der slavischen Bevölkerung geblieben sein, wie das eben bei solchen Malstätten zu geschehen pflegt. Darum wohl gründete Karl IV., der Stadterweiterer, gerade hier ein Kloster mit slavischem Ritus. Er weihte es dem heiligen Hieronymus; das Volk jedoch zog zur Osterzeit immer wieder heraus auf seine „Morana"; dem Kloster aber blieb die ausgleichende Volksbezeichnung Emmaus.

Wer sich das Treiben bei einer alten „Malzeit" vergegenwärtigen will, der findet mit Ausnahme des Gerichtes Alles beim Emmausfeste wieder: Garküchen, Honigkuchen, Markt und Spiel auf den freien Plätzen,

daneben volle Wirthshäuser, und dazwischen fällt der Gottesdienst der Mönche im Kloster Emmaus und der der Jesuiten bei St. Ignaz.

In anderen Orten wieder hängt ein wirkliches Kirchhoffest mit der Osterzeit zusammen oder es fällt wenigstens auf den nächsten Sonntag nach Ostern. Die Serben im Banate, die wie die Südslaven überhaupt sehr viel Alterthümliches in Sitten und Brauch erhalten haben, feiern ein solches am Montage nach der Osteroctave. Zum Zeichen, wie sehr sie noch an dem Gedanken hängen, daß eigentlich die Geister der Vorangegangenen an jedem solchen Feste theilnehmen müßten, legen sie dann gefärbte Eier und Kuchen, die eigentliche Osterspeise, auch heute noch den Todten auf das Grab. Die Ruthenen thun dasselbe schon am Emmaustage, gehen aber auch noch einen Schritt weiter. Warum ist es denn nach der Volksmeinung glückbringend und darum förmlich Pflicht, zu gewissen Festzeiten laut und lustig zu sein, tüchtig zu tanzen und hoch zu springen? Nur deshalb, weil die anwesenden Geister belustigt und vergnügt sein wollen. Von Thränen und Klagen haben sie keinen Nutzen; sie wollen Possen hören und Spiele sehen, oder sie wollen, wie es der Hang alter Leute ist, von sich und ihren Zeiten erzählen hören. Sie freuen sich, wenn sie gewahr werden, daß die Ueberlebenden ihr Gedächtniß festhalten und immer und immer wieder von ihnen erzählen.

Darum kommen die Slaven auf türkischem Gebiete am Ostermontage oder -Dienstage sippenweise auf den Kirchhöfen zusammen, und jede Sippe bringt ein geschriebenes Verzeichniß ihrer Verstorbenen mit. Dann zündet man Lichter über den Gräbern an und beginnt von den Verstorbenen, ihrem Leben und ihren Thaten zu erzählen. Davon ist nur noch ein kleiner Schritt zu der Sitte der Ruthenen, solche Dinge abwechselnd durch Gesang und Spiel vorzuführen. Solche „Hahulky“ oder „Hajlky“ genannte Spiele führten sie am Emmaustage auf. Uns scheint es verletzend, in der Nähe solcher, die wir ehren wollen, ausgelassen zu erscheinen; unsere Vorfahren hielten das für verdienstlich; immer nur von menschlichen Dingen aus schließend, glaubten sie sich ihres Erfolges sicher, wenn sie die guten Geistchen als Lacher auf ihre Seite brachten.

Davon hat bis in das sechzehnte Jahrhundert sogar die Kirche noch ein Restchen erhalten. Auch die Griechen halten eine solche Osterfeier auf den Kirchhöfen, und der Todtenacker zu Pera, einem Stadt-

theil von Konstantinopel, wird an diesem Tage ein geräuschvoller Marktplatz, wo jede Belustigung erlaubt ist. „Hiemit verbinden die Griechen", sagt ein Reisender, „noch Lachen und thörichte Streiche, welche gewöhnlich bei ihnen nicht zu Hause sind". Auch von den alten Slaven in Böhmen wissen wir, daß sie sich in den Kirchen insbesondere den jüngst Verstorbenen besonders gefällig zeigen wollten, indem sie unter lautem Lachen Schwänke aufführten. Die Weiber tanzten in der Vorhalle der Kirche, die Männer trieben derbe Scherze und eine besondere Zunft von Schwänkeerzählern verdiente dabei sogar ihr Brod. Die Kirche ist gegen diese und gegen den zum Ernste des Christenthums nicht mehr passenden Brauch mit Strenge vorgegangen; aber Einmal des Jahres, zur Osterzeit, mußte sie dem Volke ein Zugeständniß machen, dem alten lustigen Brauche nicht nur in die Kirche, sondern selbst auf die Kanzel Einlaß gewähren. Daher stammt das „Ostermährlein" und das „Ostergelächter" — risus paschalis wie die Geistlichen sagten.

Nun war die Leidenswoche vorüber, Jesus erstanden, die Welt war erlöst, der Christ durch die Sakramente mit Gott ausgesöhnt, ringsherum lockte die freundliche Natur; da — brach der alte Adam wieder hervor. Die Menschen wollten wenigstens in dieser Zeit nichts hören von ernsten Predigten, nichts von Fegefeuer und Folterkammer, sondern wieder wie in alter Zeit nur lustige Geschichten, womöglich, wenn schon der Teufel dabei sein mußte, von lustigen und geprellten Teufeln; ach es gab ja unter den Menschen auch so dumme Teufel, daß die Geschichten, die sich die geistlichen Herren unter einander von solchen erzählten, gar kein Ende nahmen — heute wollte das Volk nur solche auch von der Kanzel hören. Und die Kirche, oder wenigstens die Geistlichen gaben an diesem Tage nach. Statt einer Predigt erzählten sie die krausesten Mährlein, und wer dabei in der Kirche das schallendste Gelächter hervorrief, der gewann eine besondere Befriedigung in dieser Leistung. Das war denn doch wenigstens wieder einmal des Jahres ein lustiges Fest!

Nicht außer Zusammenhang steht damit das doch nur von einer Seite her christliche Osterfestspiel, aus dem sich die verschiedenen Arten des „Passionsspieles" bis auf das Ammergauer herab entwickelt haben. Wie so vielfach ist auch hier ein christlich-kirchlicher Kern

mit einem rein weltlichen zusammengewachsen. Die Kirche bot in ihren Osterevangelien — der Passion oder Leidensgeschichte — einen so leicht darstellbaren Erzählungsstoff, daß sie den Bericht heute noch zur größeren Belebung des Gottesdienstes mit verheilten Rollen absingen läßt. Davon ist bis zur wirklichen Darstellung nur ein Schritt. Die Sänger, die heute durch die Chorschranken geborgen sind, brauchten eigentlich nur auf einer erhöhten Bühne Allen sichtbar hervorzutreten und durch die Kleidung sich zu kennzeichnen. Dazu aber genügte sehr wenig, denn da sich die Zeit um alte Trachten und alte Verhältnisse nicht kümmerte, erschienen die Darsteller doch nur in der Kleidung ihrer Zeit, nur daß sie die Stände unterschieden.

Das Volk aber verlangte, wie wir sehen, gemäß seiner alten Sitte nach solchen Vorstellungen, um auch in seiner Art damit die Festzeit zu kennzeichnen. Da können wir uns nun nicht wundern, daß die Kirche nachgab, selbst im Gotteshause Bühnen aufschlagen ließ und daß gerade die Geistlichen an der Inscenirung solcher Spiele regen Antheil nahmen. In England stellten sich gewöhnlich ganze Zünfte der Kirche zur Verfügung, beschafften für ihr Geld die nothwendigen Ausstattungsstücke und ließen ihre Mitglieder zu den Rollen abrichten. Daß aber auch der Volkswunsch seinen Antheil an dieser Einrichtung hatte, das sieht man so deutlich wie möglich an der unerläßlichen Einschaltung des Possenhaften auch da, wo es nach unserem Gefühle ganz und gar nicht paßte. Das Evangelium bringt den Anlaß nicht mit sich; sondern es sind eben nur jene alten Possen, welche so untergebracht und beim Feste immer wieder angebracht werden mußten. Wo es nur irgend möglich war, einer Person eine komische Seite abzugewinnen oder eine solche Person einzuführen, da verband sich die Posse mit dem Schauspiel, so wenig das auch im Sinne der Kirche liegen konnte. Aber ihre Diener waren ja auch Söhne des Volkes und nahmen die Sache nicht immer krumm. Sind auch diese Spiele zumeist wieder abgekommen, so hat doch die katholische Kirche in ihren Ceremonien gerade in der Osterzeit einen guten Rest szenischer Darstellung bewahrt. Dahin gehört die Entkleidung des Altars und der Aufbau des „heiligen Grabes“ und die Ehrenwache von Bürgersoldaten an demselben, wie denn es schwer sein möchte zu entscheiden, ob sie wirklich aus dem modernen Begriff einer

„Ehrenwache“ hervorgegangen oder als alte römische Soldaten aus der Zeit der Spiele zurückgeblieben seien. Wahrscheinlich waren sie zuerst das Eine und wurden dann das Andere.

In jener Art Spielen vermählte sich also der alte Volksbrauch mit den Ceremonien der Kirche. Andere Spiele nahmen ihre Anregung nur von der Malstätte her und behielten ihre Selbständigkeit. Darunter treten vorzugsweise Spiele hervor, die wir heute Glücksspiele nennen; sie sind ihrem Kerne nach eine Wette. Die Form einer Wette aber haben nach altdeutschem Verfahren auch die Processe, die sich einst um diese Zeit auf der Malstätte abwickelten. Die Entscheidung brachte in den meisten Fällen das, was wir heute den Zufall nennen würden; nach dem Glauben unserer Vorfahren aber leitete die Gottheit die Processe und Lose. In der That entschied das Ziehen oder Werfen der Lose sehr häufig die Schuldfrage; wer das schlechtere Los zog, verlor nicht nur die Sache sondern auch vor dem Richter sein Gewette. Durch die Lose sprach gerade zur Gerichtszeit die Stimme Gottes; gerade zu dieser Zeit waren ja die Geister hervorgekommen zur Theilnahme an den Handlungen der Menschen; sie waren es also auch, welche um diese Zeit insbesondere die Lose lenkten. „Lot gift Got“ — das Los gibt Gott, sagt ein friesisches Rechtssprichwort. Tacitus spricht von einem einfachen Lose, das unsere Vorfahren aus einem abgebrochenen Zweige machten. Das längsgespaltene Zweigstück bietet eine weiße und eine dunkle Fläche; läßt man es auffallen, so entscheidet die hervorgekehrte Seite.

Dieses selbe Losspiel haben unsere Kinder sich noch erhalten; wenigstens in meiner Heimat haben wir es noch gespielt, und zwar gerade zur Frühjahrszeit, wenn die Feste fielen. Man schneidet ein Zweigstück von der Länge und Dicke eines kurzen Bleistiftes zurecht und spaltet es der Länge nach. Dann quirlt der Losende die Stäbchen zwischen den beiden Handflächen und läßt sie auf eine Fläche fallen. Die Antwort auf die dabei gestellte Frage kann man dann in drei Graden der Bestimmtheit lesen: beide Flächen weiß, beide schwarz, eine schwarz, eine weiß. Nachdem die spielenden Kinder erst durch das doppelweiße Los einen „König“, durch das weiß-schwarze einen „Korporal“, der vielleicht vordem ein Frohnbote war, bestimmt haben, nehmen nun beide die Prüfung der übrigen Mitspielenden vor, ganz so wie man

nach fränkischem Gesetze auf der Malstätte den des Diebstahls bezüchtigten Knecht zu prüfen pflegte. Wem das doppelschwarze Los fällt, der ist der „Dieb“ und erhält seine Prügel. Das Gericht tagt unter Königs Bann und Vorsitz; der König also befiehlt, der Frohnbote haut. Es sind die beliebtesten Spiele, die mit dieser Wendung schließen. Im Spiele gerade das Gericht nachzuahmen, ist ein so vielfach wiederkehrender Zug. Auch die Serben, die einst unter türkischer Herrschaft standen, spielen noch bei allen ihren Hochzeiten ein Richterspiel, das sie im Andenken an die Türkenzeit den „türkischen Kadi“ nennen. Der Kadi braucht allerdings bei der Unbeschränktheit seiner Weisheit kein Losorakel. Er setzt sich mit der langen Pfeife im Munde auf ein Wagengestell, läßt Alle der Reihe nach vorführen und mit einer hölzernen Schaufel auf die Fußsohlen hauen — außer sie bestechen ihn mit Geld und Gaben.

Das Würfelspiel, das älteste und verbreiteste Hazardspiel unserer Vorfahren, ist ein Losen mit vervollkommneter Vorrichtung. Das vom Zweige geschnittene Losstück zeigt nur zwei Flächen. Würde man es künstlicher abkanten, so könnte es vier verschiedene Flächen zeigen, vier verschiedene Möglichkeiten des Gewinnes bieten. Reicht dann die natürliche Farbe nicht zur Unterscheidung, so kennzeichnet man die Flächen von 1 bis 4 mit eben so viel Strichen oder Punkten. Verkürzt man endlich diesen kantigen Stab so, daß er auch auf die Querflächen fallen kann, so entsteht unser Würfel mit sechs Flächen. Mit diesem zu losen oder zu spielen war bei allen Festzeiten üblich. Die Osterzeit aber verband das beliebte Losspiel zugleich mit dem besonderen Festgute der Zeit: das Ei wurde zugleich Los und Gewette. Am allgemeinsten gebräuchlich ist dabei das „Tippen“ der Eier. Man schlägt mit der Spitze Ei auf Ei; das gebrochene ist dem Besitzer des heil gebliebenen verfallen. An einzelnen Orten wieder stellt man künstliche Bahnen her und läßt die Eier wettlaufen.

Es kann auffallend erscheinen, daß uns zur Osterzeit selbst das gewöhnliche Zeichen der Feste — der Baum — selten begegnet. Aber dieser Festbaum war ja eigentlich das Zeichen des Gottesschutzes, unter dem die Versammlung tagte; es konnte also auch um so weniger hervortreten, je näher irgend ein Fest an die chrichstliche Kirche selbst angeschlossen war. Darum erscheint es zu Ostern höchst spärlich; sobald

aber dieselben Festbräuche der Osterzeit entrückter erscheinen und selbstständiger auftreten, tritt, in gewissem Sinne die Kirche vertretend, der künstlich gepflanzte Festbaum in irgend einer Form hervor. Er stempelt jede Stätte, auf der er gepflanzt wird, zur Malstätte; und wenn sich endlich die Feier ganz zurückzieht von den öffentlichen Plätzen in die Schenken, wenn endlich das Wirthshaus an die Stelle des Festplatzes tritt, dann erscheint das Bäumchen wieder vor dieser Thür als ein Zeichen der Oeffentlichkeit dieser Stätte: schließlich bedeutet in unserer prosaischen Zeit das Zeichen nur noch, daß man Einen schenke.

Aber abgesehen von dieser traurigen Verkümmerung lebt das alte Malzeichen doch auch noch zur Osterzeit in vollständigeren Formen — doch nur da und dort. Einmal müßen sie viel zahlreicher gewesen sein; der rheinländische Montanus hat die „Osterbäume" noch so gut gekannt, wie wir die Weihnachtsbäume. Man pflanzte sie im Freien neben dem Osterfeuer; erhellte sie mit Lichtern und führte einen Tanz um sie herum. Oft wählte man dafür eine lebende Linde.

Das Abstecken oder Abzäunen, — das „Hegen" des Gerichtsplatzes ist ein wichtiger Akt zur Dingzeit; auch er kehrt im Spiele wieder. Zwischen Elbe und Weser, an der obern Aller erstreckt sich der Drömling, eine ehedem mit Sumpf bedeckte Gegend, in welcher der Drömlingbauer wie auf Inseln auf seinen „Horsten" wohnte. Ein tapferes, kriegerisches Geschlecht, das 938 den Magyaren heimleuchtete, haben diese Bauern in ihrer Einschichtigkeit manche alte Sitte erhalten. In den Dörfern am Südrande des Drömlings ziehen die Hirtenjungen am Sonntag nach Ostern mit weißen Stäben auf die Brachweide hinaus und stecken mit diesen Stäben einen Fleck ab, auf welchen dann bis Pfingsten Niemand sein Vieh treiben darf. Hier bezeichnen dann die jüngeren Burschen den älteren ihre Bräute; die älteren aber dürfen deren Namen bei Strafe niemand verrathen. Auch sammeln sie im Dorfe Gaben ein und verzehren sie draußen in jenem Gehege, das also zweifellos eine gehegte Malstätte vorstellt, auf welcher neben anderen Dingen auch Heirathsversprechungen vorgenommen werden. Zu Pfingsten wird die abgesteckte Weide wieder frei, und die Burschen dürfen die ihnen anvertrauten Namen der Bräute nennen.

Nicht allzu entfernt ist der „kalbische Werder", eine ähnliche, jetzt

entwässerte Sumpfgegend. Auch da besteht ein fast gleicher Brauch; aber er ist vervollständigt durch die Errichtung eines Mahles, und an die Stelle des Gerichtes ist ein Wettspiel getreten. Doch dürfte den Leser der seltsame Aufputz des Mahles befremden; indeß gerade darin haben wieder die Werderbauern eine große Alterthümlichkeit erhalten. Wir sahen schon, daß das Mal, mochte es nun ein Baum oder ein Pfahl oder was immer sein, unseren Vorfahren in dem Sinne ein Zeichen der Gottheit selbst war, daß es den Ort bezeichnete, wo ihr gewöhnlicher Aufenthalt gedacht wurde. Hier nun hielt man die großen Mahlzeiten und Thierschlachten, damit die Gottheit daran theilnehme. Was aber als Andenken davon übrig blieb, die Schädel und Knochen der Thiere, die häufte man gerne um das Mal herum oder hängte sie selbst auf diesem auf. Man konnte das aus einem doppelten Grunde thun. Einmal wurde die Gottheit dadurch in kindlicher Weise immerfort an die Menge dessen erinnert, was ihr die Ihrigen schon geleistet hatten, und für diese war solches ein Gegenstand des Stolzes, ein Grund der Zuversicht. Anderseits wußten die Menschen von den Erfahrungen an Todten her, daß ein Geist ungerächt sich nichts entziehen lasse, was ihm einmal gehörte. Als besonderen Antheil aber gab man bei Opfermahlzeiten der Gottheit den Kopf des Thieres, insbesondere, solange man vorzugsweise Pferde schmauste, den Pferdekopf. Deshalb werden wir den Schädel solcher Thiere noch häufig auf Stangen aufgesteckt finden.

Von dem Vorgange hatte nun zwar die Nachwelt auch in den verborgenen Sümpfen des Nordens keine Ahnung mehr; aber was äußerlich davon sichtbar geblieben war, das hielt man fest. So zogen die Burschen im genannten Werder entweder am Charfreitage oder am Ostertage hinaus, um ebenfalls, wie die im Drömling ein Stück Brachweide „auszustecken" und nannten diese das „Haigras", wohl soviel wie Hegegras. In der Nähe dieser „Pfingstweide" muß irgend ein Hügel sein und auf diesen wird dann eine Fichte aufgesteckt, der man die Aeste so gekürzt hat, daß nur Stummel von etwa ein Fuß Länge übrigblieben. Der Baum ist also zu einem Pfahle mit vorstehenden Pflöcken geworden. Oben auf die Spitze setzen nun die Bursche einen Pferdeschädel, und an jene Pflöcke hängen sie eine Menge von Knochen, die sie vorher im Dorfe gesammelt haben. So verständlich uns das

Alles ist, so darf man sich doch auch nicht wundern, wenn die Bauern der Gegend dieses einst so ehrwürdige und nun so absonderliche Ding schlechtweg einen „Knochengalgen“ nennen.

Unter diesem Male beginnt nun ein Wettlauf der Bursche, und der Sieger wird „König“ genannt. Hierauf erfolgt eine Einsammlung im Dorfe und ein Schmaus im Kruge als Schluß des Festes. Nach den Beispielen, die uns schon bekannt wurden, können wir nicht zweifeln, daß auch hier erst eine jüngere Zeit diesen Schlußakt in die Schenke verlegt hat; dann muß aber auch das Einsammeln der Gaben schon vor dem Auszuge zum „Haigras“ stattgefunden haben, und wir sehen dann noch ziemlich deutlich ein Volksfest alter Zeit vor uns: Sammlung der Weg- und Festzehrung, Hegung der Malstätte an einem Hügel um ein errichtetes Mal, Hochzeitsverhandlungen und lustige Wettspiele daselbst, fröhliches Schmausen und Niederlegung der Reste am Male.

Zwei alte prager Volksfeste waren einst sehr berühmt, das Schneiderfest des „Strohsackes“ am Tage nach Emmaus, und das Schusterfest der „Fiedlowatschka“ am Tage nach jenem. Beide, und mit dem Emmausfeste zusammen alle drei sind im Grunde ein und dasselbe, wenigstens ein aus demselben Anlasse hervorgegangenes Fest; sie haben sich nur so zurecht gerückt, daß sie jetzt alle drei neben einander Platz haben. Außerdem waren sie gewiß von Anfang an auf verschiedenen Festplätzen entstanden, wie ja einst die Bevölkerung auf dem Gebiete der Stadt Prag sich auf viele kleinere Gemeinden vertheilte. Der „Strohsack“ wird im Orte Bubentsch, die „Schusterfiedel“ auf der Wiese bei Nussel gefeiert. In beiden Fällen hat sich eben ein bestimmtes Gewerbe oder eine der alten Zünfte des Arrangements bemächtigt, gerade so wie in England die Aufführung und Ausstattung einzelner Mirakelspiele Verbindlichkeit je einer Zunft war. Die seltsamen Namen führen unsere Prager Feste von dem besonderen Aufputze des Malbaumes oder der Malstange. Daß eine solche bei jedem der beiden Feste aufgerichtet wird und gewissermassen den Mittelpunkt des ganzen Festes bildet, verräth noch ganz deutlich den alten Sinn und Zusammenhang.

Ob auch der „Strohsack“ gleich anfänglich ein Zeichen der Schneiderzunft sein sollte, die doch ihre Kunst gemeiniglich an höheren Dingen zu üben pflegt, ist mehr als zweifelhaft. Aeltere Leute wissen noch, daß

man früher auf dem Strohsacke die Darstellung von Puppen angebracht hatte, welche sich jedoch vor der Polizei nicht zu halten vermochten, so daß jetzt nur wieder der kahle Strohsack erscheint. Wahrscheinlich aber ist dieser selbst nichts anderes als dieselbe roh bekleidete Strohpuppe, die wir auch sonst noch an den Malbaum gebunden finden werden. Eine jüngere Zeit wußte aber mit einem solchen Malzeichen nichts mehr anzufangen, und so begann man darin ein Emblem der Schneiderzunft zu sehen. Anders mag es sich mit dem Malzeichen verhalten haben, welches die Schuster aufstellten. Wie die Alten ihre Malzeichen mit den Waffen und Kleidern des Mannes ausstatteten, so konnten ja wohl auch die prager Schuster thun, und während an andere Säulen dieser Art Schwert und Schild gehängt wurden, so trug und trägt bis heute das Schustermal ganz passend die Schusterfiedel oder Glättschiene; daher denn der Name des einst sehr beliebten Festes.

Noch eine ganz andere Art, in dieser Zeit Malstätten zu besuchen, hat sich in katholischen Gegenden erhalten. Es ist üblich, daß vorzugsweise Frauen in der Auferstehungsnacht still betend, aber unter unverbrüchlichem Schweigen so viele als möglich, in der Regel wenigstens drei „Kreuze" besuchen. Diese alte Geisterplätze bezeichnenden „Kreuze" sind oft vom Wohnorte nach den verschiedensten Seiten hin weit entlegen, und die Frauen mußten mitten in der Nacht aufbrechen, um vor Morgengrauen wieder zurück zu sein. Es liegt in diesem nächtlichen Umgange durch die Geisterstätten etwas wie ein ursprünglich vor der Kirche verheimlichter Sühngang zu den Gräbern der verlassenen Lieben; das Schweigen aber ist ein allgemeines Gebot der Vorsicht zur Zeit der frei waltenden Geister.

Von Schätzen und Schatzgräbern.

Daß die Osterzeit ebenfalls eine solche Zeit der ausschwärmenden Geister ist, betont der Volksglaube auf das nachdrücklichste. Eine große Menge unerklärbarer Bräuche beruht auf dieser Vorstellung. Wieder sind es die in die Wohnungen zu Gaste kommenden Geister, welche dem Menschen Feierabend gebieten, und wieder hat der Volksglaube dieses allgemeine Gebot in eine Menge Einzelheiten zerlegt: man darf in der Osterwoche nicht Wäsche waschen, nicht Gewaschenes ins Freie hängen,

nicht Dünger fahren, nicht weben, schmieden oder zimmern. Dagegen ist wieder die Zeit zum Zaubern und Wahrsagen da; sind ja die vermittelnden Geister bereit. Daher kommt all der Spuk, der sich insbesondere an die Osternacht hängt. Die Slaven wissen es, daß gerade die Charwoche eine der Zeiten ist, in denen sich ihr Hel, ihr unterirdisches „Paradies" öffnet. Viele volksthümliche Begründungen der Bräuche sprechen es unmittelbar aus, daß der „Hexenumzug" der Grund sei, und in Oldenburg, aber gewiß nicht da allein, erzählt man sich, es würden in der Osternacht „alle Wiedergänger sichtbar". Unter „Wiedergängern" aber versteht das Volk alle Seelen, welche aus ihren Ruheorten wiederkommen. Darum heißt in Litauen der Gründonnerstag geradezu der große „Tag der Gespenster". In solchen Zeiten kommen dann gern wieder ganz besondere, oft veraltete Speisen zum Vorschein. Der Mensch gewöhnt sich leicht an alles Neue, insbesondere wenn es besser ist; die Geister aber wollen immer und immer wieder mit dem bewirthet werden, was ihnen einst das Gewohnte war. Die beliebteste und fast einzige Würze ist den Halbnomaden der Honig; daher auch Honig um die Osterzeit eine große Rolle spielt. Ein gebackener Fladen mit Honig bestrichen, ist sicherlich ein sehr alter Leckerbissen — um die Osterzeit kommt er in Böhmen als „Judaskuchen" — Jidášek — wieder zum Vorschein. Der Jude, der eine sehr lange Culturgeschichte hinter sich hat, greift noch tiefer ins Alterthum zurück und bringt die ungesäuerten und ungewürzten Dörrfladen hervor.

Wenn es Tage und Stunden gäbe, an denen sämmtliche Adler und Räuber dieser Art, die in den Gebirgen horsten, an einem Platze zusammenkämen, so würden Jäger und Heger gewiß daraus schließen, daß das die Zeit sei, wo man ungefährdet die Jungen aus dem Horste holen könne. Für das Volk aber bestand das Leben und Treiben der Geister mit derselben Gewißheit, wie nur irgend eine Thatsache der Welt. Es zieht also auch ganz dieselben Schlußfolgerungen, und da ergibt sich denn manches von gar praktischem Werthe. Heute kommt es selten noch vor, daß man dem Todten große Kostbarkeiten in ihre unterirdische Wohnung mitgibt.. Was man ihm selbst etwa an Geschmeide und Edelsteinen noch umhängt, ist in dieser falschen Zeit sicherlich falsch; das lohnt nicht darum nachzusehen. Anders war das vor alten

und in den ältesten Zeiten. Nicht nur einigen Schmuck gab man in letzteren dem Todten mit, sondern Alles; Alles was er persönlich besessen: Kleider, Waffen und Kleinodien. Man hielt dafür, daß der Todte so fest an diesem seinen Besitze hält wie der Lebende; und würde man ihm nur das Geringste zurückbehalten, so hätte er keine Ruhe. Er „käme wieder“, sich das Seinige zu holen, und es wäre dem kein Glück, bei dem er es träfe. Davon weiß man viel zu erzählen. Wie scharf wacht nun erst der Geist über dem, was er hat. Daß Geister in den Gestalten von Kröten, Schlangen, Schlangen mit Flügeln oder Drachen und Lindwürmern erscheinen, wissen wir schon. In solchen und ähnlich abschreckenden Gestalten hüten und vertheidigen sie insbesondere ihre Schätze. Wer daher die „Schätze“ aus der Erde holen will, muß sich nothwendig auf alle Fälle auf einen Kampf mit bösen Geistern, zumeist aber mit solchen in schauerlicher Thiergestalt gefaßt machen. Das wird aber eben so natürlich dann nicht der Fall sein, wenn die Geister ausgeflogen sind, also an den hohen Festzeiten. In diesen Zeiten werden also die Schätze der Unterwelt offen stehen und für den Kundigen zu gewinnen sein — und das weiß denn auch jedes Kind, das seinen Bechstein gelesen hat. Andere wissen es von ihren Eltern, von alten Tanten und aus der Spinnstube.

Durch das Christenthum kam aber noch etwas anderes hinzu; diese Schätze wollen sogar gehoben sein! Man weiß es ja auch, daß Menschen, die mit solchen Schätzen begraben wurden, Heiden waren. Christen üben solches nicht. Sie geben zwar dem Todten außer seiner Kleidung auch noch eine gewisse, oft sehr reiche Ausstattung, oft einen großen Theil seines Vermögens ins Jenseits mit, aber nicht in so sinnlicher Weise. Sie geben diese Schätze der Kirche, und diese weiß sie so zu verwenden, daß sie dem Seelenheile wirklich zu gute kommen. So eine alte Heidenseele aber hängt selber an ihren Schätzen, und sie kann nicht an den Ruheort der Erlösten versammelt werden, so lange sie ihr Schatz an das Grab in ungeweihter Erde fesselt. Diese Geister leben also in einem bösen Zwiespalt. Sie sehnen sich nach der Erlösung und müssen ihr doch in gräulichen Gestalten immer widerstreben — bis endlich ihr Schatz gehoben ist. Diese Schätze wollen also nach aufwärts, und verrathen und zeigen sich, wenn der Wächter ausgegangen ist, selbst,

damit sich irgend ein Erlösender fände. Aber da das doch thatsächlich wieder so selten ist, obwohl es so leicht scheint, so muß es doch wieder irgend einen Haken haben. Die Geschichte von der Schatzgräberei sagt, das Schlimme wäre die knapp zugemessene Zeit, während welcher die Gewölbe der Schätze offen stehen. Versieht man es dann einen Augenblick, so ist der Schatz in aller Wirklichkeit wieder beim Teufel — und der Mensch auch. Wenigstens ist diese Gefahr da. Darum ist es so leicht und doch so schwer, zu Schätzen zu kommen.

Die rechte Zeit dazu aber ist nun auch wieder Ostern. Durch die so oft wiederkehrende Verbindung eines christlichen Brauches mit einem vorchristlichen ist aber der richtige Zeitpunkt noch genauer bestimmt und begrenzt worden. Auch das Evangelium erzählt ja, daß der Tod Jesu einen jener ungewöhnlichen Momente bildete, welche wie die „hohen Zeiten" dem Volke nach die Geister entfesseln. „Die Grüfte öffneten sich; viele Leichnahme entschlafener Heiliger standen auf, verließen die Grüfte, kamen nach seiner Auferstehung in die heilige Stadt und erschienen Vielen." (Matthäus 27, 53 f). Es mußte nun dem Volke scheinen, daß nach altem und neuem Glauben alle Momente an Ostern in dem Augenblicke zusammenträfen, in welchem zur Festzeit jener Bericht in der Kirche feierlich verlesen wird. Daher also der Glaube, daß alle Schätze offen stehen, so lange in der Kirche die „Passion" gelesen werde. Dann sind alle Geister hervorgekommen, und die Schätze sind unbewacht; all die Schlangen, Lindwürmer, Drachen, die Hunde und Katzen, mit denen es nicht „richtig" ist, haben sich entfernt und drohen keine Gefahr — außer man versäumt den Augenblick. Da so die Geister zur Zeit aus- und eingehen, so muß das Volk auch an das Aufspringen der Felsengräber denken, um so mehr, als auch das Evangelium davon erzählt. So wird nun der Leser erkennen, wie eine Geschichte gleich der Bechsteinschen entstehen konnte: Im Augenblicke, da man in der Kirche die Passion liest, öffnet sich vor einem Kinde, das hier zufällig weilt, ein Felsen; das Kind geht hinein, sieht ungeheuere Schätze, verweilt aber über die Zeit und bleibt bis zur nächsten Osterzeit eingeschlossen. Ist einmal der Gedanke vorhanden, so gibt ja jeder Erzähler eine Kleinigkeit zur Ausschmückung hinzu; so entstehen solche Geschichten.

Stehen die Schätze von Edelmetall und Juvelen erst offen, so

geht die Volksmeinung leicht einen Schritt weiter und läßt sie hervorleuchten. Damit ist zunächst vielleicht nur ihr vermeintlicher Glanz gemeint; bald aber denkt man lieber an ein geisterhaftes Licht; darum sagt man auch noch eindrucksvoller: die Schätze brennen auf. Es ist bekannt, daß solche Dinge immer wieder Einer besser weiß als der Andere. Es gibt Leute, die schon nach der Flamme die Art des Schatzes erkennen würden — wenn sie erst einmal so glücklich wären, einen zu sehen. Sie wissen — ich weiß nicht woher — daß das Silber mit einem weißen, das Gold mit einem rothen Flämmchen brennt.

Wir können bei dieser Gelegenheit noch etwas genauer lernen. Frauen sind selten Schatzgräber — denn die erste Bedingung ist Schweigsamkeit. Man darf, wenn man die offenstehenden Schätze holt, nicht den leisesten Laut von sich geben, kein Geräusch machen, nicht sprechen. Warum das? Es ist selbstverständlich: der Geist, der eben ausgegangen ist, würde sofort zum Schutze seines Eigens zurückkehren, wenn er mit seinem scharfen Sinne einen Laut von jener Stelle vernähme. Dann ist es mit dem „Heben" des Schatzes vorbei. Wie macht man es aber, wenn man einen Schatz heben will, ohne doch gerade die heilige Osterzeit abzuwarten? Es gibt ja auch zu anderen Zeiten mancherlei Bedarf unter den Menschen, und in der Erde liegen die Schätze müßig, verfehlen „ungehoben" ihren Beruf. Dann handelt es sich naturgemäß darum, den hütenden Geist, habe er nun Drachen- oder Hunde- oder was immer für eine Gestalt, von seinem Schatze kunstgerecht hinwegzu l o c k e n, und das geschieht durch die „B e s c h w ö r u n g".

Zur Beschwörung aber gehören vorzugsweise z w e i Dinge. Daß die Geister sehr conservative Naturen sind, haben wir jetzt schon zur Genüge kennen gelernt. Jeder Geist kapricirt sich auf eine ganz bestimmte Anrede, auf die allein er hört. Kennt Jemand diese oder versteht er es, unter mehreren ihm bekannten, die rechte versuchsweise herauszufinden, so kann er damit günstigen Falles den Geist vom Schatze gerade so weglocken, als wäre jener zum Osterfeste ausgegangen. Was aber die „Besprechung" allein nicht vermag, das thut oft eine Art „Opfer", irgend ein guter Bissen, der gerade dieser Sorte von Geistern besonders angenehm ist. Ihr Geschmack ist aber so absonderlich, daß

ihn nur ein erfahrener Fachmann treffen kann, und diese werden immer seltener. Der Eine verlangt ein Huhn, der andere gar eine Katze, und gewöhnlich müssen sie schwarz sein. Das nehmen die Geister aber wieder so genau, daß auch nicht Eine Feder oder Ein Haar weiß sein darf. So leicht man sich nun in einem Worte irren kann, so leicht läßt sich auch ein solches Haar übersehen, und an diesen Schwierigkeiten liegt es wohl, daß man im Ganzen doch so wenig Schätze „hebt".

Immer also hat es diese Beschwörung auf ein Weglocken des hütenden Geistes abgesehen. Es geschieht dies am leichtesten genau zu Mitternacht, denn da sind die Geister nach Volksmeinung immer noch geneigt, sich zu rühren und ihre Plätze zu verlassen, es sei nun unter den Menschen Festzeit oder nicht. Hat sich der Geist auf sein Huhn geworfen, dann macht es der Schatzgräber genau so wie zu Ostern, wenn die Schätze verlassen sind: stockstill, ohne ein Wörtchen zu reden, ohne zu räuspern, ohne zu husten holt er den Schatz; läßt er sich irgend einen Laut entlocken, so ist die Mühe verloren; der Geist kömmt und behält das Seine. Jeder Leser wird solche Geschichten kennen.

Doch gibt es auch noch eine andere Art von Schatzhebungen, die wir hier anschließen wollen, obgleich sie mit den Schätzen und Geistern überhaupt, nicht aber mit unserer Osterfestzeit in Verbindung steht. Einmal haben die Menschen den Todten alle Schätze mitgegeben; dann kamen sie für sich davon ab. Endlich gereuten sie selbst diejenigen, welche die Vorfahren den Ihren mitgegeben hatten und sie wünschten sie wieder ans Licht zu ziehen und für sich zu verwenden. Solche Schatzgräberei wurde überall getrieben, wo vorangegangene Geschlechter den Boden ergiebig gemacht hatten. Heute noch ist solcher Gräberraub im Süden Rußlands im Gange, wo einst durch griechische Kolonisten Metallgegenstände hingekommen waren, die man heute noch des Ausgrabens für werth hält. Im Reiche der alten Franken hatten die Gesetze so viel mit Gräberraub zu schaffen gehabt, daß er auch hier nicht selten gewesen sein kann. In Skandinavien aber haben einmal selbst Fürsten in Zeiten der Noth das Aufsuchen reicher Gräber der Vorzeit so systematisch betrieben, wie wir heute den Bergbau. Was aber die Sache zu einer Art Wagniß und Heldenstück machte, das ist die natürliche Scheu des Menschen vor dem Todten und die ganz ungemeine Furcht unserer Vor-

fahren und anderer Völker derselben Kultur vor der Rachsucht beleidigter Geister. Wie aber sollte ein Geist nicht beleidigt werden durch den Raub seiner Schätze! Es gab eine Zeit, wo es für die größte Heldenthat galt, diese Furcht zu überwinden und den Kampf um den Schatz mit dem Geiste aufzunehmen. Stammt der Geist — beziehungsweise der Grabschatz — muthmaßlich aus dem Heidenthume, so ist jener natürlich ein böser und der sich erprobende Heldenmuth ist noch bewunderungswerther; aber die That ist eines christlichen Helden insbesondere würdig, da ja der zu Bekämpfende recht und schlecht doch ein Teufel ist. Da wir aber diese Geister insbesondere als Schatzhüter schon in den Gestalten der Schlange, des Drachen und Lindwurms kennen lernten, so erscheint nun natürlich in solchen Kämpfen auch der Teufel als Drache und Lindwurm, und das uralte Gedicht Beowulf schildert uns einen solchen heldenmüthigen Drachenkampf, ein Gegenstand, der seiner Zeit ein sehr beliebter Erzählungsstoff gewesen sein muß.

Eine noch etwas jüngere Zeit konnte sich nun auch diese schatzhütenden Geister wieder schon als christliche denken, oder doch als solche, welche wünschten, der christlichen Segnungen theilhaft und ihres traurigen Hüteramtes wie ihrer abschreckenden Gestalten ledig zu werden. Das sind jene „verwunschenen" Geister, für welche die Hebung des Schatzes eine „Erlösung" würde. Unter diesen Umständen muß nun die so gerne immer und immer wieder erzählte Heldenthat wieder eine andere Gestalt annehmen. So viel Hunderte solcher Geschichten umgehen, so hundertfältig verschieden sind natürlich die äußeren Umstände und die Ausschmückungen der Erzählung; aber im Ganzen sind sie alle mehr oder weniger nach diesem Modelle gebaut: irgend ein Mann schläft etwa an einer Stelle in der Nähe eines Schatzgrabes, die sich auch häufig auf alten Schlössern befinden. Da kommt der Geist — es kann wohl eine schöne Jungfrau, „eine verwunschene Prinzessin" sein — im Traum zu ihm und sagt, er könne sie „erlösen" und einen gewaltigen Schatz gewinnen, wenn er zu bestimmter Zeit an bestimmter Stelle sei und sie — herzhaft küsse. Das ist nun eine sehr leichte und nicht ganz üble Sache — scheint es. Aber der Geist fügt auch gleich allerlei Beängstigendes hinzu; der Mann solle sich ja nicht umsehen und ja nicht mucksen, nicht eine Silbe sagen, was er auch hinter oder vor sich sehen

oder hören möge, und er solle nicht erschrecken und den Muth nicht verlieren, in welcher Gestalt sich auch die zu Erlösende — als eine arme „Seele“ ist sie ja gewöhnlich weiblich gedacht — zeigen möchte. Das verspricht der gute Mann immer Alles auf das Heiligste. Er thut dann auch, was ihm geheißen, kommt an den Ort, trifft die arme Seele, verschlingt schon mit den Augen den Schatz — dann aber wendet sich die Sache mit einem Male zum Schlimmen und die Prinzessin bleibt eine arme Seele, der Held der Geschichte ein armer Teufel. Entweder nämlich vollführen allerlei Spukgeister hinter ihm einen solch unerwarteten, weil unerhörten Höllenspektakel, daß er umblickt oder aufschreit, oder die Sache kommt so: alles geht gut, die Prinzessin ist wunderschön, der Ritter spitzt den Mund — da hält er eine greuliche Schlange oder Kröte in den Armen und schreit auf — Alles verloren. Gerade die Kröte hätte er auf den kalten Mund küssen müssen, dann war Alles gut, die Prinzessin erlöst, der Schatz sein.

Der Leser wird sich gewiß einzelner Geschichten erinnern, die so verliefen. Wie die nun im Einzelnen entstanden sind, kann ich ihm nicht sagen, weil ja jeder Erzähler gerne etwas vom eigenen Senf hinzugibt, aber die Elemente, aus denen sich der Volksglaube immer wieder solche Geschichten zusammen gesetzt hat, wird er leicht erkennen können. Es ist einmal der Gedanke der Schatzhebung durch Grabberaubung und dann die mildere jüngere Vorstellung von einer Erlösung, die dadurch der Spukseele zu Theil würde. Den tragischen Konflikt aber verursacht einmal wie das andere Mal die Grabes- und Geisterfurcht und die alte Vorstellung von den Geistern in ihren Schreckgestalten, die sofort wieder auflebt, wenn der Mensch auch mit noch so ernsten Vorsätzen das Grabbereich betritt. Mag sich der Neubekehrte die Seelen im Himmel auch als schöne Engel denken, sie werden ihm wie seinen Vätern sofort wieder zu Schlangen, wenn er sie in der unheimlichen Gruft aufsucht. Mit diesem Widerstreite klingen all diese Geschichten aus, es sei denn, daß einmal ein wirklicher Held den Lindwurm muthig erlegt, wie Siegfried und Beowulf, oder die Jungfrau erlöst, oder daß, wenn die Legende beides verknüpft hat, ihm Beides unter Einem gelingt, wie dem Ritter Sankt Jörg.

Osterfeuer und Hexenwesen.

Daß das Geisterreich zur Osterzeit sich noch immer öffne, das verbürgt auch der Glaube des Volkes an die ungewöhnliche Zaubermacht, welche in der schaurig heiligen Osternacht fast alle Elemente erfaßt. Mancherlei Wirkungen davon stellt sich der Mensch nur noch mit Anschluß an die christliche Denkweise vor. Es kann sich nur auf die Freudenbotschaft von der Auferstehung Christi beziehen, wenn selbst die aufgehende Sonne am Ostermorgen drei Freudensprünge macht. Besonders begabte Personen können das sehen. Verwandt ist die Vorstellung, daß in einem bestimmten Zeitmomente der Osternacht in den Bächen Wein statt Wassers flöße. Man kann es nur schweigend schöpfen wegen der Nähe der Geister. Wenn in manchen Gegenden, was sonst zu anderer Zeit geschieht, auch in der Osternacht das Vieh in menschlicher Sprache redet, so liegt dem wieder eine viel ältere Erinnerung zu Grunde. So wie man sich einst die Geister insbesondere gern in Thiergestalten dachte, so erscheinen sie auch jetzt wieder gerade in die Thiere des Hauses einkehrend, und das verräth nun deren Sprache, die zu belauschen dem Menschen aber nicht räthlich ist. Daß das Wasser zu Wein wird, mag wie gesagt, christlich gedacht sein; älter aber ist gewiß der Glauben, daß es in der Osternacht überhaupt wunderbare Kräfte erhalte. Dieser Glaube ist so stark, daß er sogar die Masuren verleiten kann, an diesem Tage zu baden. Man wird dadurch Augenübel und den bösen Ausschlag los. Aber wieder muß es unter Schweigen geschehen. „Man geht früh aus, sorgt möglichst dafür, nicht gesehen zu werden, antwortet niemand, von dem man angeredet wird, dankt nicht einmal dem Grüßenden." Wer das vollbringt, wird das Uebel los; im anderen Falle kann es auch noch schlimmer werden. Die Pferde aus den gleichen Gesundheitsrücksichten gerade in der Osternacht zu schwemmen, ist eine alte und noch immer viel weiter verbreitete Sitte. Der Hausvater besprengt wohl auch mit Osterwasser das ganze Vieh, weil das Segen bringe. In Ostpreußen streut man am Charfreitag Schrotmehl um die Bienenstöcke; das hilft zum Gedeihen der Bienenzucht. In Wirklichkeit war Schrotmehl eine sehr alte und einfache Nahrung und man

spendete wohl einst solches den Geistern, die sich um diese Zeit um die Bienenstöcke aufhielten, damit sie diesen nicht schadeten; so gedieh dann durch solches Mittel die Bienenzucht.

Andere Bräuche, zu gleichen Zwecken geübt, führen uns schon zu dem Gedanken der Geistervertreibung, der einen so vielfältigen Ausdruck im Volksbrauche gefunden hat. So gerne man die Geistchen zu Festzeiten bei sich sieht, so sorgfältig durchsucht man aber auch nachher wieder jeden Winkel, daß sich ja nicht eines über die Zeit hinaus verstecke. Was wir bei uns als den Sinn der Bräuche fast nur noch errathen, kaum mehr bei einem alten Mütterchen erfragen können, das hat sich bei Völkern, die von unserem Kulturgange nicht berührt wurden, in lebendigerem Bewußtsein erhalten. Die Japaner gehen an einem ihrer größten Feste hinaus auf die Kirchhöfe, um ihren Seelchen eine ordentliche Einladung für die Festzeit zu bestellen. Sie glauben dann wirklich heute noch, daß die Geistchen, dieser Einladung folgend, hinter ihnen her kämen, wenn sie in ihre Wohnungen zurückkehrten, und daß sie nun daselbst über die Dauer der Feiertage ihren Sitz nähmen. Man bietet ihnen dann jede Freude, die sich der Japaner erdenken kann, stellt ihnen Essen und Trinken auf und zündet Räucherwerk an. Aber wenn das Fest vorbei ist, dann bittet man sie, nun wieder das Haus den Lebenden allein zu überlassen und zu ihren Ruhestätten zurückzukehren. Thut das, wie vorkommt, irgend ein Seelchen nicht, so kann man sich von diesem eines Uebels, wenigstens eines Spukes versehen, und der Mensch hält es daher für ganz angebracht, gegen solche Marodeure ganz energisch vorzugehen, wenn es sein muß, selbst — mit dem Besen. Der Japaner thut wirklich noch heute so, und er weiß ganz genau, daß er am Schluße des Festes gerade deshalb alle Winkel des Hauses durchfegt, damit die etwa sich versteckenden Geister bewogen werden, das Haus zu räumen.

Ganz ähnlich handelt auch unser Landmann noch um die Osterzeit, obwohl er nicht mehr recht weiß warum; er weiß nur noch, daß es für das und jenes gut ist. Wir hörten schon, daß sich der alte Glaube auch an den Bericht des Evangeliums anzuschließen gewußt hat. Nach diesem war es der Augenblick des Todes Jesu, in welchem die Geister aus den Gräbern hervorkamen; darum ist es also dem Volke insbesondere der Charfreitag, an welchem die Geister unbehindert unter die Menschen

kommen; es ist zugleich der einzige Tag des Jahres, an dem sie kein Glockengeläute schreckt. Der Glaube an die geisterbannende Kraft der Glocken, der seinen Ausdruck am längsten im „Gewitterläuten" erhalten hat, hängt mit jener Vorstellung innig zusammen. Nun schweigen die Glocken den ganzen Charfreitag hindurch, aber am Charsamstage, wenn man in der Kirche das „Gloria" singt, fangen sie wieder an zu läuten; da konnte das Volk nun auch glauben, nun hätte die Geisterherrschaft wieder ein Ende und es wäre schon jetzt Zeit nachzusehen, daß kein Geistchen zurückbleibe. Dies geschieht in Böhmen in einer besonderen Art: Sobald das Gloria gesungen wird, begibt sich der altgläubige Landmann in seinen Obstgarten und schüttelt alle seine Bäume. Die ausgesprochene Absicht dabei ist natürlich nur wieder, daß sie gut gedeihen möchten. Das Gegentheil wäre ja aber der Fall, wenn die Geister über ihre Zeit in dem Gebüsch ihrer Kronen zurückblieben.

Daß aber die Geister besonders gern solches thun, daß sie sich gerade im dichten Gezweig gern niederlassen und aufhalten, das wußte vor nicht gar langer Zeit noch jeder Lehrjunge, der die zum öffentlichen Verbrennen gesammelten Besen geradezu „Hexen" nannte. Solche alte abgekehrte Besen standen nämlich immer im dringlichen Verdachte, böse Geister, „Hexen" in diesem Sinne zu beherbergen, die sich in ihnen insbesondere von einer Festzeit her verborgen halten. Selbst ein überwuchender Reiserbusch auf dem Baume heißt ja ein „Donnerbesen"; in ihm steckt leicht so ein Hexengeist, der Donner, Hagel und allerlei Ungemach bewirkt.

Der Leser darf wohl fragen: wie konnten denn doch vernünftige Menschen auf eine solche Idee kommen? Dazu hat sie wohl mancherlei verleitet. Ein Hauptgrund für diesen „Aberglauben" war wohl die allgemeine Meinung der Vorvorderen, daß die Geister besonders gern in Bäumen wohnten, gerade so wie ja einst die Menschen selbst einen solchen Schutz aufgesucht hatten, ehe sie sich noch regelrechte Hütten bauten; Geister aber bleiben immer bei der alten Sitte. Dann pflegte man ja — die Ruthenen thun das heute noch bei gewissen Festgelegenheiten — den heimkehrenden Geistern gern Puppen als Wohnsitze aufzustellen, wie ja auch die Hausgeistchen beständig in solchen wohnend gedacht wurden. Der Leser wird das wenigstens von den römischen Hausgeistern wissen.

Ein gebildetes Volk formte solche Bilder natürlich mit aller ihm geläufigen Kunst — es wurden daraus selbst Statuen von bewunderter Schönheit. Der ruthenische Bauer läßt sich vorläufig an einem Strohwickel genügen, und seine Geister sind nicht anspruchsvoller als er. So ist es aber auch höchst wahrscheinlich, daß man bei Festzeiten ähnliche Puppen etwas haltbarerer Art aus Baumreisern herstellte. Schnürte man ein solches Bündel nur zweimal ein, so war damit Hüfte und Hals gekennzeichnet, und das Ding konnte wie eine Figur auf den auseinander gespreizten Enden stehen — sah aber einem gewöhnlichen Besen auch bedenklich ähnlich. Dazu kam nämlich noch Eines. Der Herd war einst insbesondere der Sitz der Geister gewesen und unter ihm war das Geisterreich Hellja gelegen. Jetzt war daraus die „Hölle" hinter dem Ofen geworden. Dort aber fanden in allen Haushaltungen die Besen ihre Aufstellung, als man längst keine Puppen mehr an den Herd stellte. Konnten nun nicht die Besen an deren Stelle treten, konnten nicht die Geister, die immer noch so gern um den Herd herum verkehrten, gerade in diesen Gegenständen der Haushaltung ein Versteck suchen?

Das muß in Wirklichkeit der Fall gewesen sein, denn wie anders könnten alte Besen „Hexen" sein, Gegenstände, in denen ein übelwollender Spukgeist steckt? Man wird also gut thun, gerade zur Geisterzeit, also an einem so hohen Feste, wie Ostern ist, diese Gegenstände durch Verbrennen völlig zu vernichten; dann ist man auch die Spuckgeister auf das sicherste los. Das hat auch außerdem noch einen ähnlich guten Zweck: das Feuer scheucht nämlich an sich die Geister zurück; richtet man also erst aus solchen Hexenbesen tüchtige Scheiterhaufen her, daß sie weithin leuchten, so trifft man zwei Fliegen mit Einem Schlage: man treibt die Spukgeister, die sich im Höllenwinkel des Hauses festgesetzt hatten, davon und scheucht die durch die Luft ziehenden von weitem zurück.

So stehen wir also vor dem Osterfeuer, das einstmals gerade so verbreitet war, wie heute noch hie und da das Johannisfeuer. Ich will, da die Sitte heute fast verschwunden ist, die Stelle aus den Jugenderinnerungen eines älteren Geistlichen anführen zum Beweise, daß diese Bräuche alle noch vor einem Menschenalter in vollem Leben standen. Der alte Herr sagt vom Osterfeuer: „Diese uralte, vom Heidenthume

ererbte Sitte theilten wir mit der ganzen Gegend weit und breit. Jedes noch so kleine Dorf zündete auf irgend einer Höhe sein Osterfeuer an, und es herrschte ein Wetteifer unter den Dörfern, jedes wollte womöglich das größte Feuer gehabt haben .... Schon Wochen lang vorher wanderten die herangewachsenen Knaben und jungen Knechte Sonntags Nachmittags in den Wald an den Klippen und hieben die Schwarzdornen ab, schleppten trockenes Holz aus dem Walde in großen Haufen zusammen und nahmen es nicht gar zu genau mit anderen geeigneten Holzstücken. Das Holz war ja in Fülle da und der Gutsherr ließ darüber hinweg sehen. In den letzten Tagen ward dann Alles gehörig geordnet, daß es auch leicht und lichterloh brannte und nicht sobald wieder erlosch. Früh, schon bald nach Mittag, zog man aus (am Ostersonntage) und wenn gerade in diesen Stücken recht eifrige und geschickte Knechte da waren, so baute man vorn an der Kante der Klippe einen Haufen auf, der manches Haus im Dorfe überragte. Auch Fackeln mit etwas Werg und Theer wurden bereit gehalten. Immer größer strömte die Menge herzu, besonders an weichen Frühlingstagen. Das ganze Dorf war versammelt und war lustig und fröhlicher Dinge .... Allmählig hatte sich die tiefe Dämmerung auf das Thal gelegt, hie und da leuchtete schon ein Feuer auf, und wir waren bemüht, das Dorf zu bezeichnen, welches zuerst angezündet hatte, denn wir wußten sehr gut, auf welcher Höhe die benachbarten Dörfer ihre Osterfeuer abbrannten. So ward denn auch unser Feuer angezündet, und es brannte bald in hellen Flammen hoch auf. Die Gutsfrau selber intonirte mit heller Stimme das Lied: „Früh Morgens, da die Sonn' aufgeht, Mein Heiland Christus auferstehi" 2c. — Unterdessen waren die Feuer auf allen Bergen angezündet und leuchteten in den Osterabend hinein, und es ward an jeden Ostern aufs Neue der Versuch gemacht, sie zu zählen, auszurechnen, wo sie brannten, und welches Dorf wohl das schönste Feuer haben möchte, wobei denn das unsrige in den Vordergrund gestellt zu werden pflegte, wie es denn in der That von anderen Stellen aus den schönsten Anblick gewähren mochte, der noch dadurch erhöht wurde, daß man schließlich die Fackeln anzündete und im langen Zuge am Rande der Klippen hin und her zog, weit genug auseinander, um die Fackeln auch schwingen zu können, bis sie zuletzt sämmtlich in das Feuer ge-

worfen wurden, das noch einmal hell aufleuchtete und dann in sich zusammensank."

Diese Sitte war einst ganz allgemein, und auch die erhöhten Plätze, welche man für solche Feuer auszuwählen pflegte, wurden oft als „Osterberge" bezeichnet und erhielten bis heute den Namen. Wurde der Zusammenhang mit dem Feste noch mehr vergessen und verkannt, so wurde auch die Wahl der Zeit gleichgiltig, und während jenes Dorf noch den Ostersonntag wählte, verlegte man sonst die Handlung auf den Vorabend, als sollte sie das Fest einleiten. Aber vielfach sammelten die Knaben auch für das Osterfeuer die alten Besen im Dorfe. Ebenso wenig ist es zufällig, daß man bei Kirchdörfern das Feuer in dem Augenblicke zu entzünden pflegte, wenn die Abendglocken zu läuten begannen. An manchen Orten entzündet man um einen Pfahl ein großes Strohfeuer und glaubt, daß das Feld vor Schaden sicher sei, so weit der Rauch von diesem Feuer zieht. Oder es laufen die Knaben mit brennenden Strohbündeln über die Felder, „um sie fruchtbar zu machen". Auch in der Altmark weiß man noch, daß das Osterfeuer den Zweck hatte, so weit sein Schein fiel, die Saaten gedeihen zu machen. Das aber geschieht, indem man sie vor Behexung und Spukgeistern schützt.

Das Feuer ist aber nur eines der verschiedenen Mittel, durch welche das Volk in alter Weise Geister verscheucht; ein anderes und vielgebrauchtes ist Lärm jeder Art und ein wirkliches Fegen, Jagen und Treiben. Hie und da ist daher eine wirkliche Hetzjagd als Volksbrauch übrig geblieben, ohne daß man mehr wüßte, wem es eigentlich gelte. So begann man im Harz, ehe man das Osterfeuer anzündete, ein lautes Treiben, indem man mit Knitteln und Steinen werfend den Wald durchraste — das gelte, meint man, den Eichhörnchen. Dieselbe Wirkung wie mit dem Lärmen überhaupt setzte das Volk, wie schon angedeutet, auch mit dem Glockengeläute in Verbindung. Es wird erzählt, daß man zu Königstätt im vorigen Jahrhunderte am Palmsonntage Nachmittags ein paar Stunden lang mit allen Glocken läutete, „weil man glaubte, so weit der Schall reiche, werde im folgenden Jahre das Wetter keinen Schaden thun". Es wird also das Läuten dem Zwecke nach dem Feuerbrennen gleichgesetzt: darum hat der Ortsbrauch auch das Läuten und Feuerzünden in Zusammenhang gebracht.

In jüngerer Zeit hat man ein bekanntes Mittel erfunden, Lärm und Feuer, welche beide Hexen und Geistern so unausstehlich sind, in raffinirtester Weise zu verbinden: das Schießgewehr. Wie man nun in China heute noch bei um sich greifenden Seuchen mit Kanonendonner die Lüfte erschüttert, so wird auch bei uns noch die Osternacht hindurch fleißig geknallt, nur daß die zöpfigen Chinesen noch genau wissen, was sie wollen, unsere Osterschützen aber nicht mehr. Der Chinese glaubt, wie einst unser Vorfahre geglaubt hat, daß die Krankheiten durch böse Geister bewirkt würden. Wenn nun irgendwo plötzlich viele Menschen ohne sichtbare Ursache erkranken, so muß — so schließt er — die gesammte Luft unsichtbar mit solchen Geistern angefüllt sein, und da diese nach seiner Meinung das Schießen nicht vertragen können, so versucht er es damit. Da man bei uns einen solchen Sinn mit der Sitte nicht mehr verband, so hat man begonnen, sie als ein „Freudenschießen" zu deuten. Wir werden sie aber noch unter Umständen wiederkehren sehen, die eine solche Deutung nicht gestatten.

Wenn in der Charwoche die Glocken schweigen, dann tritt das ältere und einfachere Schallwerkzeug wieder an ihre Stelle; der Mensch sucht es hervor, um doch nicht in der Zeit, da der Heiland begraben ist, ohne Schutz gegen die bösen Mächte zu bleiben. Die Kirche selbst ist auf den Gedanken eingegangen, indem sie die Trauermetten mit dem Geräusche der Klappern und Schnarren schließt. Auch auf den Thürmen hat man solche Instrumente in größerem Formate aufgestellt und bedient sich ihrer statt der Glocken. Im Böhmerwalde aber üben sich schon lange vorher die Knaben in der Kunst, ausdrucksvoll zu klappern ein, und klappern dann das ganze Dorf ab, indem sie dafür Geld oder Gaben einfordern, gleich als hätten sie dem ganzen Dorfe eine Wohlthat erwiesen.

Sogar das einfache und höchst alterthümliche Fegen ist als ein Brauch von gleicher Bedeutung und gleichem Werthe hie und da noch zurückgeblieben. Gerade zu derselben Zeit, da der Bauer seine Bäume schüttelt, wenn nämlich am Charsamstag zum ersten Male die Glocken wieder läuten und sonach die Geistchen wohl Anlaß hätten, sich auch an ungelegenen Orten zu verbergen, ist die böhmische Hausfrau alten Schlages dahinter her, Alles im Hause tüchtig durchzufegen und namentlich unter

den Betten ordentlich hervorzukehren. Sie hat sich in der Charwoche einen Besen ganz eigens hiefür gebunden und glaubt, daß das mindestens dazu gut sei, das Ungeziefer zu vertreiben. Wieder an anderen Orten kauft man zu diesem Zwecke gerade am Gründonnerstage einen Besen, ohne jedoch um denselben zu feilschen, betet während des Kehrens und verbrennt den Kehricht. Man geht also mit ihm gerade so vorsichtig um, wie mit den alten Besenstümpfen, die in der „Hölle" standen. Aber man weiß dann auch, daß es sich nicht blos um Ungeziefer handle, sondern glaubt, ein solches Vorgehen schütze das Haus gegen das Einschlagen des Donnerwetters und bringe überhaupt Glück. In Schwaben macht man es ganz ähnlich. Man nimmt einen neuen Besen und kehrt damit um Mitternacht die Stube. Dann aber trägt man diesen Besen hinaus auf einen Kreuzweg, den bekannten Hexenplatz, und wirft ihn daselbst weg. Es pflegen sich daselbst Haufen solcher anzusammeln, die niemand berührt. Es haftet an ihnen die Gefahr der Behexung.

Das Spiel des „Todaustragens".

Ein Brauch, den wir als Abschluß der Faschingszeit eingebürgert fanden, hat sich von der Osterzeit zu noch größerer Selbständigkeit losgelöst und lebte dann lange Zeit für sich als eine Art Schauspiel fort, bis er allmählig bis auf geringe Reste verschwand. Auch dieser Brauch hat Wiederverbannung der zur Festtheilnahme erschienenen Geister zum Inhalte und ist im Grunde, so auffällig das dem Leser scheinen möchte, von jener Weglegung und Verbrennung der Besen nicht wesentlich verschieden. Die Handlung ist dabei dadurch dramatisch geworden, daß man es in diesem Falle nicht mit unsichtbar durch die Luft ziehenden Geistern, sondern mit deren sichtbarem Sitze oder Bilde zu thun hatte. Mit diesem konnte man wie mit jenen Besen, die ja im Grunde nicht anders gedacht waren, wirklich vornehmen, was man in Betreff der damit verbunden gedachten Geister wünschte; und was man hier nur voraussetzte, daß es unsichtbar vor sich gehe, das ließ sich dort sichtbar darstellen — so entstand ein kleines Drama.

Welche Sitze und Bilder man in den Heidenzeiten den rückkehrenden Geistern aufzustellen pflegte, wissen wir schon: man setzte Bäume

und Bäumchen oder stellte Puppen auf oder verband beides mit einander. Warum man ein solches Bild auch den „Tod" nannte, ist wohl leicht einzusehen; einmal kam ja der Geist, von dem man glaubte, daß er sich bei ihm niederlasse, aus dem Todtenbereiche, es war ja die Seele eines der Todten oder der Hauptsache nach also dieser selbst, und dann glaubte man, daß Krankheit und Tod des Menschen von dem Einflusse dieser Geister herrührten, indem immer wieder die Vorangegangenen es wären, welche die Ueberlebenden nach sich zögen, zu sich holten, so daß in der That der Todte für den Lebenden zum „Tode" wurde. Man konnte also wohl sagen, daß man bei Festzeiten im Bilde den Tod aufstellte. War nun das Fest vorbei, so konnte man glauben, die Geister am sichersten an ihre Ruheorte wieder zurückzubringen, wenn man jenes Bild des „Todes" dahin brachte, sei es, daß man es vergrub oder verbrannte, wie wir das beim „Faschingsbegraben" kennen lernten.

Das, was diesem zum Scherze gewordenen Brauche im Bereiche der Osterfestzeit entspricht, ist das Schauspiel des sogenannten „Todaustragens" oder „Todaustreibens". So heißt der Brauch noch ausdrücklich bei den Slaven, im östlichen Deutschland und in Franken; aber sogar in Westfalen kommt dieser richtige, alte Name noch für die erwähnte Fastnachtshandlung vor, wie uns der Arzt Hartmann bezeugt, während das gleiche Frühlingsspiel schon eine andere Deutung und mit dieser einen anderen Namen angenommen hat. Es entging vielleicht am leichtesten den Nachstellungen der christlichen Geistlichkeit, wenn es am wenigsten an die alte Heidenzeit erinnerte, und dies geschah, wenn man statt des „Todes" den Winter austreiben ließ, wofür außerdem die Jahreszeit den Anlaß bot. Aber je weiter wir nach Osten zu gehen, wo das Christenthum erst später eindrang und noch nicht so viel Zeit hatte, mit den alten Formen aufzuräumen, desto treuer finden wir die alte Bedeutung erhalten. Daß aber die „Winter"-Komödie jünger sei, als das „Todaustragen" ergibt sich noch aus mancherlei. Obwohl auch in Böhmen schon im Liede der „Sommer" als Gegenpart des Todes genannt wird, so hat doch den letzteren der Winter noch nicht verdrängt, und doch wissen wir, daß dieses Spiel hier bis an die Heidenzeiten hinabreicht. Bei den Tschechen heißt der Auszutreibende Smrt (Tod) oder Mořena (Hellja, Gespenst), bei den Slovenen ebenso,

sonst noch Muriena oder Ma-murienda. Aber niemals setzen die Slaven dafür „Winter“ ein. Und doch zeigt uns die uralte Bußordnung, die schon gegen diesen Brauch loszieht, daß er schon damals bestand, und daß ihn die Kirche für abgöttisch hielt. Das konnte ein „Winterspiel“ nicht sein! Wenn man in Böhmen die Puppe in's Wasser geworfen hat, so flüchtet Alles, indem niemand der Letzte sein will; es heißt nämlich, diesen erwische der Tod. Das wäre auch ganz undenkbar, wenn es sich gleich ursprünglich um ein Hinaustragen und Ertränken des „Winters“ gehandelt hätte!

Durch solche Verschiebung des Inhaltes ist aber dem Volke der alte Sinn der Sache unkenntlich geworden, und es konnte ihm dann um so gleichgiltiger sein, um welche Zeit des ersten Frühlingsfestes es die alte Komödie aufführen wollte. Die Slaven haben zumeist noch an dem Abschlusse der Osterwoche festgehalten, indem sie dieselbe am „weißen Sonntag“ als der Osteroctave aufführen. Am Niederrhein und in Westfalen blieb man auch noch der Osterzeit näher, aber in der Pfalz und in Schwaben wählte man schon den Sonntag Laetare vor Ostern, so daß sie hier mehr mit denjenigen alten Festzeiten zusammenhing, auf welche die Kirche einst die Frühlingsquatemberfasten gelegt hatte. Die deutschen Kolonisten in Slavenländern folgten mehr diesem Gebrauche. Darum heißt in der Gegend um Grünberg in Schlesien der Sonntag Laetare immer noch der „Todtensonntag“, während man ihn sonst örtlich auch den „Sommersonntag“ nennt, was Beides an dasselbe Spiel erinnert, je nachdem man es noch als Todaustragen oder als Kampf des Sommers mit dem Winter ansah. Hie und da wählt man auch den Sonntag Judica oder den Palmsonntag dafür, und dann heißt auch der erstere Sonntag wieder der „Todtensonntag“.

Was den Brauch in der Zeit des Christenthums bald unkenntlich machen mußte, das ist ein naheliegender Umstand. Konnte die Kirche in ihrem Kampfe mit heidnischen Sitten schon nicht weiter gelangen, so duldete sie jedenfalls lieber noch, daß man die Heidengeister durch eine symbolische Handlung hinauswarf, als daß man sie herbeilockte. Während man also früher einen „Malbaum“ aufrichtete oder ein „Malbäumchen“ aufputzte, um dem Geiste einen altgewohnten gefälligen Sitz zu bereiten und so ihn herbeizulocken, und erst am Schluße des Festes dieses Mal

wieder entfernte mit dem Wunsche, daß jetzt auch die Geister freundlich heimkehren möchten, so thut man jetzt zwar noch das Gleiche, aber alles nur oder allein, um den Geist damit fortzuschaffen, als wäre er nun doch einmal als ein wiewohl ungebetener Gast dagewesen. Das mußte natürlich die alte Anschauung sehr stören.

In einem Theile Böhmens — ich erwähne z. B. das Städtchen Neustadt an der Mettau — hatte sich der Brauch wenigstens als Kinderfest noch bis auf unsere Zeit recht gut erhalten. Man ging nach dem Nachmittagsgottesdienste auf einen Anger und verfertigte hier den „Tod" als eine Strohpuppe. Als Gerüst dienten ihr einige Stecken, und über das Stroh zog man alte Kleider. Hatte man diese den Vogelscheuchen nicht unähnliche Puppe aufgestellt, so verwandelte sich in der That der ganze Anger in eine Malstätte, und man erwies dem schlichten Bilde eben die Ehren wie einst dem Male oder einem „Roland". Man führt — wenigstens thun das die Jungen — einen Reigentanz um die Puppe auf und singt tschechische Lieder, die sich genau auf dieses Fest beziehen, aber immer nur auf den Tod, niemals auf den Winter hindeuten, obwohl auch sie schon nicht von der alterthümlichsten Art sind. Vielleicht ist nur das eine etwas älter, welches auch die Andeutung enthält, daß man ehedem die Malstätten besonders gern an Quellen wählte, die zugleich den Durst stillen und Händen und Füßen der ermüdeten Wallfahrer eine Erquickung bieten konnten. Auch die Todten ließ man darum gern an solchen Stellen weilen; eine reiche Quelle lernten wir auf der schönen Malstätte bei Kamaik kennen. Die Strophe heißt:

„Todesbringerin, Todesbringerin!
Was weilst du hier so lange?
An dem Börnlein, an dem Börnlein
Wäschst du Händ und Füße?"

Ist diese kleine Festscene auf der improvisirten Malstätte aufgeführt, so wird die Puppe in einem Aufzuge in die Stadt getragen, wobei man ein Lied singt, welches schon dem „Tode" den einziehenden Sommer entgegenstellt. Daß aber diese Lieder, auch wenn irgend ein Verschen älter sein sollte, immer wieder von der jüngeren Zeit beeinflußt werden, zeigt unter anderem auch der heilige Georg, welcher in ähnlichen

Gesängen schon Aufnahme gefunden hat. Schließlich trägt man die Puppe aus der Stadt heraus entweder auf eine Brücke oder auf einen vorragenden Felsen, um sie entweder in das Wasser oder in den Abgrund zu werfen.

Anderwärts fügt man zu der Puppe auch noch das aufgeputzte Malbäumchen, überträgt auf dieses harmloser scheinende Spielzeug die gute, auf jene die böse Beziehung und bringt damit die Zeitfolge des alten Festaktes in völlige Verwirrung. Man feiert nämlich zuerst ungefähr wie oben angegeben wurde, das eigentliche Todaustragen und zwar beim Untergange der Sonne. Sobald der „Tod" ins Wasser gefallen, flüchtet Alles eiligst zur Stadt, weil er nach dem Letzten greifen und ihn nach sich ziehen könnte. Hierauf sondern sich die Mädchen ab und beginnen für sich selbst eine Feier, als hätten sie, was in der That beim Frauengeschlechte oft der Fall ist, den alten Brauch von einer besseren Seite her festgehalten. Sie begeben sich in den Wald, hauen ein Bäumchen ab und entästen und schälen den Stamm bis auf eine grüne Krone, so wie man einen „Maibaum" herrichtet. Man putzt ihn mit farbigen Bändern auf und befestigt daran eine weibliche Puppe; das Ganze aber soll nun schon den „Sommer" darstellen. Mit diesem Puppenbaume halten nun die Mädchen einen Umzug durch die Stadt oder das Dorf und verkünden in den Liedern, die sie dabei singen, daß sie nun den Sommer hereinbrächten, nachdem man den „Tod" hinausgetragen. Aber schon ist einmal auch vom „Winter" die Rede, so daß auch hier der Brauch, wenn er länger geduldet worden wäre, dieselbe Umwandlung angetreten hätte, wie in Deutschland.

Anderwärts wieder hat man zwar auch an dieser Zweitheilung, aber an einer richtigeren Reihenfolge festgehalten, indem man, wie es auch sein müßte, zuerst den friedlichen Malbaum herrichtet, ehe man den „Tod" austrägt. Hielt man nun aber an der jüngeren Bedeutung fest, so mußte wieder eine andere Verkehrtheit zum Vorscheine kommen: es erschien dann der „Sommer" zuerst, ehe der Winter noch geschieden war. Hätte sich nun das Schauspiel nur noch einen Schritt weiter entwickelt, so hätte es wie in Deutschland denselben Kampf aufführen müssen: der Sommer kam dann zuerst, um den Tod-Winter zu bekämpfen, und dieser räumte nur gezwungen das Feld. Gab man dann

jeder Puppe die bezüglichen Zeichen und legte man ihr gar herausfordernde Worte, wie sie die Kämpfenden gebrauchten, in den Mund, so war das Kampfspiel fertig. Aber so weit kam es hier nicht.

An jenen Orten also, die eine richtigere Zeitfolge festgehalten hatten, gingen die Mädchen als Sommerbringerinnen schon die Nacht vor dem Todtaustragen in den Wald und verbrachten sie mit Gesang und Spiel, wohl ungefähr wie es einst die Erwachsenen zur Festzeit in ihren heiligen Hainen nächtlicher Weile treiben mochten. Dabei richten sie das Bäumchen her, kappen die Aeste ein, schälen bis zur Krone die Rinde ab und hängen daran Kränze von ausgeblasenen Eiern und eine weibliche Puppe, welche immer noch den „Tod" vorstellte und zuweilen auch durch ein Bildchen des Todes ersetzt wurde. Dennoch war das ganze nun der „Sommer". Am Morgen nach der lustigen Waldnacht ziehen die Mädchen in die Stadt und tragen das Bild singend von Haus zu Haus, indem sie dabei Gaben einsammeln. Wie solche Bräuche sich veredeln und entwickeln oder auch wieder verkümmern und verschrumpfen, kann man an diesem am besten sehen. Während in Deutschland ein noch näher zu betrachtendes Volksspiel daraus geworden ist, blieb in Böhmen nichts als ein Bettelgang der Kinder davon übrig, wo nicht auch diesem die Neuzeit den Garaus gemacht hat. Eine Frühlingsnacht im Walde ist für Kinder unserer Zeit nicht mehr am Platze; die Besseren haben sich fern gehalten, die Schlechteren Unfug getrieben; so schaffte man die Sitte ab. Statt dessen zogen dann nur noch die Kinder singend und Gaben fordernd durch die Stadt; um nur zu zeigen, was sie wollten, trug ein jedes Mädchen ihr eigenes Bäumchen in der Hand. Wer vermöchte daraus den Sinn der alten Sitte zu errathen?

Aber in manchen Gegenden verräth er sich doch auch noch in dieser Verkümmerung. Die Bezeichnung für Tod ist in der slavischen Sprache immer weiblichen Geschlechtes, wie denn auch, oder vielmehr weil auch unter den Geistern bei den Slaven immer noch die Urmutter, die Bába, eine Hauptrolle spielte, als sie das Christenthum verdrängte. Nun tragen aber in der Berauner, Pilsener und Rakonitzer Gegend bei jenem Umzuge die Kinder statt des Bäumchens mit der Puppe des Todes überhaupt nur ein Bild der „weißen Frau" in der Hand. Die „weiße Frau" ist aber nur eine andere, wie es scheint speciell slavische Be-

zeichnung für den zurückkehrenden Todten, den Geist oder „Tod". Bei den Masuren führen diese Geister überhaupt den Namen „weiße Leute"; die weiße Frau ist also nur eine Einzelnerscheinung aus diesem Bereiche, eine Mořena.

Ungefähr auf derselben Stufe hatte sich der Brauch auch noch in Franken bis nach Nürnberg hin erhalten, wo einmal untermischt Slaven wohnten. Dort tragen die Mädchen je eine den Tod bedeutende Puppe durch die Stadt, indem sie vor den einzelnen Häusern Gaben verlangen und bei Verweigerung drohen, den Tod im Hause zu lassen. Hier haben wir in einer Hinsicht noch die ältere Form vor uns. Die Mädchen haben noch nichts mit dem „Sommer" zu thun, sondern entfernen nur den Tod und verlangen dafür eine Entlohnung, weil sonst die Menschen den Schaden hätten. Es ist nun der Frage werth, warum in slavischen Gegenden gerade die Rolle der Mädchen so sehr hervortritt? Es mag das einmal wohl damit zusammenhängen, daß auch die weiblichen Geister noch als die höheren gedacht sind, und anderseits war die kindliche Art der Reinigung der Häuser nach der Feier gewiß Sache der Hausfrauen; was einst diese gethan, fiel dann im Spiele der Kinder den Mädchen zu.

In Deutschland war außer Franken immerhin auch noch in anderen Gauen das alte „Todaustreiben" üblich, im Grunde genau wie in Böhmen. Man warf auch hier die Strohpuppe am liebsten in einen Bach und sang dann ein „Sommerlied"; so war der Uebergang gefunden. Im Westen ist daraus das schon mehrfach erwähnte Volksspiel eines Kampfes des Sommers mit dem Winter geworden, das uns der erfahrene Montanus in folgender Weise schildert.

„Die Bewohnerschaft zieht am Festtage aus Dorf und Stadt hinaus auf die Wiesen. Einige Burschen mit Stroh bekleidet, stellen den Winter vor, den Winterkönig mit der Strohkrone und dem hölzernen Schwerte an der Spitze." Wir machen den Leser dabei aufmerksam zu beachten, wie hier allmählig die uns wohlbekannte alte Strohpuppe lebendig geworden ist, um wie ein Schauspieler agiren zu können. Daß man solchen Puppen hölzerne Waffen und Kleidungsstücke anheftete, war überhaupt Sitte. — „Andere in grünen Kleidern, voran der Sommerkönig mit der Blumenkrone, mit Moos oder mit Epheu

bedeckt, bringen den Frühling. Erst singen die Chöre aus der Ferne einander entgegen. Dann immer näher. Dann kämpfen sie, indem der Winter mit Häksel und Asche, der Sommer mit grünen Blättern und Blumen wirft. Der Sommer erhält den Sieg. Der Winter flieht, und die ihn vorstellenden Knaben werfen die Strohkleider in den Bach oder in ein dazu angeschürtes Feuer, das sie singend und jubelnd umtanzen." Hier kommt also wieder die Hauptsache, der alte Brauch und die alte Puppe, ihre Ertränkung oder Verbrennung zum Vorschein. „Dann folgen im Dorfe Gelage und Tanz" — da haben wir wieder den alten Schluß. Wenn man nun, wie schon überall geschieht, vollends aufhören wird, vorher noch auf die Wiese hinauszuziehen, wenn man das allenfalls noch als nachahmendes Spiel eines Spieles den Kindern überlassen wird, dann wird es schwer sein, die Frage zu beantworten: warum ist doch gerade an diesem Tage Musik in allen Schenken? Die Wirthe, die es wissen könnten, werden sagen: es war immer so!

Die Aufführung solcher Spiele gab dem Volke, beziehungsweise begabten Leuten aus demselben die Anregung, den ganzen Vorgang in Verse und Reime zu bringen, und diese haben sich mitunter länger erhalten, als das Spiel selbst. So sang man in der Pfalz beim Auftreten des „Sommers":

„Der Sommer ist da!
Wir wollen hinaus in den Garten,
Den Sommer zu erwarten.
Wir wollen hinter die Hecken,
Den Sommer zu erwecken.
Der Winter hat verloren,
Der Sommer hat gewonnen,
Der Winter liegt gefangen,
Wir schlagen ihn mit Stangen."

Auch solche Lieder können uns manche Anleitung geben über den Wandel der Bräuche. Ein „Jagen durch die Hecken" lernten wir als Geistervertreibung kennen; wie hübsch konnte man das nun wenden und deuten: Wir jagen durch die Hecken, „den Sommer zu erwecken"? Sollte die Aufforderung „wir schlagen ihn mit Stangen" ohne Erfolg ausgesprochen sein? Im Spiele wurde ja der „Winter" wirklich bedroht, geworfen und geschlagen — sollte das nicht auch

einmal dem todten Malzeichen passiren? Wir wollen uns den Fall wenigstens merken. Vielleicht sehen wir einmal im Spiele etwas Aehnliches, und wissen dann, wohin wir es thun.

Im Lande Berg sang man vom Sommer:

„Veilchen und Blumen
Die bringet der Summer,
Ja, Blümlein weiß und roth
Bringt er in buntem Korb.
Der Sommer ist unerschreckt
Und wirft den Winter in den D—.
Der Sommer ist nicht schwach,
Wirft den Winter in den Bach. —
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer mit den Maien,
Mit Blümlein mancherleien;
Deß sind wir Alle froh."

Was sich immer noch aus den Resten solcher Volksspiele machen ließe, das hat vor etwa 40 Jahren ein Kantor in dem Dorfe Schlebusch gezeigt. Er hat die alten Lieder gesammelt und ergänzt, den Burschen einen richtigen Vortrag eingeübt und eine Instrumentalbegleitung zu den Liedern komponirt; für die Aufführung traf er passende Anordnungen und schaffte entsprechende Gewänder an. So fand das Fest großen Anklang und blieb bis 1848 das berühmteste Volksfest der Gegend. Auf diese Weise entstehen solche Feste von lokaler Bedeutung aus alten allgemeinen Gebräuchen.

Vom Kegel- und Ballspiel.

Kegelschieben gehört noch immer, Ballschlagen gehörte einst zu den Vergnügungen, die sich das Volk wenigstens nur zu Zeiten der Festfreude schaffen konnte. So stehen oder standen sie wohl mit der Festzeit in einiger Verbindung. Aber daß sie sogar ihrem Ursprunge nach selbst auch eine fromme Uebung sein sollten, das wird man nicht leicht glauben. In der That steht das auch nur in Betreff des Kegelschiebens einigermaßen fest; aber einiger Verdacht dieser Art fällt denn doch auch auf das Ballspiel, wie es vor älteren Zeiten getrieben wurde und leider heute von unserer Jugend verlernt ist.

Will man nun einmal die alten Malzeichen, seien sie Bäume, Pflöcke, Säulen oder Puppen, „Götterbilder" nennen, so muß man erkennen, daß diese Götterbilder von den Christen eine recht widerspruchsvolle Behandlung erfuhren. Es war nicht möglich, Gegenstände, an denen so lange die Verehrung gehangen, ganz von sich zu werfen, und doch mußte man ihnen zeitweilig einen Ausdruck der Abwendung und Abkehrung geben; das verlangte die neue Religion, und dazu verleitete ein alter Brauch. In Baiern sind unter verschiedenen Namen eine Anzahl Gegenstände bis heute erhalten, welche im Grunde nichts anderes waren, als solche Malzeichen oder deren Erneuerung nach alten Modellen. Was die Sagen und Legenden von ihnen erzählen, das ist der Ausdruck der oben angegebenen Thatsache. Man erzählt, dieser heiligen Klötze — denn solche sind sie zumeist der Form nach — wäre nun einmal nicht loszuwerden gewesen. Man habe sie in das tiefe Meer geworfen; sie seien wieder hervorgekommen; auf dem Fluße kamen sie angeschwommen und setzten sich auf dem Lande nieder. Insbesonders fanden sich solche rohe Gebilde in den Hainen, auf Baumstümpfen. Man nahm sie weg, aber sie kehrten immer von selbst wieder. So baute man endlich Strohdächer über dieselben; so entstanden daraus Kapellen, und die ehemalige Gottheit mußte irgend einem Heiligen weichen: man sagte dann, diese Klötze seien ihm geweiht.

Vorzüglich ist es St. Leonhard, der Schutzheilige der Viehherden, der in Baiern mit diesen alten Denkmälern in Verbindung gebracht ist. In seinen Kirchen stehen sie als sogenannte Leonhardsklötze. Diesen Bildern eine Aehnlichkeit mit der Menschenfigur zu geben, ist zum Theil noch gar nicht versucht worden; sie bilden allenfalls nur einen Rumpf ohne Kopf und Arme, einen Kegel. Diese Kegel werden nun zeitweilig — an Festzeiten — emporgehoben und geküßt; man trägt sie gerade wie jene Bäumchen und Puppen in feierlichen Umzügen herum, und zwar um die Kirchen, weil das angeblich Krankheiten abwende; dann aber pflegt man „sie hinterrücks, kopfüber von sich zu schleudern."

Noch ist hier Beides beisammen, die Verehrung und die Verwerfung. Feierte aber die Kirche selbst oder etwa ein geistliches Collegium dieselbe Sache, so konnte natürlich nur die Handlung der Feindseligkeit hervortreten. Daraus sehen wir nun an mehreren Orten schon im frühen

Mittelalter ein formloses Spiel entstehen. Die alte Chronik von Paderborn erzählt uns, daß man alle Jahre gerade am Sonntage Laetare, also zu derselben Zeit, wo man sonst in dieser Gegend das Todaustreiben vornahm, im Klosterhofe einen Pflock aufstellte und nach demselben mit Kugeln warf. Darauf folgte im Refectorium ein Festmahl, und man wußte ganz gut, was man mit dieser Feierlichkeit eigentlich beging, indem man sich erinnerte, „daß die Abgötterei gestürzt und abgethan sei". Der Pflock stellte also als Malzeichen den alten Verehrungsgegenstand dar, und die geistlichen Herren versuchten sich daran, diesen von fern zielend umzuwerfen; jedenfalls galt dann der als ein bevorzugter Mann, der das traf — so wurde aus der Sache ein Spiel, das zunächst Triumph und Ehre brachte. Geld konnten die Mönche nicht herausschlagen, weil sie keines zu setzen hatten.

Das war aber nicht etwa blos in Einem Kloster Brauch geworden. In Hildesheim stellten die Domschüler ein Klotz auf und warfen es mit Steinen um; dann wurde es unter Zeichen des Hohnes verbrannt. In Halberstadt wurde von den Domherren selbst ein „hölzerner Kegel" umgeworfen. Aehnliche Spiele wurden mit dem allgemeinen Namen „Heidenwerfen" bezeichnet. Man bezeichnete also wohl den Kegel schlechtweg als den Heiden, und wie man auf den alten Leichenfeldern häufig einen Kranz von kleineren Malzeichen um das hervorragendere eines alten Häuptlings sah, so gesellte man dem Heidenkönige wohl auch noch seine Gesellen zu. Man sieht es unseren Kegeln noch an, wie man sie allmählig zu menschlicher Figur umzuformen suchte, so gut es ging; man trennte wenigstens einen Hals und einen Kopf vom dicken Rumpfe ab und gab dem „Könige" einen Kranz um den Hals, der vielleicht eine goldene Kette oder ein alter Halsring war.

Warum sollte sich eine so fromme und verdienstliche Uebung nicht auch bald unter den Laien Eingang verschafft haben? Die konnten ja auch noch Preise aussetzen — dann war unser Kegelspiel fertig. Es ist gewiß ein gutes Spiel und mit Recht beliebt; es gewährt nicht blos eine gesunde Bewegung, eine gute Uebung des Auges und der Hand, sondern ist im Grunde genommen ein ganz frommes Werk; darum ist es auch immer noch gerade in Klöstern sehr beliebt, und ein gutes Kloster hat sicher auch seinen guten Kegelplan.

Ich glaube, daß einige Arten des Ballspiels auf keine sehr verschiedene Weise ihren Anfang genommen haben. Ich will wenigstens anführen, was mir dafür zu sprechen scheint; vielleicht weiß dann der Leser aus eigener Erfahrung etwas hinzuzuthun. Es ist mir zunächst sehr auffällig, daß in einer Zeit, da das Ballspiel für gewöhnlich längst nicht mehr von den Alten geübt wurde, in einigen Gegenden gerade der Ostermontag ausnahmsweise noch ein solches Spiel forderte. Ein öfter genannter Arzt, der unter dem Landvolke Westfalens lebt, sagt uns, daß die Bauern an jenem Tage auf den Hügel eines alten Hünengrabes hinauszogen und hier die schönen Osterspiele spielten. „Vor allem war es das herrliche Ballspiel, an welchem Alle, Junge und Alte, theilnahmen. Ich habe fünfzig- ja sechzigjährige Männer mit jugendlichem Uebermuthe Ball schlagen sehen."

Allerdings ist das Spielen mit dem Balle an sich viel älter als das Kegelschieben, und schon die alten Griechen und Römer haben es gekannt und geübt. Aber bestimmte Arten, wie wir sie noch in unserer Jugend gespielt haben, könnten sehr wohl ursprünglich ebenfalls eine Art Heidewerfen bedeutet haben, indem sie von den älteren Spielarten auffallend verschieden sind. Leider ist mir die Spielregel im Einzelnen nicht mehr völlig erinnerlich, und unsere Jugend hat sie ganz vergessen — sie muß Skat spielen. Es ist wohl beachtenswerth, daß sich diese Spiele um ein „Mal" bewegen, oder um „die Male" wie wir im Dialecte sagten. Dieses Mal wird aus einem oder mehreren Steinen hergerichtet. Beim einfachsten Spiele unter Zweien theilen sich die Parteien nach oben und unten, und das Spiel dreht sich darum, daß der Schläger den Ball so weit über das Mal hinausschlägt, daß er Zeit gewinnt, dieses dreimal mit dem Stocke zu schlagen, ehe ihn derjenige, der „unten" ist, mit dem Wurfe des aufgefangenen Balles treffen kann. Ein complicirteres Spiel nannten wir das „Walpurgisspiel", und dieser Name erinnert doch gar sehr an das Treiben um das Mal und auf der Stätte der Geister, wie wir es bald noch kennen lernen werden. Auch hier bildet das Mal den Mittelpunkt des Spieles und der untere Raum jenseits desselben heißt die Hölle. Es scheint sich nun wieder darum zu handeln, die höllischen Wächter des Males durch den über sie hin geschleuderten Ball so weit von diesem abzuziehen, daß man

dasselbe ungefährdet erreichen und darauf losschlagen könne. Wem es mißglückt, der verfällt den Gewalten der Hölle, bis endlich der für die Entscheidung aufgesparte beste Schläger, der „Primschläger", es in seiner Macht hat, sie alle wieder der Hölle zu entreißen. Wem es dabei mißglückt, so daß er vom Balle getroffen wird, der wird für das nächste Spiel der Erstling der Höllenbesatzung, deren Aufgabe es scheint, das Mal zu hüten und zu bewachen. Er heißt die „ewige Ziege", was wohl an den spitzbärtigen Teufel selbst erinnern sollte. Das Ganze scheint mir also zum Namen passend eine Art „Heidenwerfen" mit denjenigen Hindernissen darzustellen, welche dem frommen Christenmenschen durch die bösen Geister als Wächter des Males bereitet werden. — Auch diejenigen Knaben, welche nicht in die Lateinschule gingen, Lehrjungen nicht ausgeschlossen, zählten dabei die Ballschläge mit „semel, bis, ter", forderten mit „pilam" den Ball zum Fange, kurz sie gebrauchten die Kunstausdrücke lateinisch, woraus man schließen könnte, daß auch dieses Spiel gleich dem Kegelspiel eine Art Klostergewächs sein möchte.

Andere Frühlingsfeste.

Alle altgermanischen oder altslavischen Frühlingsbräuche und -Feste mit der Oster- oder der späteren Pfingstzeit zu vereinigen und so gänzlich zu verchristlichen, konnte der Kirche nicht gelingen. Fielen doch die alten Festzeiten von Gau zu Gau auf verschiedene Termine, je nachdem Klima, wirthschaftliche Verhältnisse und alte Gewohnheit es bedingten. Dann war es ja auch der Kirche gar nicht darum zu thun, Alles, was die alten Heiden einst getrieben hatten, mit ihrem Osterfeste zu vereinigen; sie hätte lieber gesehen, es wäre in Vergessenheit gerathen. Wenn wir aber trotzdem so vieles vom alten Festbrauche mit dem Osterfeste verbunden antrafen, so hatten das die germanischen und slavischen Neuchristen zumeist nur deshalb hinzugefügt, weil sie glaubten, daß ohne diese Dinge ein Fest überhaupt gar nicht gefeiert werden könnte. Niemand ging mehr, wie die Japaner thun, auf den Friedhof, um zum bevorstehenden Feste die Todten hereinzuholen — aber sie kamen dem Glauben nach von selbst, aus alter Gewohnheit, wie sie sahen, daß die Menschen ein Fest feierten, und man mußte sie entweder gleich verscheuchen oder — halb und halb

verstohlen — auch als ungebetene Gäste bewirthen und nach dem Feste fortweisen. Darum werden wir bei allen christlichen Festen neben einzelnen abweichenden immer wieder dieselben Erscheinungen wiederfinden — sie gehören einmal nach alter Anschauung zum Festcharakter.

Aber mit einer solchen Uebertragung und Verbindung waren die alten Anlässe der Festbräuche nicht aus der Welt geschafft. Wenn man auch etwa eine Gerichtsverhandlung als Spiel aufführte, so war damit die Nothwendigkeit einen Gerichtstag zu halten, noch nicht erledigt. Wenn man auch vom Emmausmarkte Ochsen, Schafe und Pferde aus Honigteig mitbrachte, so war damit den Bedürfnissen nicht abgeholfen, um die Zeit des Frühlingsaustriebes einen Markt- und Gerichtstag abzuhalten, um durch Kauf und Tausch die über den Winter so verschiedenartig verringerten Stammherden wieder in den rechten und passenden Stand zu versetzen und um die neue Vertheilung des Grundes, den man bebauen oder als Wiese hegen oder zur Gemeinweide freilassen wollte, zu besprechen und unter Verpflichtung Aller festzusetzen und was dergleichen wirthschaftliche Dinge mehr waren. Die konnte ein christliches Gedächtnißfest nicht in sich aufnehmen; blieben sie aber für sich bestehen, so mußten sie immer wieder den Anlaß geben, die alten Festformen wieder aufleben zu lassen. Dazu war Ostern ein bewegliches Fest, das ohne jede Rücksicht auf die wirthschaftlichen Verhältnisse angeordnet wurde. Für solche paßten viel besser nach dem Sonnenjahre feststehende Termine, wie sie sich jede Gegend nach ihren klimatischen Verhältnissen und der Anbau- und Erntezeit ihrer Nahrungsmittel auswählte.

Für unsere Kinder ist heute noch alles das eine Festzeit, was den gewöhnlichen Gang der Dinge unterbricht. Wenn die Stube geweißt, und alle Möbel von ihren Stellen gerückt werden, daß die Mutter mit thränenden Augen das rohe Dreingreifen der Maurer beklagt, glänzen die Kinderbacken sicherlich vor Festfreude. Jede Uebersiedlung, jede Störung des täglichen Werkes wird ihnen ein Fest; aber ebenso den Alten in der Jugendzeit des Volkes. Ganz unwillkührlich knüpften sich an alle diejenigen Geschäfte, die nur in größerer Gemeinschaft und unter Verlassung der täglichen Arbeit besorgt werden konnten, immer wieder die Lebensformen der Festzeit, oder es trat wenigstens je nach Umständen eine oder die andere besonders hervor. Das ließ sich nun

einmal nicht unterdrücken. Wollte man diesen Formen aber wenigstens ihren heidnischen Charakter nehmen, der insbesondere in dem Geisterglauben so leicht hervortrat, so blieb kein anderes Mittel, als alle diese Dinge auf denjenigen christlichen Heiligen zu beziehen, dem die Kirche den betreffenden Tag gewidmet hatte. Das that man denn nothgedrungen, und so kam es mitunter sogar, daß sich solche Festbeziehungen so eng mit der Legende des Heiligen verknüpften, daß es schien, als sei das Leben des Heiligen selbst der Anlaß gewesen, daß man wie zu seinem Andenken diese oder jene Formen der Feier gewählt hätte.

So entstanden die Festtage jener Terminheiligen, an denen außer verschiedenen praktischen Einrichtungen des wirthschaftlichen Lebens immer noch irgend ein Stückchen alten Festbrauches hängt. Es gibt deren sehr viele, viel mehr als das wirthschaftliche Leben solcher Termine kannte, weil diese im Einzelnen von Gau zu Gau verschieden waren. In gewissen Zeiten drängen sie sich wieder dicht zusammen, weil doch wieder, wie wir sahen, gewisse Jahreszeiten in allen Gegenden ausgewählt wurden. Der Kirche mußte daran gelegen sein, gerade in diesen Tagen die Gläubigen zum kirchlichen Gottesdienste heranzuziehen, um so dem Feste die christliche Weihe zu geben. Sie legte also auf jene Tage ein besonderes Officium und machte sie so zu halben Feiertagen für die ganze Christenheit. Indem sie nun so überall gefeiert wurden, knüpften sich auch wieder überall einzelne allgemeine Festbräuche an dieselben an, und dadurch vermehrten sich diese Terminheiligen sowohl im Kalender wie im Volksbrauche, und es entstanden mehr Festzeiten als in alten Zeiten in ein und demselben Gaue gefeiert worden waren.

Die frühen Jahrestermine, welche der milderen Natur gemäß in Frankreich und am Rheine üblich waren, nahm zwar als Festzeiten auch der Osten auf; aber für die wirkliche Eintheilung der wirthschaftlichen Verrichtungen hielten sich das rauhere Oberdeutschland und der Osten an etwas später fallende Termine. Durch Heiligentage bezeichnet, begann hier den Verrichtungen nach die Sommerszeit mit St. Georg, die Winterszeit mit St. Gallus (16. October), nicht wie im Westen mit Michael. Auf Georg und Gallus blieben daher vorzugsweise auch die Bauernleistungen angewiesen, und eine böhmische Polizeiordnung von 1605 unterscheidet nach diesen Terminen einen Sommer- und Winterlohn der

Bauarbeiter. Auch dem Schwabenspiegel ist der Georgstermin die Zeit des Viehaustriebes und somit der Sommerwirthschaft.

Die alte Volkssitte kann sich unmöglich an eine solche Wirtschaftseintheilung an einem einzigen bestimmten Tag gehalten haben; sie faßte nur im allgemeinen die Zeit gegen Ende April und Anfang Mai ins Auge. Wenn man aber dann in dieser Zeit nach einem bestimmten Kalenderheiligen suchte, so konnte man unmöglich einen geeigneteren finden, als den ritterlichen Drachentödter, den gewappneten Schimmelreiter St. Georg, wie er aus uns schon bekannten Gründen auf so vielen alten Malstätten seine Aufstellung gefunden hatte. Ohne den Besuch dieser Stätten war ja die wirthschaftliche Lebenswendung, die nun eintreten sollte, nicht einzuleiten. Insbesondere war den Griechen und durch sie den Slaven der heilige Georg ganz das geworden, wozu sich die Deutschen den „Herzog Michael" auserkoren hatten: Drachentödter, d. h. Ueberwinder der Schauer auf alten Geisterstätten, Erlöser von den Gewissenssorgen wegen eines verlassenen Kultes, Vertheidiger des Christenthums gegen den immer noch sich regenden Drachen des zählebigen Heidenthums.

So führt ein altes tschechisches Volkslied den heiligen Georg neben der „Morana" auf, den jüngeren Heiligen neben der alten Gottheit auf derselben Stätte. Ihm sind in Böhmen allein 67 Kirchen geweiht, von denen nicht wenige auf alten Malstätten stehen. Von vielen wissen wir das. Den berühmten Georgsberg bei Raudnitz haben wir schon genannt; ebenso die alte Georgskirche auf der Malstätte zu Prag, welche einst der Mittelpunkt eines kleinen Slavenreiches werden sollte. Erst durch ein Geschenk Kaiser Heinrich des I., den Arm des heiligen Veit, welcher der Schutzheilige des Sachsenklosters Corvei war, kam die Verehrung dieses Heiligen auf die prager Burg, und als die einheimischen Heiligen Wenzel und Adalbert bei St. Veit ihre Ruhestätte fanden, trat der Georgenkult etwas zurück. Aber noch steht nicht nur die St. Georgskirche als das älteste Bauwerk dieser Art an ihrer Stelle; auch das kunstvoll gegossene Standbild des Ritters bezeichnet den Burgplatz, auf dem einst die großen Versammlungen und Spiele gehalten wurden. Die Lage der alten Malstätten erklärt es, warum St. Georg so sehr die Bergeshöhen liebt.

Ein richtiger Georgenberg solcher Art ist der bei dem Dorfe Duschnik. Hier liegt ein Hügel mit Namen „Homole“ und darüber erhebt sich eine Georgskirche. Der Name „Homole“ bedeutet aber eine Leichenstätte, und das erklärt uns das Ganze, auch den Umstand, daß so viele Sagen besonderer Art an diesen räthselhaften Hügel sich knüpften. Alle aber gehen darauf hinaus, daß es hier nicht „geheuer“ sei, daß Geister im Hügel wohnen — St. Georg hat dem Orte Frieden geschafft. Der Hügel, so heißt es, ist über Roß und Reiter aufgeschüttet, also ein echtes Hünengrab — noch hört man in ihm mitunter Rossegewieher und das Stöhnen des Reiters. Oder es schlafen im Innern des Hügels Helden der Vorzeit, die wie Barbarossa aus dem Kyffhäuser einst wieder hervorkommen werden. Oder man weiß es noch genauer: der Hügel deckt die in der Schlacht bei Lodenitz im Jahre 1179 gefallenen Helden; darunter sei auch ein deutscher Fürst gewesen. St. Georgsstätten von solcher Eigenthümlichkeit erstrecken sich auch durch ganz Baiern. Ueberall wo der bekannte Drache oder Lindwurm einst hauste und nur durch dessen Besiegung dem Orte Frieden gewirkt ist, da ist eine geeignete Stätte für den heiligen Georg.

Man kann nicht wissen, wie viel von solchen Bräuchen her in die Heiligenlegende einging, oder wie weit wieder von dieser aus die Bräuche umgestaltet wurden. Nur das ist sicher, daß in Baiern derselbe Vorgang, den wir als „Heidenwerfen“ kennen lernten, in anderer Weise als Drachentödtung aufgeführt wurde. So erzählt die Sage, es habe zu Furth in Niederbaiern ein böser Drache gehaust, zugleich aber auch die Pest gewüthet. Nachdem der Drache besiegt worden war, hörte die Pest auf. Wie immer schrieb man also auch hier das Unglück der Krankheit der Einwirkung eines bösen Geistes zu, und indem man diesen bannte — den Drachen vernichtete — hörte die Plage auf. Deshalb führt man daselbst alljährlich den „Drachenstich“ auf, ein Volksschauspiel nach Art des Winteraustreibens, in welchem die Tödtung eines Lindwurms und die Befreiung einer Königstochter dargestellt wird. Denkt man sich, wie unsere Vorfahren thaten, einen bösen Geist als Drachen, so ist ein solcher, welcher den Menschen mit Krankheit und Tod bedroht, sicherlich ein Verschlinger desselben. Wer jenen tödtet, erettet den Menschen.

Das ist denn auch der Inhalt der Legende vom heiligen Georg. Er war, sagt sie, ein Prinz aus Kappadozien, tödtete einen Lindwurm, welcher eine Prinzessin verschlingen wollte und erettete diese. Im Bilde ist er ein schöner Jüngling auf weißem Roße in ritterlicher Rüstung, der die Lanze in den Drachen unter den Füßen des Pferdes bohrt.

Von solchen Drachenkämpfen weiß man in Oberdeutschland noch viel, und wiederholt stehen diese Sagen mit Pestsagen in Verbindung, so bei München, Hirschau und Frohnberg in der Oberpfalz, bei Schlanders, Leifers und Wilten in Tirol. In Wilten wurde der Besieger des furchtbaren Drachens ein Klosterbruder, und an der Stelle der That steht eine Georgskirche, und in dieser ist die Geschichte verewigt. Auch in Franken und Schwaben gibt es solche, und der Held ist sogar bald Siegfried, bald St. Georg. Der deutsche Name Siegfried erinnert sehr an den Beinamen „der Siegbringer“, welchen die Griechen dem heil. Georg geben. Eine Sage von Regensburg erzählt uns die Hauptsache noch ganz schlicht und genau. Es habe einst, sagt sie, zu Regensburg ein heidnisches Steinbild gestanden; da habe an dieser Stelle der heilige Hrodbert, der Apostel der Baiern, eine Georgskirche geweiht.

Auch in böhmischen und mährischen Städten steht die Gründungssage in Verbindung mit einer Lindwurm- oder Drachensage, ohne daß gerade der heilige Georg mitspielen müßte. Es heißt dann, ehedem habe hier, wo jetzt die Stadt steht, ein Lindwurm gehaust, bis ihn irgend jemand, häufiger mit List als mit Gewalt, beseitigt hat. Wenn man hiemit das voranstehende vergleicht, so dürfte sich als die einfachste Erklärung solcher Sagen die ergeben, es sei eine solche Stadt auf einem alten aus der Heidenzeit herrührenden Kultplatze erbaut worden, weshalb es hier vor jener Zeit „nicht geheuer“ gewesen sei. Solche vereinsamte Kultstätten und Begräbnißhügel hat es schon vor Anlage der deutschen Städte gewiß auch in jenen Grenzwaldungen gegeben, die man trotzdem im Allgemeinen als unbewohnt bezeichnete. Trifft man doch solche Stätten anderwärts auch mitten in der Steppe und in der Wüste. Bei Anlage einer Stadt hatte man aber häufig dieselben Bodenverhältnisse im Auge, wie bei der einer alten Malstätte, und so wurden die Kolonisten leicht dahin geleitet, diese zu wählen; dann war der Stoff zur Lindwurmsage gegeben, und schreckhafte Gemüther werden nicht ermangelt haben, das

ihrige beizutragen. Eine solche Gründungssage hat die Stadt Trautenau im Riesengebirgsgau. Sie hat sie sogar in ihrem Wappen verewigt, und man kann dieses, wenn man unsere Deutung annimmt, ein „redendes" nennen. Ein Baum und zu seinen Füßen ein Lindwurm ist ein ganz sprechendes Bild einer alten Malstätte. Vor dem Baume und über dem Lindwurme dehnt sich nun Thor und Mauer als das Kennzeichen der jüngeren, deutschen Stadtform; darin liegt vielleicht die ganze Geschichte des Platzes.

Wie nun St. Georg nicht immer nothwendig bei einer solchen Drachenthat hervortreten muß, so kennt ihn das Volk auch nicht bloß als Drachenbesieger. In letzterer Eigenschaft erscheint er vielmehr nur mit seinem Beinamen; sein eigentlicher Name Georgios bedeutet den „Landbauer", den „Bauer", und auch das trifft sehr günstig mit seinem Kalendertage; er ist in der That der richtige Bauernpatron und theilt in Baiern in dieser Hinsicht die Herrschaft mit dem genannten heiligen Leonhard, der ungefähr so die Herbstfeste (6. November) beherrscht, wie Georg die Frühlingsfeste. Von dieser Seite kamen nun eine Anzahl besonderer Bräuche zum Georgsfeste hinzu.

Die Thatsachen der alten Zeit, in welcher Viehzucht noch vor dem Ackerbau vorwaltete, waren, daß man um diese Frist für die ganze Dauer des Sommers die Sommerweiden bezog und vor diesem Auszuge, den übrigens naturgemäß jeder für sich beginnen konnte, die gemeinsame Malstätte besuchte, um da zu ordnen, was nothwendig nur von der Gemeinde geordnet werden konnte. Dazu gehörte der schon erwähnte nothwendig gewordene Viehtausch, und zu diesem Zwecke wieder trieb man das Vieh bei der Malstätte auf. Alte nordische Gesetze bestimmen noch ganz genau, wie man dabei das Vieh aufzustellen habe, daß es die übliche Ordnung nicht störe. Es soll nicht bis auf den Platz des Gerichtes selbst kommen, sondern in einer Entfernung aufgestellt werden, doch wieder nicht weiter, als daß man „den Balken" des Gerichtes noch sehe. Wenn man heute noch die Pferde für den Markt besonders aufputzt, so wird man wohl auch damals das Vieh zu diesem Auftriebe besonders geschmückt haben. Es ist leicht zu begreifen, warum man zu dem Glauben kam, es sei dem Vieh überhaupt nützlich und vortheilhaft, auch wenn es nicht vertauscht werden sollte, erst zur Malstätte geführt zu werden,

ehe man es in die Sommerweide schickte. Der Herr der Malstätte, erst ein Heidengott, dann ein Heiliger, nahm ihm gewissermaßen erst die Musterung, die „Parade" ab, und darauf lag ein Segen.

War die Herbstzeit nach der schon angeführten „Bauernregel" günstiger für den Eheabschluß, so war die Zeit des letzten gemeinsamen Beisammenseins vor der Trennung der Hirten vom Dorfe die der Eheversprechungen und Vorbereitungen; jene hatten wie alle Verträge nur Kraft, wenn sie auf der „Malstätte" geschlossen waren. Eine wichtige Vornahme aber, die uns heute ganz fremd geworden ist, war nothwendig durch den Viehaustrieb bedingt — die „Hegung der Wiesen". In Urzeiten besaßen nämlich die Bewohner eines Dorfes den Grund noch gemeinschaftlich. Sie theilten ihn dann alle Jahre auf's Neue zur Benützung in möglichst gleichen Loosen aus; das geschah am einfachsten durch das „Loos", daher der Name der Landloose. Allmälig bildete sich wohl eine feste Grenze aus zwischen demjenigen Boden, den man so alljährlich als Acker benützte, und demjenigen, der immer unbebaut blieb. Dieser war in ältesten Zeiten nichts als eine Allen offenstehende Viehweide. Tacitus hebt es noch hervor, daß unsere Vorfahren zu seiner Zeit es nicht verstanden, Heu zu machen. Sie hatten also keine „Wiesen", sondern nur Weiden. Als man aber später auch anfing Heu zu machen, da suchte sich jeder ein Stück dafür aus der Weide aus, mußte es aber einzäunen, wenn er es der Beweidung entziehen wollte. Man machte zunächst aber nur einmal des Jahres Heu, und nach der Heuernte fiel der Zaun wieder weg, damit wieder Jedermann Nutzen aus dem Stücke ziehen könnte. Daher mußten die Wiesen im nächsten Frühlinge immer wieder neu ausgewählt und eingezäunt werden, was man das „Hegen der Wiesen" nannte. Das setzte aber ein Einvernehmen der Weidegenossen voraus, das man wieder nur auf der Malstätte treffen konnte.

Darum heißt es also bis heute noch, „St. Georg hege die Wiesen ein"; darum veranstaltet man heute noch, wo dieser Termin gilt, zu St. Georg Viehaufzüge, besucht eine Malstätte, hält dort Markt und Tanz und hält etwas darauf, gerade zu St. Georg eine „Bekanntschaft" zu machen. Da ferner mit der Sommertrift ganz neue Arbeitsverhältnisse eintreten, so wird es nothwendig, um diese Zeit die nothwendigen Arbeitskräfte sich zu verschaffen und aufzunehmen. Daher ist St. Georg Termin-

tag für das Gesinde und den Dienstwechsel. Ja die ruthenischen Bojken wechselten sogar an diesem Tage ihre „Hausgötter", als stünden auch die zu ihnen in einem Dienstverhältnisse. Bei ihnen ist aber auch St. Georg schon eines der Hauptfeste des Jahres, dem sogar ein „heiliger Abend" vorhergeht.

Je weiter nach Osten, desto mehr tritt eben die Bedeutung dieses Terminheiligen hervor, der in der griechischen Kirche eine viel größere Rolle spielt, als in der abendländischen. Von da reicht seine Geltung durch Oesterreich bis über Baiern hinaus, doch nach Westen und Norden zu immer mehr abnehmend. Indeß dringt sie wieder von Nordwesten her auf einem anderen Wege vor. Indem nämlich einst die Kreuzfahrer bei den Griechen unseren Heiligen als den eigentlichen „Siegbringer" kennen lernten, und sie gar nicht mit Unrecht den erlegten Drachen auf das Heidenthum und dann weiter auf die „Ungläubigen" überhaupt deuteten, wählten sie gerade diesen Heiligen zu ihrem besonderen Schutzheiligen, wie er es heute noch für das russische Reich ist. Auf diese Weise nun brachten insbesondere die Normannen die Verehrung dieses ritterlichen Heiligen nach Nordfrankreich und England, und so wurde er auch ein besonders angesehener Patron in diesem Reiche, und seine Verehrung verbreitete sich von da aus wieder weiter nach Deutschland.

Bei den Griechen gehört fast immer eine Kirche dem heil. Georg, wenn ein Ort mehr als Eine besitzt. Das wunderthätige Originalbild Georgs will ein Dorf unweit Magnesia in Kleinasien besitzen. Es wird daselbst alle Jahre einmal in feierlichem Umzuge um seine Kapelle getragen. Dieser Brauch ist auch nach dem Abendlande übersiedelt. Das Fest auf dem „Georgenberge" bei Braunau habe ich selbst noch als ein Bild in der Erinnerung, wie es ungefähr in Urzeiten der Auszug zur Malstätte gewähren mußte. Wie zur Osterzeit, doch noch weit zahlreicher, zogen Jung und Alt aus den Dörfern und aus der Stadt über Wiesen, auf denen die ersten Blumen blühten, Butterschmirgeln, „Keilhacken" und „nackte Mäde" — Primeln und Anemonen sagt man hochdeutsch. Es war ein Freudenfest der Kinder und selbst dem Alter noch nicht gleichgiltig geworden. Die Jungen trugen dabei immer dieselben, in bestimmter Weise gezierten Stecken. Die Kirche steht auf einer steil abfallenden Landzunge; rings herum hat sich ein bunter Markt ausge-

breitet. Hier lagern Burschen und Mädchen, und die kleinen Marktgeschenke besiegeln die Verträge. Tanz und Gelage aber — ehedem wohl auf der waldumsäumten Wiese — hat sich hinab in's nahe Wirthshaus gezogen. St. Jörg hält an diesem Tage immer noch seinen „Aus- und Einritt". Bauernburschen trugen das ziemlich große hölzerne Reiterbild auf ihren Schultern um die Kirche, und der Schall der Glocken verkündete diesen Festakt dem ganzen Lande. Einst kam keine Hausfrau mit leeren Händen zu diesem Feste; sie brachte ihre Beisteuer zum Malzeitfeste; insbesondere war es diesmal Butter, die man gern darbrachte und entgegen nahm; man konnte sie für die Zwecke der Kirche zur Lampenspeisung verwenden.

Noch Ursprünglicheres hat sich in Baiern erhalten. In Gaishof und Leonhard in Niederbaiern, in St. Jörgen in Oberbaiern und anderwärts hält man am Georgentage feierliche Umritte, an welche sich Einsegnungen der Pferde anschließen. Im Traungau bezeichnet ein alter Brauch noch den Uebergang zur Grünfütterung, indem man gerade am Georgiabende junges Gras mit der Sichel schneidet und mit geweihtem Salze bestreut dem Viehe vorlegt. Dadurch gelangt das Vieh zugleich zu einem Schutze gegen die Einflüsse, die ihm auf der Weide begegnen können.

Indem die Dienstboten an diesem Tage den Dienst wechseln oder „störzen", bleibt die Zeit zwischen den zwei Dienststellungen eine freie, sogenannte „Schlenkerzeit", und daher schreibt es sich wohl, daß da und dort die Georginacht als eine „Freinacht" der ledigen Burschen gilt. Es wird ihnen dann allerlei Muthwillen, den sie in dieser Nacht treiben, nachgesehen. Sie scheinen dabei des Augenblickes des Wechsels sich freuen zu wollen, indem sie einmal unter Keines Botmäßigkeit stehen.

Dem Masuren ist der Georgitag immer noch der Pferdefeiertag, wie der nach katholischem Kalender vorangehende der der Ochsen. Darum sagt sein Sprichwort: „St. Adalbertstag ist der Ochsen Freude." An jenem Tage läßt er die Pferde, an diesem die Ochsen von aller Arbeit ruhen. Der Tscheche bezeichnet den Georgstag als die richtige Frühlingsgrenze, indem er an ihm die weiße Mehlschwalbe wiederkehren läßt. Darum nennt er sie Jiříček, das Jörgensvögelchen.

Das richtige Kennzeichen einer hohen Festzeit hat sich im Osten wenigstens auch beim Georgitage erhalten; auch an diesem öffnen sich

Himmel und Erde; aber fern von einer größeren christlichen Feier hat der Mensch dieser Erinnerung eine sinnlichere Wendung gegeben. Dazu boten wieder die bekannten Geisterthiere, Schlangen, Kröten und ähnliche den Anlaß, indem man aufhörte sie als Geister zu betrachten, im Uebrigen aber an der alten Erinnerung festhielt. In Böhmen heißt es heute noch, St. Georg öffne den Schlangen die Erde, so daß sie hervorkommen; aber man weiß es nicht mehr, daß das Geister seien. Man nimmt es nur noch wörtlich und hat sich die Sache recht wunderlich zurechtgelegt. Die alte „heilige" Scheu vor Schlangen und Kröten ist noch immer im Volke geblieben. Man fürchtet diese Thiere als giftig, und weiß doch auch wieder, daß man sie einst als der Menschen Wohlthäter betrachtet, ja verehrt hat.

Man sagte uns Kindern deshalb, daß alle diese Kriecher wohl entsetzlich giftig wären und die arme Blindschleiche am giftigsten — sie hätte durch sieben eiserne Thore gebissen, wenn sie der Herr nicht blind gemacht hätte —; aber gerade das sei die Wohlthat für die Menschen. Vor St. Georg stecken die Schlangen und Kröten in der Tiefe der Erde und die Molche und Frösche am Grunde der wilden Brunnen. Da seien sie ohne Gift, aber die Erde und die wilden Brunnen seien giftig. Darum kann man vor Georgi die Frösche ohne Gefahr essen; aber es ist gefährlich vor Georgi mit bloßem Fuße die Erde zu betreten und aus einem freien Wasser zu trinken. An Georgi aber werden die Frösche und alle Kriechthiere giftig, sie kriechen aus der Erde und aus den Brunnen hervor und nehmen alles Gift der Erde und des Wassers an sich. Darum fingen wir am Georgitage an barfuß zu laufen und hörten auf Frösche zu fangen. So wollte es damals die Naturgeschichte. Nur warum sich das Alles gerade an Georgi ereignete, das wußten sie nicht. Es war doch ein seltsamer Widerspruch, daß er, der das große Gewürm getödtet hatte, all dem kleinen das Leben gab.

In England, wohin wie erwähnt, die Kreuzfahrer die Georgsfeier gebracht haben sollen, hat sie sich nach einer andern Richtung hin entwickelt. Auch bei uns war man nicht weit davon. Wenn man schon die hölzerne Figur des Ritters mit seinem Lindwurm um die Kirche reiten ließ — konnte man da nicht dazu kommen, lieber die ganze prächtige Geschichte darzustellen: ein Ritter, ein Lindwurm, eine herrliche Prinzessin

und ein dankbarer König, dazu die glänzende Rüstung und der stattlichste Schimmel, das war ein fertiges Schauspiel! Ein solches „Miraclespiel" hat man wirklich in England daraus gemacht, und es ist bis auf unser Zeitalter in Volksgunst geblieben. Nur hat man auf dem Lande für seine Aufführung die Weihnachtstage gewählt.

Ehedem wurde das Georgenfest nicht, wie heute, den Sonntag darauf, sondern am Kalendertage (24. April) selbst gefeiert. Dann traf den Tag darauf der Markusbrauch gerade so damit zusammen, wie das Todaustragen mit dem Osterfeste. Nur hat der Markusbrauch ein rein christliches Gepräge. Nach alten Aufzeichnungen hat man an diesem Tage die Kreuze hinausgetragen gegen den „jähen Tod", d. i. die Pest, und die ältere Kirche nannte den Tag darum den Tag der „schwarzen Kreuze". Auch an diesem Tage besucht man processionsweise drei solche Punkte, wie sie vielfach als alte Malstätten oder als Stellen, an denen einst ein Menschenleben verunglückt ist, ohne daß man über den Zustand der Seele Beruhigung hat, gekennzeichnet sind.

Seit Gregor der Große den Umzug in dieser Absicht eingerichtet hat, richtete sich dieser auf die Befreiung von den Gefahren der Seuchen und schweren Krankheiten. Daß aber solche von dem Uebelwollen unversöhnter oder ungebannter Geister herrühren, hat noch das ganze Mittelalter angenommen. Da war es also ganz zweckmäßig, gerade solche Plätze aufzusuchen, um so mehr als gerade wieder die alte Festzeit des Georgstermines die Unterwelt geöffnet hatte. Wie aus ähnlichem Anlasse die Domherrn zu Halberstadt den „Kegel" umwarfen, so pflanzte man jetzt auf jene Stätten das Kreuz auf, und das bannte den Spuk und die Gefahren.

Das Maifest und der Maibaum, Maikönige und Maigrafen.

In Nord- und Nordwestdeutschland, wo der Georgskult weniger hingedrungen ist, hat sich die alte Frühlingsfestzeit, so viel auch die benachbarten großen Feste des Christenthums von ihren Bräuchen mitaufnahmen, doch noch völlig selbständig und ohne jede Anlehnung an ein

Kirchenfest erhalten. Sie fällt in die Zeit, die uns allen als der eigentliche Sommerbeginn vertraut ist, in die Zeit des beginnenden Mai, da die Bäume alle grünen und die zarteren Vögel, die Schwalben und Nachtigallen sich zu uns gewagt haben; auch der Kuckuck muß gerufen haben. Von Norddeutschland aus hat dann die Maifeier mit den deutschen Kolonisten sich immer weiter verbreitet; ihr eigentlicher Träger war der Sachsenstamm. Dieser hat uns manches Alterthümliche bewahren können, weil er unter allen deutschen Stämmen am spätesten und unwilligsten christliche Sitten annahm, alte verläugnete.

Gerade den Ersten des Monats haben unsere Voreltern zweifellos nicht ohne Hilfe des römischen Kalenders heraussuchen können, mit dem sie ja frühzeitig über den Rhein weg Bekanntschaft machten. Die heilige Walpurgis, die gerade den ersten Mai bezeichnet, aber selbst erst im 8. Jahrhunderte lebte, kann mit dem unendlich älteren Festbrauche in keiner Verbindung stehen, obwohl ihr Name — die „Todtenbergerin" — recht gut zu einem echtheidnischen Feste paßte, das alle Todten zum Leben erweckt. Wenn je zu einer Zeit der fromme Christ eine Zuflucht brauchte vor den anstürmenden Mächten der Geisterwelt, vor Hexen und Hexerei, so mußte es die besondere Schutzheilige jenes tollen Tages sein; darum ist auch Walpurgis die Patronin gegen Zauberei geworden.

An die benachbarten christlichen Feste haben sich nur immer einzelne Stückchen der alten Gesammtfeier angehängt; das echt sächsische Maifest aber hat noch Alles erhalten: den Aufbruch vom Winterhause zu den Sommerweiden in den Bräuchen des festlichen Viehaustreibens, die Vereinigung am Mal in der Maibaumerrichtung, die Geschäfte und Thätigkeiten daselbst in den zahlreichen, mitunter höchst alterthümlichen Maispielen und den mit alldem verbundenen heidnischen Gottesdienst in der Entfesselung aller Teufel und Hexen, alles Zaubers und Spukes.

Der Festanlaß des ersten Viehaustriebes hörte in den schmalen Thälern Westfalens und in den Niederungen an der See auch dann nicht auf, als aller Grund schon an die Einzelnen vertheilt war. Wie man in den Alpen die Thiere im Frühlinge auf die Alm treibt, von der sie erst im Herbste zurückkehren, während für die Hirten oben eine Art Sommerwohnungen eingerichtet sind, so durchschwimmen auch heute noch jedes Frühjahr Viehheerden den einen Arm der Oder, um dann den

ganzen Sommer über auf der freien Weide einer Insel zu bleiben. Sonst aber hat man in den grasreicheren Niederungen, wie auch in den für Ackerbau zu schmalen Flußthälern des oberen Westfalen für jede Viehherde einen Weideplatz als Koppel ausgezäunt; auch hier bleibt das Vieh, wenn es einmal herausgekommen ist, Tag und Nacht. Im Riesengebirge bezieht man mit dem Vieh, wie in den Alpen, die Bergweiden und Sommerbauden. Da sich darum ein solcher Austrieb nicht wie unser Viehweiden täglich wiederholt, sondern nur einmal des Jahres vorkommt, so muß er einen festlichen Anstrich bekommen. Doch ist die Zeit naturgemäß nach den klimatischen Verhältnissen eine verschiedene. Für Westfalen ist der 1. Mai der Haupttermin, für Nord- und Ostdeutschland vielfach das spätere Pfingsten, für das Riesengebirge gar erst Johann der Täufer, und auf diesen Termin fallen auch die betreffenden Feste in Schweden und Norwegen. In Böhmen ist die Koppelweide, von Pferden abgesehen, fast unbekannt; was also da noch vorkommt, kann nur die Erinnerung an eine ältere Zeit sein, und diese hält zum Theil an St. Georg, zum Theil am 1. Mai fest. Natürlich können solche Festbräuche aber auch übertragen, insbesondere durch Einwanderer aus einer Gegend in die andere verschleppt sein, ohne daß die klimatischen Verhältnisse zutreffen.

Bevor man im Bergischen (Westfalen) die Heerden in die Koppeln eintrieb, hielt man mit denselben am 1. Mai förmliche Umzüge durch die Aecker; „man trieb auch das Vieh, die Rinder, Kühe, Pferde, Schafe in diesem Umzuge mit“. Natürlich erwartete man nun auch wieder, daß das dem Vieh, wie es eben ein alter, geheiligter Brauch war, zu einem besonderen Segen gereichen werde. Ein Restchen solcher Sitten sind die wenn auch nicht immer zum selben Termine in Nordböhmen noch erhaltenen Umzüge der „Saatgängervereine“ und ähnliches. Nur haben diese allmälig das Vieh daheimgelassen, wenn sie nicht etwa noch reiten, wie in der Bodenbacher Gegend. Wäre einstmals mit diesen Umzügen, die sich jetzt oft mit irgend einem Heiligenbilde decken, nichts verbunden gewesen, als die Erflehung des Segens für Feld und Vieh, so hätten die Synoden und Bischöfe wirklich keinen Anlaß gehabt, gegen dieselben als „teuflischen“ Unfug zu eifern. In Westfalen hörten seit dem 16. Jahrhunderte die Verbote nicht auf. Darum starb hier endlich die Sitte, gegen

die schon der Bekehrer Bonifaz und der Gelehrte Rhabanus Maurus geeifert hatten, weil sie noch den Zusammenhang mit den altheidnischen Zusammenkünften auf der Malstätte vor sich sahen, immer mehr ab.

Auch in den Erzgebirgsgegenden läßt man das Vieh gerade am ersten Mai einen Spaziergang machen; muß es dann aber durch allerlei Vorsichtsmaßregeln sehr vor Behexung in Acht nehmen. Ein solches festliches Viehaustreiben findet, das Riesengebirge ausgeschlossen, vereinzelt noch in ganz Böhmen, vom Böhmerwalde bis Mähren hinein, statt. Hier hat sich sogar noch der eigentliche Zweck des Brauches besser erhalten, indem man bei diesem ersten Austriebe „Kreuzwege" und „Martern", also vorzugsweise und so weit es möglich war, alte Kult- und Malstätten aufsuchte. Daher war also einst der „Segen" dieses Brauches gekommen. Selbst die Festmahlzeit fehlt bei diesem Vorgange nicht, indem man eine solche in alter Weise aus einfachen Speisen anrichtet. Wo man einen besonderen Hirten hält, dort spielt dieser dabei natürlich die Hauptrolle. Das Fest heißt das „Kuhfest" (kravčí hody).

In Westfalen schließt sich daran eine Art Rindertaufe, die man an der jährigen Kuh, die zur Milchkuh gezogen werden soll, vollzieht, ehe sie zum ersten Male mit auf die Weide geht. Früh am ersten Maimorgen versammeln sich im Hofe um das Thier die Hausbewohner und Nachbarn, während der Hirt in den nahen Wald geht, um einen, von der Frühsonne beschienenen Ebereschzweig abzuschneiden. Mit diesem schlägt er dann das Rind dreimal auf den Rücken, indem er einen alten Spruch dazu spricht, und dabei den Namen einflicht, den fortan die junge Kuh führen soll. Der Hirt empfängt als Lohn Eier zum Mahle, und mit deren Schalen, bunten Bändern und farbigem Papier schmückt er den genannten Zweig, den man das „Quickreis" nennt. Er steckt es dann über die Stallthür als ein Schutzzeichen für die Kuh, welcher die Berührung mit demselben die Kraft, dereinst reichlich Milch zu geben, ertheilt hat.

Da die alten Malzeichen auf den Malstätten seit der Bekehrung gestürzt, oder durch Kreuze, Kapellen und Heiligenbilder verdrängt waren, so war es, wie wir nun schon wiederholt sahen, bei jeder wiederkehrenden Festzeit nothwendig, gerade für deren Dauer immer

wieder neue zu setzen. Solche „Bäume“ — „Osterbäume“ lernten wir schon kennen — gehören daher auch jeder Festzeit an, aber die „Maibäume“ sind doch die bekanntesten unter ihnen; man muß also auch einst insbesondere das Maifest durch die Setzung des Baumes ausgezeichnet haben, wiewohl er an vielen Orten auch gerade wieder als Pfingstbaum auftritt. Ist doch überhaupt die ganze Zeit von Ostern bis Pfingsten und selbst darüber hinaus noch bis zum Frohnleichnamsfeste voll Feiertage. Gewöhnlich bleibt denn dann auch der „Maibaum“ Wochen lang stehen.

Die eigentliche und richtige Stelle desselben ist der Dorfplatz, da wo sich einst das junge Volk nach Tagesmühen zu Tanz und Spiel zusammenfand, in südslavischen Gegenden noch zusammenfindet. Wollen wir diesen „Baum“, gleichviel ob er im Mai oder in der entsprechenden Herbstzeit gepflanzt sei, in seiner älteren Bedeutung kennen lernen, so laden uns dazu die Gegenden an dem linken Ufer der Unterelbe besonders ein. Hier, in der heutigen Altmark und im Lüneburgischen lag einst das sogenannte Wendland. Auch bis dahin waren nämlich nach den deutschen Völkerwanderungen Slaven, sogenannte Wenden vorgedrungen. Indem die Reste derselben erst sehr spät zum Christenthume bekehrt und durch die deutsche Kolonisation von jedem Zusammenhange mit ihren Stammesgenossen jenseits der Elbe völlig abgeschnitten, überhaupt aber vereinzelt wurden, so waren sie außerordentlich geeignet, das Alte getreu festzuhalten, selbst dann noch, wenn sie ihre Nationalsprache aufgegeben hatten. In diesen Gegenden wollen wir uns also nach der Bedeutung jenes Baumes umsehen, der hier allerdings jährlich nur einmal und zwar in der Herbstzeit erneuert wurde, im übrigen aber das ganze Jahr als das Heiligthum des Dorfes stehen blieb, ganz so wie eben bei uns eine Kapelle mitten auf dem Platze steht.

Das Christenthum hatte die Sitten in diesen alten Wendländern nur wenig und äußerlich berührt; konnten sich doch die deutschen Missionäre zur Noth die Kenntniß der Sprache verschaffen. An dem wendischen Baum ist nur so viel christlich, daß ihm ein Kreuzzeichen beigefügt worden war, und man ihn darum fortan einen „Kreuzbaum“ nannte. Bei ehemaligen Wenden in der Gegend der Stadt Salzwedel kannte man nicht einmal die jährliche Erneuerung dieses Baumes,

sondern man pflanzte nur ein für alle Mal einen Eichenstamm auf, und ließ ihn daselbst stehen, bis er vor Alter umfiel; nur gestattete dann die Sitte nicht zu irgend einer andern Zeit, als um Mariä Himmelfahrt (15. August) einen neuen zu setzen. Der Platz um den Baum herum war heilig, und es wagte es kein Wende, ihn mit unsauberen Füßen zu betreten. Man sagte, daß sich ein Geist in dem Baume, oder „an der Stelle des Baumes" aufhielt, der das und jenes nicht leiden wollte. Man nannte diesen Geist, obwohl man sich ihn männlich dachte, im Deutschen die „Stäte" — aber dieses Wort ist gewiß nur der wendische Name für den Baum selbst; auch im Tschechischen heißt ja Štěk der Pfahl. Von diesem Pfahl in der Mitte der Ansiedlung mag mancher slavische Ort den Namen haben. So kommt in Pommern dreimal der Name Stettin vor, und auch unser Wegstädtl führt im Tschechischen einen ähnlichen Namen. Zu Rebersdorf oder nach Anderen zu Dangsdorf geschah es einmal, daß der Dorfbulle von der Weide kam und seine Lende an dem Baume scheuerte; da fiel „Stäte" auf ihn und schlug ihn todt. Das nahmen die Bauern für ein sehr schlimmes Zeichen. Wenn zu Bülitz oder überhaupt im Gaue Dravan bei Uelzen ein neuer Baum aufgerichtet wurde, dann gab es im ganzen Dorfe ein großes Fest. Häuser, Ställe, Küchen, Keller, Kammern und Stuben, Alles wurde an diesem Tage mit Bier oder Branntwein begossen, und man wußte dafür wieder nur den Grund, daß „Stäte" es so haben wolle, und wenn es nicht so geschähe, so würde man am Vieh den Schaden spüren. Im Kirchspiele Prodöhl trieb man — wahrscheinlich zur Maizeit — das Vieh um den Baum, damit es dann in diesem Jahre gedeihe. Man trug wohl auch ein großes Wachslicht um den Baum und sprach dabei einige alte wendische Worte.

Ja, man sagte, daß ein Greis noch täglich vor dem Baume niedergekniet sei und eine besondere Andacht gehalten habe. Kam vor Zeiten eine junge Frau aus einem anderen Orte durch Heirath in ein solches Wendendorf, so mußte sie — um aufgenommen zu werden — erst einen Tanz um den Kreuzbaum thun und in dessen Spalte einiges Geld als ein Opfer stecken. Der Baum diente auch zu Heilzwecken. Spürte jemand irgend einen Schaden, so ging er an den Baum und rieb die schmerzende Stelle an demselben; er mußte

aber dann auch ein kleines Geldopfer zurücklassen. An diesem Gelde der Malstätte wagte niemand sich zu vergreifen.

Ein solcher Kreuzbaum war 20 und mehr Ellen hoch und trug oben ein hölzernes Kreuz, woher der Name. Darüber aber war noch ein älteres Wahrzeichen angebracht, ein eiserner Vogel, genauer ein Hahn. Sei es nun, daß der Baum gefallen war, oder daß man, wie schon in einigen Dörfern überhaupt jährlich einen neuen setzte, immer geschah es vor Mariä Himmelfahrt. Dann ging das ganze Dorf in den Wald, wählte den Baum, und jeder Hauswirth that einen Hieb, bis der Baum fiel. War dann derselbe zugerichtet und im Dorfe aufgestellt, so „segnete" ihn der Schulze „mit einem Glase Bier ein". Darauf richtete man ein allgemeines Zechgelage an, und man behauptete, wenn das Alles nicht geschähe, so würde das Vieh nicht gedeihen.

Es ist nun gar nicht zu bezweifeln, daß wir es hier mit dem alten Malzeichen auf der Malstätte zu thun haben, und daß unser Maibaumsetzen trotz der Verschiedenheit der Zeit im Grunde gar nichts anderes ist. Der einzige Unterschied ist nur der, daß der Malbaum, so lange er noch geduldet wurde, oder wenn er sich durch die Annahme der Kreuzform diese Duldung gewissermaßen erschlich, nicht zu jedem Feste aufs Neue gesetzt zu werden brauchte, sondern ein für allemal dastand, wie der Roland auf dem Markte zu Bremen und das Heiligenbild auf mehreren böhmischen Ringen. War jenes aber nicht der Fall, hielt man sogar das Stürzen des Males für das Verdienstlichste an der ganzen Sache, so mußte man bei jedem Feste immer wieder einen neuen Malbaum setzen und der des Maifestes ist eben der Maibaum.

Diese Sitte war einmal in ganz Deutschland, einschließlich ganz Böhmens üblich, und es haben sich außer in Norddeutschland Reste derselben in Süd- und Nordböhmen, in Schlesien, Baiern und Schwaben erhalten. Auch in Frankreich war es einst Sitte, gerade am ersten Mai und zwar bezeichnender Weise an „Kreuzwegen" solche Bäume zu errichten. In der vollkommensten Form dürfte sich der Brauch in den deutschen Dörfern Südböhmens erhalten haben, wo man wie beim Todaustragen noch den Baum mit der Menschengestalt zu vereinigen weiß, indem man an einen bis in die Krone hinauf geschälten und oben bunt geschmückten Baum eine lebensgroße männliche Puppe befestigt.

Indem man diese aber nur in roher Weise herstellen kann und selbstverständlich nicht gerade mit den kostbarsten Kleidern bedeckt, gewinnt das wohlgemeinte Kunstwerk allerdings sehr den Anschein, als wollte es einen Strolch am Galgen darstellen. Dem entsprechend hat sich ja auch die ganze Sache zum Scherze gewendet; aber der möglichst hohe Puppenbaum wird immer noch mitten auf den Dorfplatz gepflanzt, da wo seine richtige Stelle ist. Hätte es aber gar keinen Grund gegeben, diese alte richtige Form zu verlassen, so hätten schon die zahllosen Verfolgungen dazu geführt, die gerade über diesen guten Maibaum hereinbrachen. Erst witterte man in ihm den Duft des Heidenthums, dann begann das Waldeigenthum immer knauseriger zu werden, und man muß sich nur wundern, daß das Volk überhaupt noch von einem Maibaume spricht.

Schon der heilige Bonifaz, Lutgar und andere Bekehrer eiferten auch gegen den Maibaum, weil sie in ihm ganz wohl noch das „Teuflische" erkannten. In Frankreich verbot Ludwig der Heilige im Jahre 1257 die Sitte und allmählig rückten die Verbote an den Rhein und immer weiter nach Osten. Fing man doch auch im Westen jüngst mit dem Holze zu sparen an. Nach dem dreißigjährigen Kriege verbot der Pfalzgraf Philipp Wilhelm in seinem Gebiete das Maibaumsetzen wegen des Schadens, den dadurch die herzoglichen Forste erlitten, und Karl Theodor, der Kurfürst von der Pfalz und von Baiern verbot das ganze Maifest bei Prügelstrafe und Gefängniß. Seit Ende des vorigen Jahrhundertes traten die Verbote überall auf; auch in Böhmen ging man 1775 gegen die Maibäume vor. Wäre die Uebung nicht ganz allgemein gewesen, so hätte man damals unmöglich den damit verbundenen Forstschaden so hoch anschlagen können.

So von seiner Bahn frühzeitig abgedrängt, nahm der Brauch verschiedenerlei neue Formen an. Die Beziehung des Maibaumes zu Liebes- und Brautpaaren veranlaßte eine Vervielfältigung desselben in kleinerem Formate, indem man anfing, den einzelnen Mädchen des Dorfes als Zeichen der Aufmerksamkeit ein Bäumchen vor das Haus zu stecken. Die Beschränkung führte dahin, daß die Kinder je ein kleines Bäumchen wie beim „Todaustragen" benützten, und endlich blieb nichts übrig, als die Maienreiser, mit denen sich an verschiedenen Frühlingsfesten in einzelnen Orten immer noch die Häuser schmücken.

Auch das oben genannte „Quickreis" über der Thür des Kuhstalles gehört hieher.

Gerade bei der Versammlung auf der Malstätte im Frühlinge war einstmals noch mehr vorgenommen worden als Handeln und Eheschluß, obgleich auch das immer wesentlich blieb. Man kam gerade zu dieser Zeit zusammen, um Eroberungszüge oder andere Kriegsunternehmungen von hier aus zu beginnen. Man wählte dafür Führer, Herzoge und Heerkönige. Später, als viele deutsche Stämme zu einem Reiche zusammengeschlossen waren, entstanden auf nicht unähnlicher Grundlage die großen „März-" und „Maifelder", auf welchen die Frankenkönige die großen Heeresmusterungen abhielten. Es läßt sich denken, daß schon frühzeitig die Burschen daheim auf der Maltstäte des Kirchspiels oder des Dorfes nachahmten, was die Männer auf dem Maifelde thaten.

Darum hören wir denn so viel von der Wahl von „Maigrafen" und „Maikönigen", die fortan ein förmliches Regiment im Staate der jungen Leute führen. Aber mit diesem kriegerischen Scheine verbindet sich immer wieder das friedliche Liebesspiel. Die Zeit, wo die meiste Feldarbeit gethan ist, und die Heumahd noch im weiten Felde steht, die Zeit um Pfingsten ist allerdings die günstigste für solches Spiel; aber der 1. Mai beginnt sie gewissermaßen einzuleiten, und darum finden sich schon jetzt die Paare zusammen, welche die kommende Freudenzeit gemeinsam genießen wollen. Trotz aller Verfolgungen dieser Feste, haben sich im Westen Deutschlands bis heute noch förmliche Organisationen dieser Art erhalten.

„Die jungen Burschen der Landgemeinde", so schildert uns Montanus ein solches Fest, „versammeln sich am Maiabend unter der Linde und heben den Maigesang an, der von den Mädchen fern vom Dorfe her erwidert wird.

Dann werden der Maikönig gewählt und die Maigrafen, die ihm als Richter zur Seite stehen. Der König wählt hierauf die Königin und ruft sie aus, worauf Jubel und Lieder. Sodann wird die Liste der Jünglinge der Gemeinde und der Jungfrauen auf's Neue aufgestellt. Die im verwichenen Jahre geheiratet haben oder verstorben sind, werden gestrichen, neue aufgestellt. Dann werden die Jünglinge nach der Reihe

von dem einen Maigrafen aufgerufen, und die Versammlung ruft fragend: Wer soll seine Liebste sein? Dann ruft der andere Maigraf den Namen der Jungfrau, die ihm zugetheilt wird, und so die ganze Reihe hindurch. Burschen unsauberen Wandels fürchten dabei zu erscheinen; ihre Schande wird ausgerufen. Mädchen unlautern Rufes werden niemanden zugetheilt, sondern darüber wird der Spruch gefällt, daß man ihnen Häcksel vor die Thüre streue oder einen Kirschbaumzweig stecke oder aber einen Strohmann vor dem Hause errichte. Auch wird bestimmt, welchem Mädchen der ehrende Maibaum vor die Thüre gestellt werden solle.

Damit wird denn sofort begonnen und eine schöne Linde oder ein Maibuchenast, der in Bereitschaft gehalten, dazu verwendet. Vergoldete weiße und bunte Eier, Blumen und Bänder sind noch besondere Zierden des Maibaumes. Je größer der Baum, desto größere Ehre. Unter Liedern wird er gepflanzt.

Am Maimorgen geht der Bursche zu dem ihm in der sogenannten Maisprache zugetheilten Mädchen, bringt Spruch und Gruß und empfängt Dank und einen frischen Maiblumenstrauß. Zur Maikönigin gehen dann Alle mit einander mit Gesang, krönen und schmücken sie mit Blumen und bezeigen ihr Achtung und Unterthänigkeit."

Auch die Kirche nahm früher an dem harmlosen Feste theil. Auch sie schmückte sich mit frischen Blumen, und der Kantor ergötzte die fromme Gemeinde, indem er den lieben Kuckuck aus der Orgel rufen ließ. „Nachmittags begann der Tanz unter der Linde. Dahin gingen die Burschen, die Mädchen nicht auf's Gerathewohl, nicht stellten sie dem Zufall anheim, welche Tänzerin ein Jeder finden sollte. Jeder Bursche holte sich seine Tänzerin in dem Hause ab, und die ihm zugetheilte Jungfrau an der Hand trat der Jüngling zum Maireigen, der nach züchtiger Sitte unserer Väter nur bis zur Abenddämmerung währte. Vor Dunkelheit mußte jeder Jüngling sein Maimädchen heimgebracht haben. Das war Mairecht, und die Maigrafen sahen streng darauf. Das Mädchen aber, das dem Burschen zugetheilt war, das behielt er auch bis zum anderen Maiabend und hatte es zu Kirmes und Johannisreigen, zum Vogelschießfeste und zum Schwingtage zu führen und dann heimzugeleiten. Das Maikönigspaar hatte überall den Vortanz, und der König mit seinen Grafen entschied über alle Zwiste in Liebeshändeln, sie rich-

teten über die Sittlichkeit und Zucht; sie leiteten auch die übrigen Volksfeste."

Wie erwünscht unseren Vorfahren eine Quelle oder ein Brunnen in der Nähe der Malstätte sein mußte, ist leicht zu ermessen. In Wirklichkeit treffen wir diese Verbindung häufig genug, und insbesondere in Berggegenden, wo man nicht an beliebiger Stelle nach Wasser graben konnte, war man gezwungen, darauf zu achten. Selbst in christlichen Kirchen, von denen man dann vermuthen kann, daß sie auf einer solchen alten Weihstelle erbaut worden seien, ist uns diese Verbindung mitunter gewahrt geblieben. So entspringt in der Kirche des schon genannten bergischen Dorfes Schlebusch eine Quelle unter dem Altare.

Darum sind die insbesondere im Lande Berg üblichen „Maibrunnenfeste" auch nichts anderes als Maifeste an der Malstätte. „Am Maiabend werden die Trinkquellen gereinigt und Lämpchen und Kerzen dabei angezündet, an die nahestehenden Bäume befestigt und unter Liedern bewacht. Am anderen Morgen werden zum Schmucke der Bäume Blumen gepflückt und Kränze gewunden. Auch die Eier fehlen nicht dabei. Man legte sie zwischen die Blumen an den Brunnenrand. Nachmittags beim Maireigen werden Kuchen daraus gebacken und gemeinschaftlich verzehrt."

Wieder in anderen Orten, auch in Süddeutschland, findet ein „Mairitt" statt, und „Maigrafen" kennt ganz Niederdeutschland, aber auch Dänemark, auch Schweden. In den meisten Gegenden aber ist der alte Brauch wieder nach zwei Seiten hin auseinander gefallen. Auf der einen Seite ist von Mairitt und Malbesuch nichts übrig geblieben, als die Sitte, den ersten Mai durch einen weiteren Spaziergang oder eine Spazierfahrt zu feiern. Eine solche Form der Feier ist noch die Wiener „Praterfahrt", der Corso im Prager „Baumgarten" und Aehnliches. Nach der andern Seite hin aber hat die Kirche auch noch in jüngster Zeit einen Ersatz zu schaffen gesucht für jene dem Menschengemüthe durch unabsehbar lange Uebung unentbehrlich gewordene Mischung von Sinnengenuß und Andacht, zu welcher der junge Mai die Stimmung bereitet. Wir irren wohl nicht, wenn wir die katholischen „Maiandachten" auf dieser Grundlage suchen.

Hie und da hat sich indeß noch ein Brauch erhalten, der schon

unsere Urväter wohl nur noch als eine Erinnerung an längst veränderte Verhältnisse in unser Land mitgebracht haben dürften. Was aber auf diesem Boden wohl immer nur Spiel war, das lebt heute noch bei den Völkern Afrikas und lebte einst als wirkliche Uebung auch im ältesten Kulturlande Asiens. Diese Uebereinstimmung beweist uns auf's neue, daß die Alten sich ihre „Spiele" nicht ersonnen haben; ihre Spiele entstanden vielmehr aus wirklichen Lebensformen, indem der Inhalt entfiel, die Form aber blieb. Behalten wir die Sitte der erwähnten Völker, einiger Negerstämme in Westafrika und der alten Babylonier und Assyrier in Asien im Auge, so erkennen wir, daß nach einer uralten Anschauung die ledigen Mädchen eines Stammes diesem selbst in der Weise gleich einem Besitzthume gehören, daß man es für unrecht hält, eines derselben an irgend einen auswärtigen Freier fortzugeben, wenn nicht erst die Freier des Stammes selbst berücksichtigt wurden; sie haben gewissermaßen als die Näheren ein Vorkaufsrecht auf jedes Mädchen des Stammes, wenn es einmal dem Mädchenstande entsagen soll. Im Grunde lebt ja eine ähnliche Auffassung oder Empfindung bei uns selbst noch fort, und mancher Bauernbursche, der in ein fremdes Dorf freien ging, wird davon zu erzählen wissen. Die Völker im Urzustande folgen ihrem Gedankengange, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob sich einmal der zartere Sinn ihrer Nachkommen an den gewählten Formen stoßen werde. Wie sollten sie auch? Was wissen sie von uns und unserem oft nur allzu sehr auf die Formen sich beschränkenden Zartsinn?

In Afrika, an der Westküste, machen es also die schlichten Neger so. Ist ein Mädchen in das Alter eingetreten, daß es sich einen Mann wünschen kann, so bauen die Leute eine Art Schaubude und setzen die Heiratslustige hinein. Sie wird dazu natürlich gehörig herausgeputzt, oder vielmehr, da man dort zum Schmucke mehr Farben als Kleider benützt, tüchtig bemalt. Die Portugiesen nannten daher diese Brautschaubuden „Hütten der Bemalten". Hier sitzt nun das gute Kind und wartet, es dauere kurz oder lang, auf die Freiersleute. Wer unter diesen den Eltern ansteht, dem geben sie die Tochter. Es würde ihnen aber als ein schwerer Verrath an der Gemeinde angerechnet, wenn sie eine Tochter ohne diese öffentliche Ausbietung unter der Hand versorgen wollten. Wie uns die alten Schriftsteller Herodot und Strabo erzählen, galt auch bei den im

Ganzen doch schon recht gebildeten Babyloniern derselbe Grundsatz; aber man machte die Sache noch etwas zweckmäßiger, oder kaufmännisch richtiger, indem man wohl zunächst damit angefangen hatte, die Frist der Ausbietung durch ein richtiges Auctionsverfahren zu begrenzen. Dazu hatte die Gemeinde geradezu eine Art von Beamten aus älteren Leuten eingesetzt. Die nahmen dann an einem bestimmten Tage eine nach der andern der Heiratslustigen vor und schlugen sie an denjenigen unter den Freiern, die sich eingefunden hatten, los, der am meisten bot. Das kommt uns wohl eigenthümlich vor, aber es geht auch heute im Grunde nicht ganz Unähnliches vor sich; nur war dort mehr ehrliche Offenheit und Ordnung bei der Sache.

Nun haben zwar unsere Voreltern, so weit uns die Geschichte darüber belehrt, ihre Töchter nicht mehr auf der Malstätte an den Meistbietenden veraukzionirt; aber sie müssen einmal dieselbe Sitte gekannt oder auf ihren Wanderzügen kennen gelernt haben, und hielten sie wenigstens im Spiele fest. Hartmann erzählt von einem solchen Spiele, das schon zur Osterzeit stattfand, wir erwähnen es aber erst hier, weil sonst überall, wo der Brauch noch vorhanden ist, das Malzeitfest des ersten Mai dafür gewählt ist. Auch hatte jenes Spiel schon eine andere Form angenommen. Wie die Burschen, so versammelten sich auch die Mädchen auf der Höhe des „Vogelberges", der, wie schon erwähnt, ein Hünengrab war. „Es wurde ein Wettrennen veranstaltet, in welchem die jungen Dirnen ihre Schnellfüßigkeit zeigen konnten. Junge Burschen waren Kampfrichter. Die Schnellfüßigste wurde als Kaufobject ausgeboten, es wurde um dasselbe gefeilscht und es zuletzt dem Meistbietenden zugeschlagen."

An andern Orten beschränkt sich die Versteigerung nicht auf eine einzige Jungfrau, sondern die Maigrafen, welche jenen babylonischen „Aeltesten" gleichen, bringen auf der Malstätte alle ledigen Mädchen des Ortes zur Aukzion. Die Burschen bieten Geld, das in eine gemeinsame Vergnügungskasse fließt, und einer unserer Gewährsmänner hat sich auf diese Weise seine jetzige Ehefrau um ganze fünf Thaler gekauft; — noch immer kennt dieses Spiel keine ganz unüberschreitbare Grenze zwischen Ernst und Scherz. Die Burschen strafen bei der Versteigerung die ihnen mißliebigen, insbesondere die hochmüthigen und schnippischen Mädchen,

indem sie wenig oder gar nichts auf sie bieten; oft können jene wirklich ganz sitzenbleiben, und dann ist es gar kein Trost, daß das Alles nur Scherz war. Es wird schon für die nächsten Tage und die ganze Zeit der Sommerfeste hindurch bitterer Ernst; denn für all die Zeit hat der Bursche der von ihm erstandenen Jungfrau Ritterdienste zu leisten; er führt sie zu Spiel und Tanz, holt sie vom Hause, bringt sie dahin. Sie hat an ihm die Bürgschaft, von keinem Feste ausgeschlossen zu sein, einen Tänzer nie zu missen. So lohnt sich noch Bescheidenheit und Anmuth. Wenn dann der Sommer zu Ende geht, wird so manchesmal Ernst aus dem Spiel. So haben wohl einst die Alten das Eheversprechen auf dem Maifeste, die Ehe auf dem Herbstfeste geschlossen.

Die Reise auf den Blocksberg.

Daß in der Walpurgisnacht „alle Teufel los" sind, weiß jedermann. Aber was heißt denn diese volksthümliche Redensart? Der Leser weiß das sofort, wenn er sich erinnern will, daß aus den alten Geistern, mit welchen unsere Vorfahren bald vertraulich bald ängstlich verkehrten, nun lauter Teufel geworden sind. „Alle Teufel sind los", das heißt also, die Geister sind wieder gekommen, um mit zu feiern; man bezeichnet noch heute damit bunte, bewegte Zeiten, wie es eben die alten Feste waren.

Wir wissen aber auch schon, daß man dieselben Geister alter Zeit nun auch **Hexen** nannte. Nur ist es mit den Hexen noch ein eigenes Ding. Genauer gesagt steckt in ihnen, wie in Katzen, Kröten, Schlangen und anderem unheimlichen Gethier, wie auch oft in leblosen Dingen ein solcher Geist. Er kann aus der Hexe herausgehen; dann liegt sie wie todt da. Er kann dann auch in eine Katze hineingehen und die Burschen in der Mühle äffen oder was er sonst treiben will. Wunderbar ist es nur, wie es das Volk zusammenreimt, daß doch dann auch wieder der Katzen- und der Hexenleib nur Eines sind. Man hat ja Beispiele. Hieb der Müllerbursch eine solche Katze in das Bein, und lag darauf die Müllersfrau mit einem kranken Bein im Bett! Davon wissen viele, viele Geschichten zu erzählen.

Was will es nun heißen, daß in der Walpurgisnacht alle Hexen auf den B l o c k s b e r g fahren? Zunächst ist dabei, wie man weiß, eben

von jenen Hexengeistern die Rede. Man weiß es eben, daß die Hexe dem Leibe nach ruhig im Bette lag, aber der Geist, der sie sonst besessen hielt und durch sie die Mitmenschen foppte und quälte, ist ausgefahren, und zwar auf den „Blocksberg“. — Die alten fränkischen Gesetze nennen die Malstätte immer und ausnahmslos den Malberg, weil man ja in der That immer eine Erhöhung vorzog. Dem „Male“ aber hat man nach seiner natürlichen Beschaffenheit die verschiedensten Namen gegeben. In mehr nordländischen Gesetzbüchern hieß es vorzugsweise der „Balken“, sonst der Baum oder Pfahl; die halberstädter Domherren nannten das Mal, das sie umwarfen, den „Kegel“; warum soll es nicht auch der „Block“ geheißen haben, da es doch ein solcher war? Ein „Blocksberg“ ist dann überhaupt ein jeder Malberg, jede Malstätte, und so war es auch gemeint. Die Hexen tanzen in der Mainacht nicht nur auf dem höchsten Berge des Harz, — ja hier haben sie eigentlich wohl gar nie getanzt, — sondern auch im Huywalde und um die „Tanzbuche“ in Thüringen, ja auf jedem „Kreuzwege“. Diese Kreuzwege sind aber fast durchwegs alte verlassene Begräbnißplätze. Da überall also sammeln sich die Hexen. — Blocksberge konnte man aber leicht auch Berge nennen, die ihrer Kuppelform nach an die beliebteste Form der Malberge erinnerten. Es gibt auch nicht blos einen einzigen Blocksberg; auch der S. Gerhardsberg bei Ofen heißt so. Am bekanntesten aber ist als solcher die höchste kuppelförmige Spitze im vielbesuchten und vielbesprochenen Harzgebirge geworden. Dahin haben sich also allmählig nach der Meinung der Menschen alle Hexen gezogen, und Meister Göthe hat nicht wenig zu dieser Auszeichnung des Harzgebirges beigetragen. Der Name paßt auch gerade für jenen Berg ausgezeichnet. Das ganze Gebirge erhebt sich ziemlich unvermittelt aus der unermeßlichen norddeutschen Ebene wie die Hügelstätte eines Grabfeldes, und wie ein mächtiges Hünengrab wölbt sich darüber die Kuppel des Brocken.

Warum reiten die Hexen auf Besen und warum fahren sie durch den Schornstein? Das Eine wissen wir eigentlich schon. Die Geister lieben nun einmal den Herd und den Ofen und wohnen in der „Hölle“ daselbst; sie lieben es, ihrer Maienbäume und Reiserpuppen eingedenk, in den Zweigbündeln sich zu verstecken, die die Hausfrau hier zu Rei-

nigungszwecken aufgestellt hat. Die Besen sind darum so gut Hexen wie die Frauensleute, die man so nennt. Darum fliegen also Hexen und Besen zusammen zum Blocksberge, und jene reiten auf diesen. Was aber den Schornstein anbelangt, durch welchen ausnahmslos der Hexenweg führt, so hat die Volkssage wohl eine sehr alte Sache festgehalten, ihr aber wie so oft einen neuen Namen gegeben. Einen Schornstein hatten nämlich die Häuser unserer Vorväter nicht, wohl aber befand sich die einzige Oeffnung des Hauses außer der Thür als eine Art Dachlucke gerade über dem Herde. Wohnten nun die Geister am Herde, wo sollten sie bequemer hinausfahren als zur Dachlucke? Es gibt aber nichts Conservativeres als einen solchen Geist, denn obwohl wir riesengroße Fenster in unseren Stuben haben, nichts aber unbequemer sein kann, als eine Partie durch die Winkelzüge eines meißner Ofens und eines russischen Schornsteins, fährt doch die Hexe immer noch durch den Schornstein.

Besen sind es aber nicht allein, in denen Geister ihren Sitz haben und die so eins im andern durch die Lüfte ziehen. Mit Katzen und Hunden, Wölfen und anderem Gethier ist es gar nicht immer „geheuer". Auch sie ziehen dann als Hexenträger durch die Luft — ein wildes, entsetzliches Heer! Es ist natürlich keinem Menschen gerathen, den Hexen auf diesem Wege zu begegnen; ohne Schaden kommt er nicht davon.

Was machen dann die Hexen auf dem Blocksberge? Alles was die Menschen einst auf der Malstätte thaten, und dessen sich, wie man glaubte, die Geister freuten; die Häuptlinge, jetzt freilich nur Oberteufel, halten Hofstaat daselbst, die Hexen schmausen, zechen und tanzen und schwelgen in jeder ausgelassenen Freude.

Die Kirche hat die Mainacht nicht zu einem ihrer Feste erhoben; sie hat vielmehr die ganze Feier als bösen Spuk zu unterdrücken gesucht, und geistliche Fürsten haben selbst die weltlichen Freuden des Maiköniggthums als staatsgefährlich verboten. Darum ist denn auch endlich von den Beziehungen zu den Geistern nichts übrig geblieben als die schlimme Seite. Es wurde vorzugsweise ein Fest böser Geister, und der Mensch mußte demgemäß Alles thun, um sich die Zeit über, da der Teufel los war, vor Schaden zu wahren.

Auf diesem Gedanken beruhen wieder eine Menge leicht verständ-

licher Gebräuche; wir wissen ja schon, daß man im Stande war, selbst mit ganz sinnlichen Mitteln, mit Besen, Hacke und Messer — einen abwehrenden Eindruck auf die Geister zu üben.

Vor Allem muß man, wie die Volksmeinung will, auf den Ofen, beziehungsweise den alten Backofen, der vordem den Kachelofen zu tragen pflegte, achten. Alles Geräth muß man die Mainacht über von demselben fortschaffen, denn — so weiß wenigstens der Mecklenburger — die Hexen würden es sonst zu ihren Reitpferden machen, auf Trögen, Schüsseln und Körben zum Dache hinausfliegen. In einer solchen Nacht, wo Alles umgeht, schlafen zu wollen, wäre höchst unvorsichtig.

Wenn der Mensch schläft, so glaubte einst das Volk, geht nämlich seine eigene Seele aus dem Leibe heraus; da kann sie dann leicht in die Gesellschaft der Herumschwärmenden gerathen und von diesen fortgeführt werden — dann kommt der Mensch natürlich nie mehr „zu sich“. Was an diesem Tage geboren wird, darauf haben überhaupt die Hexen ein gewisses Anrecht; Kinder dieser Art gehören ihnen; aus Gänsen, die an diesem Tage ausschlüpfen, wird nichts.

Sobald der Abend der Geisternacht naht, darf man ja kein Vieh mehr aus dem Stalle lassen. Man darf aber auch keine Milch mehr verkaufen; denn diese und die Kuh verbindet immer noch ein unsichtbares Band. Dagegen gibt es Zweige — wir kennen ja solche schon — die man zum Schutze über die Stuben- und Hausthüren stecken kann. Dornenzweige eignen sich an sich dazu. Im Egerlande legt man so viel Dornen als möglich vor die Thüren der Wohnungen und Stallungen. In anderen Gegenden Böhmens steckt man Kreuze aus geweihten Palmenzweigen in die Mauerspalten des Stalles. Auch in Gärten und Wiesen, selbst auf den Düngerhaufen sind solche von Nutzen; überall kann ja ein Geist Unfug stiften, überall hält ihn der geweihte Zweig zurück. Darum legt man auch ganze Kränze um die Thüren, oder man macht mit Kreide Kreuze oder andere ähnlich wirkende Zeichen daran.

Die Geistchen sind eben sonderbare Wesen. Sie verkriechen sich gerne in einen Besen in der Ecke, aber sie fürchten ihn auch wieder als das Instrument, mit dem man sie zum Hause hinausfegt. Um Reichenberg schließt man vor ihnen am Walpurgistage Thüren und Fenster fest zu und legt kreuzweise zwei Besen vor die Thür; hilft der Besen

nicht, so hilft das Kreuz, und doppelt hält besser. Auch mögen es die Geistchen nicht leiden, daß man ihnen den Boden uneben macht oder mit Dingen bestreut, auf denen sie leicht ausgleiten können. Der Leser weiß ja aus den Märchen, wie sich die Heinzelmännchen davon machten, als man den Boden mit Erbsen bestreut hatte. Darum bestreuen in manchen Gegenden Böhmens die Mägde die Thürschwellen von Haus und Stall mit Sand und belegen die Stallschwellen mit Dünger oder grünem Rasen. Wieder in anderen Dörfern besorgen das die Hirten. Da nun der Mensch für das, was er thut, mitunter auch einen Grund wissen will, so besorgen sie sich auch den, indem sie erklären, eine Hexe könnte nur durch eine Lücke zwischen den Grashalmen hineinschlüpfen. Sei aber der Rasen dicht genug, so muß sie, ehe sie darüber schreiten kann, erst alle Grashalme zählen; darüber vergehe ihr die Geisterstunde, und sie muß wieder fort.

Bei alldem ist aber nicht gesagt, daß man die Geister nicht auch in der Mainacht zu nützlichen Dingen anstellen könne. Sie verrathen auch in dieser Nacht, wenn man es nur richtig anzustellen und zu deuten weiß, dem neugierigen Menschen die Zukunft. In Oesterreich und Tirol werden auch in der Walpurgisnacht die Liebesorakel befragt und nach den Eigenschaften eines selbstgesponnenen Leinenfadens die Fragen entschieden. Das Wetter verräth uns die Fruchtbarkeit des Jahres, und wieder verwandelt sich wie in der Osternacht das Wasser in den Brunnen und Bächen zu Mitternacht in Wein. Regenwasser vom 1. Mai ist gut gegen Kopfschmerz.

Der alte Schlußakt des Festes, das Austreiben der Geister, hier insbesondere das „Austreiben der „H e x e n" genannt, hat sich wie immer durch alle Gefahren hindurch am besten erhalten, wenn er auch nicht immer am rechten Flecke stehen geblieben ist. Ja in keiner Zeit besorgt man die Sache so gründlich und mit so viel Lärm wie zu dieser. Geläute, Peitschenknallen, Schießen und Lärmen aller Art gehört überall zur Mainachtfeier, und gerade hiefür haben sich noch Bezeichnungen erhalten, welche die ehedem mit der Handlung verbundene Absicht deutlicher und zweifelloser ausdrücken, als sonst der Fall ist. In Rheinland pflegte man früher aus großer Besorgniß vor den Geistern die ganze Mainacht hindurch ein „M a i g e l ä u t e" zu unterhalten. Der Klang der geweihten

Glocken verscheucht die Dämone am sichersten; außerdem behütet solcher Lärm die Menschen vor dem gefährlichen Einschlafen zu solcher Zeit. Im Erzgebirge und Voigtlande schießt man „viel in die Luft gegen die in der Luft ziehenden Hexen und macht auch sonst viel Lärm mit Peitschen und dergl.“. Um Reichenberg veranstalteten früher namentlich die Kinder zum Schutze gegen die Hexen einen echten „Heidenlärm“. Sie setzten sich auf Hügel, Dachfirsten und Bäume, schrieen aus Leibeskräften und knallten dazu mit eigens gefaltetem Papier. Die gröberen Instrumente in diesem Orchester bestehen aus Schußwaffen und Brettern, die man auf den Boden platscht. Im Egerlande beginnen die Burschen nach Sonnenuntergang durch kunstgerechtes Peitschenknallen „die Hexen aus den Dörfern auszutreiben“. In andern Gegenden Deutsch-Böhmens nimmt man noch wohlklingende Ziegenhörner zu Hilfe. Man weiß also immer noch ganz gut, zu welchem Zwecke man diese liebliche Frühlingsmusik aufführt.

Auch in den slavischen Dörfern Böhmens und Mährens herrscht dieselbe Sitte. Man lärmt, pocht und schlägt mit Allem auf Alles, was nur immer unter die Hände kommt, und knallt mit Peitschen und Riemen. Insbesondere aber klopft man an alle Haus- und Feldgeräthe; da verstecken sich die Hexen gerne.

Zu gleichem Zwecke war früher auch das „Maifeuer“ weit verbreitet. Man kennt es heute noch im Erzgebirge und Voigtlande, wie auch wieder in Tirol. Auch die Tschechen verbrennen in dieser Nacht getheerte Besen, und glauben, daß die Hexen keinen Schaden thun können, so weit diese Feuer leuchten.

In Schweden und Norwegen hat sich gerade dieses Geisterbannen der Mainacht zu jenem Schauspiele entwickelt, welches bei uns entweder an Laetare oder nach Ostern aufgeführt wird. Auch hier ist dann aus dem „Todaustragen“ ein Winteraustreiben und ein „Sommereinreiten“ geworden, welches Schauspiel am Maimorgen von berittenen Darstellern aufgeführt wird. Auch in Deutschland hat sich gerade das Austreiben beim Maifeste zu verwandten aber an sich schwer erkennbaren Formen entwickelt. Erinnern wir uns indeß, um sie wieder zu erkennen, jenes Restchens vom Brauche des „Todaustragens“, welches in Böhmen noch übrig geblieben war, als man die Vorbereitungsfeier abgeschafft hatte: ein

Bettelgang der mit Zweigen oder Bäumchen geschmückten Kinder. Von anders her wissen wir, daß auch das Begießen mit Wasser ein probates Mittel ist, die Geistchen los zu werden. Nun zeigt sich, was es bedeuten will, wenn in einigen Gemeinden am Niederrhein die Kinder am Maimorgen mit grünen Zweigen von Haus zu Haus ziehen und singen, sie brächten nun den Mai ins Haus — „den Mai in't Hut" — und holten sich dafür einen nassen Fuß — „'nen naten Fut". In der That, sobald die Kinder nahe kommen, begießt man sie erst mit einem Schwall Wasser und schenkt ihnen dann Geld und Eier.

Es besorgen also die Kinder gerade so wie in der Gegend von Nürnberg das Fortschaffen der Geistchen nach dem Feste und erhalten dafür eine Entlohnung — nur haben sie vergessen, daß das Versorgen ihrer Bäumchen mit den Geistern die Hauptsache wäre; die Eier und das Geld haben sie abgelenkt. In Vintschgau blieb auch von diesem Reste wieder nur ein Restchen in der Sitte bestehen, am 1. Mai die Mädchen scherzweise mit Wasser zu begießen.

Hiemit steht aber wieder der baierische „Wasservogel" in zu enger Beziehung, als daß wir ihn hier nicht zugleich berühren sollten, obgleich er wohl gewöhnlich erst um die Pfingstzeit erscheint. In früheren Jahrhunderten war dieser Brauch sehr weit verbreitet, in Oesterreich, wie auch in Schwaben, und am Mittelrhein zu Hause. Er unterscheidet sich aber von dem uns aus Böhmen bekannten „Todaustragen" wesentlich nur dadurch, daß ein Mädchen oder Bursche selbst die Rolle der Puppe spielt, was in der vorgerückten Jahreszeit unbedenklicher geschehen konnte. Der Gewählte oder durch einen Zufall Bestimmte wurde mit grünen Zweigen nach Art einer Festpuppe aufgeputzt, in einem feierlichen Aufzuge herum, und dann aus dem Dorfe herausgeführt und hier entweder in den Bach geworfen oder doch mit Wasser begossen.

Die Pfingstzeit.

Die Wahl der Zeit für das Pfingstfest hat die Kirche getroffen, indem sie sich in Gemäßheit ihrer Geschichte an den schon im jüdischen Festjahre gegebenen Zwischenraum zwischen Ostern und Pfingsten hielt. Für die Bewohner Westdeutschlands mit seinem milden Klima war

Pfingsten überhaupt ausschließlich ein christliches Fest. Damit war aber natürlich nicht ausgeschlossen, daß auch der Westdeutsche wieder auf diese Feste übertrug, was nach alter Sitte überhaupt jedem Feste zukam, aber er that auch nur wenig mehr, als das. Einen Festgottesdienst, das reichliche Mahl, den üblichen Ausflug und die Zusammenkunft zu Gelage und Tanz, das Alles mußte der Deutsche schon deshalb der Pfingstzeit gewähren, weil ja die Kirche wünschte, daß er sie als Fest feiere. Für den Landmann des Westens liegt diese Zeit außerdem am meisten fern von anstrengender Arbeit, und die Lieblichkeit der Natur gab so dem Feste der Mußezeit den Charakter der fröhlichen Spielzeit.

Nach Osten- und Nordosten zu, liegen die Verhältnisse des Landwirthes in Folge des veränderten Klimas anders. Als insbesondere hier noch die Viehzucht überwog, da konnte Pfingsten vielfach noch zutreffender als St. Georg den Termin des Sommerbeginnes bezeichnen. Für diese Gegenden ist es darum vielfach das eigentliche Hirtenfest geworden, und zu jenen allgemeinen Festübungen gesellen sich dann noch die Gebräuche, welche von den landschaftlichen Verrichtungen hergeleitet sind. Von welchem Einflusse aber diese wieder auf Markt und Gericht waren, ist uns bekannt.

Die Pfingstnacht ist im Rheinthale, wie eine andere Mainacht, ein mit Liedern gefeiertes Frühlingsfest. Ganz wie zur Osterzeit haben die Mädchen Eier gesammelt und die Burschen holen sie, die Pfingstnacht hindurch singend, von Haus zu Haus ziehend als „Pfingsteier“ von ihnen ab. Das ist die Wegzehrung für das Fest. Der Sonntag gehört der Kirche. Am Montage aber versammeln sich Alle; man bäckt „Pfingstkuchen“ aus den gesammelten Eiern und verzehrt sie nach alter, echter Vätersitte beim geselligen Mahle; dann führen die Paare, wie sie sich am Maifeste geordnet haben, den Maireigen auf. Für den Vortrag hatte man dabei uralte Pfingstlieder, deren Worte wie die altrömischen Gebetformeln den Singenden kaum mehr verständlich waren; aber man sang sie immer wieder, und die Angesungenen verstanden sie doch. Sie wußten, daß die Sänger mit dem Liede die Gaben heischten. Was sich davon erhalten hat, verräth indeß, daß sich die Lieder nicht auf das christliche Pfingsten, sondern überhaupt auf ein Maifest bezogen.

„Der Mai wird's ihm vergelten
Im Garten und im Felde" —

so dankten die Burschen dem willfährigen Geber, dem Knauser aber drohten sie:

„Der Mai schickt eine Eul' auf's Haus,
Die kratzt dem Schelm die Augen aus!"

Ehemals hat man auch bei dieser Gelegenheit einen Malbaum herumgetragen und zwar, gleich jenem „Knochengalgen" im Drömling, geschmückt mit einem Pferdehaupte auf der Spitze; auch das verräth noch das Lied.

Erst im Osten tritt zu diesen allgemeinen Festbestandtheilen eine Art Festzug des geschmückten Viehes, bei dem der „Pfingstochs" seine Rolle spielt. Zum mindesten äußert sich diese Festseite darin, daß wie in Westpreußen, man einen der Ochsen, den oben genannten, mit grünen Kränzen schmückt, ehe man ihn mit der Heerde austreibt. In anderen Gegenden wird alles Vieh oder doch wenigstens die Gesamtheit der Kühe bekränzt. Weit verbreitet ist ein wetteiferndes Spiel, welches dem früher Austreibenden Ehre, dem zuletzt Kommenden Spott einträgt. Man sucht darum so früh als möglich auf der Weide zu erscheinen. Die erste Kuh erhält in der Mark Brandenburg einen Maienbusch an den Schweif gebunden, die letzte einen Kranz um die Hörner; jene heißt der „Thaufeger", diese die „bunte Kuh". An einigen Orten überläßt die Herrschaft die Milch, die am Pfingsttage gemolken wird, den Mägden, die sie in Gesellschaft verspeisen.

Bei den Tschechen heißt Pfingsten insbesondere das „Sommerfest". (Letnice). In jedem slavischen Hause stand ehedem, für jeden Eintretenden bereit, auf dem Ehrentische im Heiligenwinkel ein uraltes Festgericht — Brei mit Honig. Auch für die feierliche Aufrichtung eines Malbaumes wird in diesen Gegenden der wärmeren Abende wegen vorzugsweise gerne die Pfingstzeit ausgewählt. Damit hängt auch der Schmuck der Häuser mit Bäumchen und Maien zusammen. In Berlin wird an jeden Wagen, an jedes Pferdekummet, an jedes Baugerüst ein Birkenzweig gesteckt. Ehedem baute man an Häuser und Kirchen grüne Lauben an, um darunter das „Pfingstbier" zu trinken.

Sommerspiele.

Im Osten hat unter allen Festen Pfingsten die meisten Spiele bewahrt — sämmtlich Nachahmungen des Festlebens alter Zeit, wobei mehr als sonst die Gerichtsszenen hervortreten. Wir sahen schon, daß man an den Malbaum häufig eine Puppe befestigte. In der Gegend von Pilsen heißt diese Puppe „der König" (Král), und diesem Könige wird zu Pfingsten bei Tag und Nacht eine Ehrenwache gestellt. Tschechen, Slovaken und Serben feiern ziemlich übereinstimmend ein „Königspiel", dessen Bedeutung noch recht deutlich hervortritt, indem der Dorfplatz zu dieser Zeit „Stätte des Gerichtes", also völlig so viel wie Malstätte genannt wurde. Es gab auch in Deutschland ganz kleine „Dorf- oder Malgerichte", bei denen es sich zumeist nur darum handelte, daß jeder Gemeindegenosse die gegen die Dorfordnung und den gemeinen Nutzen begangenen Frevel zur Anzeige brachte. Wenn nun die sogenannten „Maigrafen", die auch zu Pfingsten ihres Amtes walteten, eine Art Sittenpolizei übten, so ahmten sie hierin halb und halb im Spiel jene kleinen Gerichte nach. Hierin stimmen die slavischen Festbräuche genau überein, denn auch die Slaven führten Szenen eines solchen Gerichtes auf ihrer „Gerichtsstätte" als Pfingstspiel auf. Das Dorf versammelte sich auf derselben, und der Büttel trug zu diesem Zwecke nach alten Mustern verfertigte Verschen vor, durch welche jede einzelne Wirthschaft des Dorfes kritisirt wurde.

In Rußland heißt die ganze Pfingstzeit „Semik", dauert länger als das Oster- und Weihnachtsfest, und wird noch ganz wie ein altes Fest auf der Malstätte begangen. Die Jugend versammelt sich in einem Haine, singt, spielt und tanzt daselbst, worauf ein Festmahl folgt; dieses Alles aber wird zugleich noch als eine Festfeier „zu Ehren der Seelen" betrachtet. Es ist also hier die Theilnahme derselben noch nicht zum Geister- und Teufelsspuk geworden.

Die Vorgänge auf den alten „Maifeldern" übertrugen sich spielweise ebenso sehr auf Pfingsten, wie auf den ersten Maitag. Ueberall gab es einst Maikönige, Maigrafen, Blumengrafen, Lattichgrafen — von Schwaben bis Schweden. In Böhmen begann ein solches Königs-

maifest mit sehr umständlichen Vorbereitungen schon eine Woche vor Pfingsten, weshalb hier der Sonntag Exaudi auch vorzugsweise „Königssonntag" hieß. Eine zeitlang, noch bis in unser Jahrhundert, behielt die Sache immer noch einen gewissen Ernst, indem man gerade den tüchtigsten Hauswirth zum Könige und die fleißigste Hausfrau zur Königin zu wählen pflegte. Einmal stand zweifellos auch das tschechische Dorf wie eine einzige große Hofwirthschaft unter einer väterlichen Aufsicht; einen solchen Hausvater kann aber der Südslave heute noch wählen. Daran kann wohl noch die Erinnerung hängen. Der Name aber ist schon von andern Verhältnissen hergenommen. Später mochten sich die Bauern zu solchem Spiele nicht mehr hergeben, und die Wahl fiel nur noch auf Personen aus dem Gesinde. Auf solche Weise kommen solche Bräuche, wenn sie nicht ganz aussterben, stufenweise bis zu den Kindern herab. Maikönige wählt man zu Pfingsten auch noch in der Mark Brandenburg, in einigen Orten Thüringens und auch im Harz. In der Altmark kennt man dafür den „Pfingstkaerel" mit seiner „Maibrût"; in Baiern nimmt der „Pfingstlümmel" eine ähnliche Stellung ein, doch steht er dem „Wasservogel" näher.

Auch zur Pfingstzeit ist das Einsammeln von Gaben als ein Rest der Beistellung der Wegzehrung noch üblich, und zwar pflegt man sie auch um diese Zeit bei den Frauen förmlich zu erpressen. In Böhmen zogen die Burschen beim „Königsspiel" zuerst mit Musik und Gesang von Haus zu Haus. Sie drangen in die Stube und holten nun alle zum Hause gehörigen Frauenspersonen herbei. Mit jeder einzelnen tanzte man einmal herum und verlangte dann von ihr den Festbeitrag. Dabei feilschte man nach althergebrachter Weise, indem man die Forderung immer höher stellte, um ihr möglichst viel abzupressen. Vom letzten Hause aus zog man auf den Dorfplatz. Dort war eine Laubhütte errichtet — wohl das Vorbild einer „Gerichtslaube" — und vor dieser stand ein Holzklotz. Auf diesem zählte man das so erpreßte Geld der Königin vor und übergab es ihr dann mit der Bitte, damit das Nöthige zu einem gemeinsamen Festessen einzukaufen, und mit ihren Dienerinen ein Mahl zu bereiten. — In Klein-Schöppenstädt sammelte man noch die Gaben selbst ein, hüllte dann den „Maikönig" in grünes Laub, führte ihn auf die „Pfingstwiese" und verzehrte da mit ihm die gesammelten Gaben. An

die Stelle der Wahl der Maiherrschaften tritt häufig auch die Bestimmung derselben durch das Loos, und gerade in dieser Form ist der ganze Brauch dann zum Kinderspiele geworden. So treibt es die Jugend in Wahrstadt bei Oebisfelde. Sie versammelt sich an einem der Pfingsttage und macht Loose von Weidenstäbchen ungleicher Länge. Wer den größten Stab zieht, wird König, der folgende „Füstje Maier", der nächste Pfennigmeister, der vierte „Hundeschläger" u. s. w. So entstand hier ein ganz ähnliches Spiel, wie wir es in Böhmen schon zur Osterzeit trafen.

An das „Königsspiel" schließt sich vielfach ein Wettrennen oder Wettreiten, wie solche halb und halb kriegerische Belustigungen auf der Malstätte in Uebung sein mochten. So war es in der Gegend von Pilsen und in den Böhmerwaldgegenden der Fall. Zu Stapel in der Altmark, wo man die übliche „Pfingstweide" schon am dritten Ostertage nach Anweisung des Dorfschulzen abgesteckt hatte, fand dann zu Pfingsten auf derselben erst ein Wettlauf zu Fuß, dann ein Wettreiten statt. An anderen Orten ist nur noch ein Pferdeaustreiben Sitte, in Böhmen auch ein Feldumgang.

Nicht auf allen Malstätten hatte sich einst das Gericht auf Eigenthums- und Ehesachen beschränkt; auf denen der Verbände mehrerer Gemeinden, auf den Malstätten der Gaue fand zu solchen Zeiten auch das Strafgericht statt, das über Leben und Tod entschied. Man nannte solche Gerichte Halsgerichte, weil es sich dabei auf alle Fälle um den Hals handelte, gleichviel ob der dann dem Strange oder dem Schwerte preisgegeben wurde. Man erkennt am Namen, was dem Volke bei dem Processe, den man einem Verbrecher machte, die Hauptsache schien; Beweisverfahren und Vertheidigung machten weniger Eindruck, als Hängen und Köpfen, und wenn es sich darum gehandelt hätte, einen solchen Vorgang auf der Malstätte im Spiele nachzuahmen, so wäre es wohl mehr, als man erwarten sollte, wenn man nicht geradezu mit dem Ende begonnen hätte.

Dazu konnte noch ein besonderer Umstand, der sich bei der ältesten Rechtspflege vorfand, sehr viel beitragen. Mit der Untersuchung der Sache und der Fällung des Urtheiles hatten nur einige wenige Männer zu schaffen, die sich allmälig wegen ihrer Kenntniß aller seit langen Zeiten auf der Malstätte verhandelten Gegenstände als eine Art Richterstand

vom Volke ausgesondert hatten; die Vollstreckung des Urtheils aber, das Hängen und Köpfen, blieb noch lange Sache desjenigen, dem, wenn es nicht eben schon ein Gericht gegeben hätte, das natürliche Rächeramt zugefallen wäre. Der Urtheilsspruch der „wissenden Männer" besagte gewissermaßen nur: wenn der Beleidigte diesen Uebelthäter erschlägt, so darf dafür niemand wieder an ihm Rache nehmen, sondern mit jener Tödtung soll wieder Frieden eintreten, denn sie erfolgte mit aller Zulassung wegen erkannter Schuld. Daher war es in ältester Zeit immer Sache des Beschädigten, den Uebelthäter etwa mit Hilfe der „Geschreileute" zu fangen, ihn vor das Gericht zu bringen oder zu fordern und endlich auch mit Aller Gutheißung vom Leben zum Tode zu bringen. Darauf geht auch das Spiel noch vielfach zurück, indem ein Jeder aus den Mitspielenden sich versuchen kann, den tödtlichen Streich zu führen.

Da nun gerade dieser Schlußakt der Halsgerichtshandlung aus begreiflichen Gründen dem Volke in der Erinnerung geblieben war und nun im Spiele fortlebte, so mußte man, um nicht gerade das Tödten selbst aufzugeben, an die Stelle des Menschen Surrogate setzen. Das Hauptverbrechen bildete aber in jener Zeit der Raub, und mit dem Einfangen der Räuber waren auch in jüngerer Zeit noch die als Beamte eingesetzten G r a f e n vorzugsweise beschäftigt. Mitunter begnügt man sich, gerade dieses Spiel aufzuführen und das Tödten nur s c h e i n b a r vorzunehmen. So treibt man es an einigen Orten des Südharzes und im Mansfeldischen. Die Burschen bilden zur Pfingstfeier zwei Parteien, die eine stellt eine Räuberbande, die andere Bauern und Häscher vor. Von den Räubern werden einige als „wilde Männer" ganz in Moos eingehüllt. Sie haben ihre Schlupfwinkel im Walde und werden von der anderen Partei verfolgt, eingefangen und schließlich — zum Schein — erschossen.

Aber das Volk, immer noch nicht ganz frei von einer angeborenen Freude am Tödten, ließ sich nicht gern gerade das Wichtigste an der Sache in dieser Weise verkümmern. Lieber griff es also zu jenen Surrogaten und ließ an die Stelle von Menschen Thiere treten, die man dann wirklich tödten konnte. Man konnte dazu um so leichter gelangen, als es ja unter den Thieren auch wirkliche R ä u b e r gab. An diese, den „Gänseaar" (Bussard), den „Geier" und Raben mag man sich zu aller-

erst gehalten haben. Weitere Unterschiede machte man ja damals nicht, und unter diesen Namen umfaßte man alle Raub- und Rabenvögel und hielt alle für schädlich. Allmälich aber kam es immer ausschließlicher nur auf das Henken und Köpfen an, und man suchte insbesondere für diesen Zweck lebende Thiere zur Hand zu haben; darum fiel die Wahl vorzugsweise auf Gänse und Hühner, aber nicht um dieser Thiere und ihrer sagenhaften „Bedeutung" wegen; denn eben so gut nahm man auch mit Fröschen vorlieb; auch die ließen sich ja wie ein Mensch vom Leben zum Tode befördern. So entstanden die rohen Spiele des „Henkengehns", des „Hahnschlagens" und „Froschköpfens". Mit ihnen verwandt scheinen die des „Bockstürzens", „Katzenwerfens" u. ähnl. Bei diesen aber stellt das gewöhnlich schwarze Thier schon nicht mehr den verurtheilten Verbrecher vor; sondern es tritt an die Stelle des zu stürzenden Heidenmales, und der Brauch schließt sich dem „Heidenwerfen" und dem „Todaustragen" an. Dann steckt in dem schwarzen Bocke ungefähr der heidnische Teufel, der auch noch nach alter Gewohnheit mit zum Feste gekommen ist, nun aber mit Nachdruck heimgeschickt, gewissermaßen „abgeschoben" wird.

Daß aber die ersteren Spiele einen Halsgerichtsvorgang nachahmen, das kann man an vielen böhmischen Orten heute noch sehen. Am Pfingstmontage findet hier ein Kirchenumzug statt, nach welchem sich das Volk auf den Dorfplatz begibt, wo unter dem Vorsitze des „Königs" in aller Form ein Halsgericht ausgelegt wird. Den Deliquenten aber muß ein armer Frosch spielen, der mit den Füßen in eine Handhabe von Holz eingeklemmt, wirklich die Geberde eines armen Sünders macht. Es wird hin- und hergeredet, aber der Frosch ist immer sicher, schließlich verurtheilt zu werden, und darauf wird er feierlich geköpft. Zu einer anderen Zeit oder auch zur selben Zeit an anderen Orten wird ein Hahn ganz in derselben Weise hingerichtet. Wo man sich jedoch statt dessen der Raubvögel bedient, da muß man sich das Urtheil als schon bei der Erlegung vollstreckt vorstellen und dabei bleibt nur noch ein ganz kleiner Rest des Spieles, weshalb man fast allenthalben das „Hahnschlagen" vorzog.

Im ersteren Falle pflegte man dann nur mit den getödteten Vögeln herumzugehen, um damit Gaben einzusammeln. Dabei verschmolzen zwei verschiedene Gebräuche, indem jene Vögel einmal erlegte Räuber, dann

aber auch gleichzeitig jene Puppen darstellten, mit denen man sonst beim „Todaustragen" fechten gegangen war. War doch beides, die Befreiung des Gaues von Räubern und die Entfernung der Spukgeister im Sinne der alten Zeit, eine verdienstliche That, der jedermann gerne einen Lohn zuerkannte und leistete. Im Egerlande vereinigte man sogar das Bäumchen als Malzeichen mit dem todten Vogel ganz so, wie die tschechische Jugend die Puppe des „Todes" an solche Bäumchen zu binden pflegte, so daß also das egerländische „Henkengehn" zugleich eine Form des pfingstfestlichen „Todaustragens" ist. Wie man im Drömling das aufgeputzte Mal einen „Knochengalgen" zu nennen sich veranlaßt sah, so konnte auch das egerländische Vogelmal einer ähnlichen Auffassung nicht entgehen. Doch gab hier der Vogel dem ganzen Instrumente den Namen, so daß man, wie man sonst das Bäumchen sammt der Puppe den „Tod" nannte, diesen Galgen sammt dem todten Vogel als den „Geier" bezeichnete. Er besteht aus einem durch ein Querholz zu einem Doppelgalgen hergerichteten Fichtenstämmchen, an dem gewöhnlich einige junge Krähen hängen. Daß es trotzdem der „Geier" heißt, zeigt an, was diese Krähen bedeuten. Wenn diese Gebräuche nicht alle aus denselben Thatsachen des Lebens abgeleitet wären, so wäre die Uebereinstimmung in entlegenen Gegenden höchst wunderbar. Aber auch so ist sie noch überraschend und interessant genug. Niederfinow (das w am Ende der Worte spricht man in Norddeutschland nicht aus) liegt weit von Böhmen und vom Egerland in der Mark Brandenburg, wo sich die Oder fast seeartig ausbreitet; und auch gerade von dieser Gegend wissen wir, daß man zu Pfingsten dieselbe Gepflogenheit übt oder doch noch vor Kurzem übte, indem man einen auf eine Art Kreuz genagelten „Gänseaar" herumtrug und damit Gaben sammelte.

Ob nun auch der Hahn die Doppelrolle spielt, daß er nämlich einmal nur den Verurtheilten darstellt, dann aber als „Geisterthier" auch wieder den Geist oder „Tod", den man zum Schluße des Festes fortschaffen will, das ist nicht mehr so leicht zu erkennen, weil sich beim Hahnschlagen das Glückslos des Treffens oder Fehlens eingedrängt hat. Der Gebrauch des Schwertes dabei deutet noch auf die ältere Art des Köpfens, das großes Geschick in der Führung der Waffe forderte, so daß es wohl leicht zu einem unbarmherzigen Spiele werden konnte. Man

befestigte einen lebenden Hahn derartig in einem Korbe, da nur der Kopf hervorsah; diesen nun mit einem Schwerthiebe abzuschlagen, war Inhalt des Spieles. Man hatte dasselbe aber ergötzlicher gemacht, indem man den Burschen, die durch das Loos bestimmt an die Reihe kamen, erst die Augen verband und sie dann dreimal im Kreise herumdrehte. Gingen sie dann in verkehrter Richtung los und schwangen sie ihr mächtiges Schwert in den Wind, so freuten sich die Zuschauer. Wer aber den Kopf des Hahnes glücklich abschlug, wurde als Sieger beglückwünscht.

Türkenstechen, Vogelschießen und Königschießen.

Eine Gruppe anderer Spiele hat an sich eine solche Beliebtheit und Bedeutung erlangt, daß sie auch ohne Verbindung mit einem christlichen Feste geübt zu werden begannen, und so sich allmälig von der Pfingstzeit, der sie ihre Entstehung verdankten, weiter entfernten. Trotzdem wollen wir sie gerade hier in Betracht ziehen, denn ihre einfachsten kleinen Anfänge haben sich einst gerade an das sommerliche Fest angeschlossen. Diese Anfänge aber sind nur veränderte Formen des uns schon bekannten Wurfes nach dem Malzeichen, welches immer weniger den Heidengott und immer mehr das Heidenthum selbst darzustellen begann. Daß sich das gerade so entwickelte, ist ganz natürlich. Allmälich müssen ja doch die Christen nach fortgesetzter Unterweisung aufgehört haben zu glauben, daß wirklich irgend welcher Geist, und wäre es auch nur der Gottseibeiuns, in einem Baume oder Pfahle oder Pfahlbilde Platz nehme. Indem aber trotzdem diese Bilder theils fortbestanden, theils immer wieder neu errichtet wurden, um nur zerstört werden zu können, mußte man ihnen doch irgend eine passende Deutung geben.

Auf dem Gebiete der alten Sachsen ist, wie bekannt, das Christenthum erst am spätesten eingedrungen. Dort fanden sich schon geschnitzte Säulenbilder dieser Art. Die Sachsen ließen sich dieselben nicht nehmen, weil sie ihnen auf den Stätten des Gerichtes und Marktes auch dann noch unentbehrliche Zeichen blieben, als sie ihren Gottesdienst schon in die christlichen Kirchen verlegt hatten. Wir wissen noch immer nicht, warum die Altsachsen diese ihre Malsäulen gerade Rolandsäulen nannten; weil sie dieselben aber gerade so nannten, so legten sich die Jüngeren

die Sache darnach zurecht, indem sie sagten, diese mit Schild und Schwert ausgerüsteten Männer, welche als Zeichnung der Malsäule eingeschnitten waren, wie man sonst die Puppe mit dem Baumstamme verband, stellten einen Ritter Namens Roland vor. Nun hatte aber ein Schwestersohn ihres Besiegers Karls d. Großen eben so geheißen, und man erklärte sich also die Sache so, die genannten Säulen seien diesem berühmten Helden Roland gesetzt worden, und das möge wieder wohl deshalb geschehen sein, weil dieser an der Stelle seines königlichen Oheims bei den unterworfenen Sachsen einst zu Gerichte gesessen sei. Darum blieben nun diese Bilder unangefochten als Zeichen der Gerichtsbarkeit und des Marktrechtes eines Ortes.

Stellte man den „Roland" blos für den Zweck des „Heidenwerfens" her, dann dachte man sich in ihm eben nur die alte Heidenwelt verkörpert, und fuhr nun fort, an ihm Jahr für Jahr zur Beruhigung der Kirche und zur eigenen Belustigung sein Bekenntniß zu erneuern. „Rolande" solcher Art kommen neben jenen ersteren insbesondere in der Gegend von Holstein und den angrenzenden niederdeutschen Gebieten vor. Man vollzog an ihnen das uns schon bekannte Niederwerfen des Males, indem man nicht blos mit Kugeln oder Steinen nach ihnen warf, sondern auch mit Stöcken und Lanzen darauf losging. Insbesondere gewöhnte man sich, was sehr nahe lag, den Schild des Roland zur Zielscheibe zu nehmen, mit Spießen darnach anzureiten oder selbst mit Messern und Aexten darnach zu werfen, wobei natürlich ein guter Streich zur Ehre angerechnet wurde.

An einem Orte hatte man das Rolandsbild besonders sinnreich für diesen Zweck hergestellt und damit dem „Rolandsspiele" eine gewisse Feinheit gegeben. Den Rumpf des Roland bildete wie immer eine Holzwalze, aber diese war mitten querüber in zwei Hälften getheilt. Die untere Hälfte wurde unbeweglich festgestellt, die obere aber bewegte sich mit einem Zapfen auf jener rund um ihre Axe. Dieser bewegliche Theil des Roland trug dessen bunt gemalten Kopf, einen vor- und einen seitwärts ausgestreckten Arm desselben. An dem einen Arme war nun der Schild befestigt; rannte man diesen mit einem Stabe oder Spieße an, so drehte sich der ganze obere Roland in seinem Zapfenlager schnell herum. Die Bauern setzten sich zu Pferde, erhoben den Spieß und versuchten nun

dieses Kunststück. Wenn man aber das nicht sehr geschickt machte, so konnte man den Schild wohl sehr gut treffen, aber statt des Triumphes doch nur das Hohngelächter der Zuschauer davontragen. Der Roland hatte ja auch noch eine zweite Hand, und das war die strafende. In diesem ausgestreckten Arme hielt er nämlich an einer herabhängenden Schnur ein Säckchen aus Beuteltuch, das mit Asche gefüllt war. Traf nun der Bauer im Vorbeireiten den Schild, so drehte sich vom Stoße der Roland, und der Aschensack traf den Bauer auf den Buckel — wenn er es nicht sehr geschickt ausgeführt hatte. Das war sicher ein sehr unterhaltliches Spiel, wobei die Zuschauer nicht oft aus dem Lachen kamen. Um so größer war die Ehre des Siegers, welcher den Schild des Roland zertrümmert hatte, ohne mit dem Aschensacke gezeichnet worden zu sein.

Das Alles war nun, wie der Zusammenhang deutlich zeigt, nichts anderes, als jenes „Heidenwerfen", der christlich gewordene Abschluß des vorchristlichen Festbrauches. War er nun, eigentlich schon auf recht kurzem Wege, zur Volkslustbarkeit geworden — was konnte einem solchen noch Alles bevorstehen, wenn man erst einmal ganz auf seinen ursprünglichen Sinn vergessen hatte! Ich weiß nicht, wo der Leser gerade bekannt ist; aber es ist ziemlich gleich — soll ich ihn auf irgend eine rheinische „Messe", etwa auf die große nach Elberfeld, soll ich ihn nach der Vogelwiese bei Dresden führen? Glockenzeichen und schrille Drehorgeltöne locken uns zu einem beweglichen Zelte. Auf hölzernen Pferden hinter einander reitend sitzen Knaben und Bursche, und der Mechanismus führt sie im Kreise an einer Säule vorbei, von der ein lackglänzendes Antlitz lächelt. Darnach stoßen sie im Vorüberfliegen den Speer, und wer das Haupt trifft, empfängt irgend einen Siegerlohn. Der Leser kennt längst dieses „Ringelspiel", aber er bemerkt nun wohl auch, daß es nicht viel Anderes ist, als jenes „Rolandsreiten" und „Heidenwerfen" mit mechanischer Vorrichtung. Das „Ringelspiel" zieht überall den „Festen" nach, denn das „Heidenwerfen" gehört nun einmal zum Feste. Ja, genau genommen hat das Spiel sogar den alten Sinn und Namen gewahrt; denn was anderes soll denn das „Türkenstechen" und der Türkenkopf bedeuten?

Man weiß ja, daß seit den Zeiten der blutigen Türkenkämpfe für den Christen „Türken und Heiden" ganz gleichbedeutende Dinge waren.

Die alten Heiden eigenen Stammes waren den Leuten längst aus dem Gedächtnisse gekommen; sehr lebhaft aber drängten sich nun die Türken an ihre Stelle, und so wurde, was uns gar nicht wundern muß, aus dem Heidenmale — ein Türkenbild.

Wirkliche Schnitzbilder von der Form der Rolande sind aber die alten Malzeichen nur dort geworden, wo sich einige Kunstfertigkeit entwickeln konnte, ehe das Christenthum sich gerade diese Kunstübung verbat; also nur da, wo das Christenthum am spätesten hinkam, bei den Sachsen. Darum kann auch nicht überall aus dem Heidenwerfen ein Rolandsreiten und Türkenstechen geworden sein. Sonst blieb das Mal, wie wir so vielfach sahen, ein einfacher Pfahl oder eine Stange, aber kleinere Gebilde daran zu befestigen, war früh Sitte geworden. Darunter kehren insbesondere die Bilder von Vögeln sehr oft wieder, denn gerade mit verschiedenen Vögeln war es überhaupt nicht „geheuer". So sahen wir schon den Hahn auf der Spitze des wendischen Malbaumes. Die Langobarden befestigten hölzerne Tauben auf der Spitze der Stangen, die sie ihren Todten auf die Gräber setzten. Während die Einen beim „Todaustragen" Puppen und Bilder des „Todes" an die Malbäumchen befestigten, thaten die Andern dasselbe mit Krähen und Geiern.

Stachen nun jene holsteinischen Bauern so lange nach dem Brette in der Hand ihres Roland, bis der letzte Splitter herabgestochen war, warf man im Klosterhofe mit Steinen nach der Stange, so kann man eben so gut jenen Vogel auf derselben zur Zielscheibe genommen haben. Trat nun aber eine sinnreicher gefertigte Schußwaffe, wie etwa die Armbrust, an die Stelle der einfachen Steinschleuder, warum sollte man nun nicht mit der Armbrust nach dem Vogel auf der Stange geschossen haben?

So stehen wir denn wieder vor einer neuen Form des Heidenwerfens, dem „Vogelschießen", dessen eigentliche Zeit die Pfingstzeit ist. Auf diesen geschichtlichen Zusammenhang deuten noch mancherlei Dinge.

In den alten Rheindörfern hatte man gewöhnlich alte Ulmen als Malbäume auf den Malstätten der Dörfer, und gerade in diese Bäume pflegte man früher, wo eine Vogelschützengilde bestand, die Vogelstange aufzustecken. Dorthin gehörte sie wirklich. Diese Art Schützen wußten es auch noch ganz wohl, daß sie gleich den frommen Kegelschiebern mit

ihrem Schießen ein recht christliches Werk übten, und so lange die Länder katholisch blieben, blieben auch diese Schützengilden in ihnen eine Art von frommer Schutzwache der christlichen Kirche; sie stellten sich ihr, so lange nicht der Protestantismus dieses Band löste, ganz zu Verfügung und wurden umgekehrt wieder in deren Schutz und Schirm aufgenommen. Sie waren zur „Verherrlichung" der Kirche da und erwarben sich dadurch mit ihrem frommen Spiele Verdienste für die Ewigkeit. Diese Verbindung hat darum in katholischen Ländern nicht nur nicht ganz aufgehört, sondern sie ist sogar auch auf die jüngern Gilden der Kugelschützen übergegangen. Schützengilden sind immer noch halb und halb Kirchenvereine.

Einstmals stand denn auch das Vogelschießfest noch in unmittelbarer Verbindung mit dem Gottesdienste. Es begann mit einem solchen in der Kirche und stand unter einer gewissen Leitung der Geistlichkeit. Nach altem Herkommen ging der Pfarrer mit hinaus zur Vogelstange, und wenn das letzte Stück vom Vogel herabgeschossen war, dann begann eine Feier, als ob es sich wirklich immer noch um den Triumph des siegenden Christenthums über das gestürzte Heidenthum handelte. Der Pfarrer selbst stimmte dann das Tedeum an, die ganze Gemeinde fiel mit den Schützen ein, alle Glocken wurden geläutet, und es brach ein allgemeiner Jubel aus. Das Alles hätte gewiß gar keinen Sinn gehabt, wenn es sich blos um einen guten Schuß gehandelt hätte. Wie man vielmehr zu Paderborn das Fest feierte zur Erinnerung, „daß die Abgöttrei gestürzt und abgethan sei", so beweist auch jenes „Tedeum", daß die frommen Schützen eine gleiche Arbeit geleistet zu haben glaubten.

Unter den Heiligen der katholischen Kirche wählten sich die Armbrustschützen den heiligen Sebastian, der den Tod unter den Pfeilen der Heiden gefunden hatte, zu ihrem Patron, weshalb sie in einzelnen Gegenden auch „St. Sebastiansbrüder" hießen. Sie rächten nun alljährlich ihren Patron, indem sie ihre Pfeile nach dem Heidenthume richteten.

Es ist nicht gesagt, daß etwa die genannten kriegerischen Uebungen an sich als ein Ausfluß der alten Festbräuche zu betrachten wären; das ist selbstverständlich nicht der Fall. Man hat sich natürlich im Reiten, im Stoßen mit Schwert und Spieß geübt, ohne im geringsten dabei an ein „Heidenwerfen" zu denken. Man benützte sogar, in Frankreich so

gut wie in Dänemark, eine Art Puppen für solche Uebungen, so wie unsere Soldaten nach Scheibenfiguren schießen, nur um sich zu üben; nur die genannten Spiele des Rundreitens, Türkenstechens und Vogelschießens als solche stammen nicht von den allgemeinen Waffenübungen, sondern von dem oft genannten Schlußakte alter Festfeiern her. So ist es denn auch die Rücksicht auf die Uebung des Waffengebrauches gewesen, welche vorzugsweise die jungen Gesellschaften und Corps der Kugelschützen zusammengeführt hat, aber nichts desto weniger haben auch diese manches von ihren älteren Vorgängern übernommen, und wenigstens ihre Festfeiern stehen noch in derselben nahen Beziehung und Verbindung mit der Kirche, als ob sie die direkten Erben jener halbkirchlichen Brüderschaften wären. Das Fest, an welchem die Kirche ihren größten Staat entfaltet, das Frohnleichnamsfest, ist darum zugleich auch das Hauptfest des Schützenpompes. Die katholische Kirche feiert in diesem Feste, das erst seit 1264 eingeführt ist, ihren Sieg und Triumph, und darum gehört eine solche Gilde dazu.

Die Schießordnungen dieser Kugelschützen waren früher viel mannigfaltiger als heutzutage, und während unser „Schützenkönig“ immer noch an den „Maikönig“ und ähnliche Spiele erinnert, sprechen die ältern Einrichtungen und namentlich die Benennungen derselben, wie sie z. B. noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts üblich waren, sehr deutlich dafür, daß nicht zwar die Schießübung jener, aber die Spielordnung dabei direkt von einem Spiele, wie dem „Ringel- oder Türkenstechen“ und in letzter Reihe dem Rolandsreiten entlehnt war. Nur Einiges darüber wird dem Leser genügen; ich entnehme es als Stichprobe einer Schützenordnung (von 1738) der Trautenauer Schützen.

Jeder Schütze hatte der Reihe nach ein Schießen zu veranstalten und dazu die Gewinnste auszusetzen. Der Gewinnste aber waren immer drei, und sie hießen der „Ritter“, der „Kranz“ und das „Beste“. Die beiden ersten erinnern deutlich genug an die Rittergestalt, nach der man einst beim „Heidenwerfen“ im Rennen stach. In der That wurden nun zwei Scheiben in verschiedener Entfernung aufgestellt, und das Schießen nach der ersten bedeutete das „Rennen“, das nach der zweiten das „Stechen“; darum hieß jene, was vom Standpunkte des Schießens aus gar keinen Sinn hätte, die „Rennscheibe“, diese die „Stechscheibe“,

und man gebrauchte immer noch die Ausdrücke, „um das Beste rennen", den „Ritter stechen". War dem Rolandsreiter das Anrennen nicht gelungen, so war es natürlich mit dem Stechen nichts. Ganz so bestimmte auch die Schießordnung. Bei der „Rennscheibe" kommt es auf einen bestimmten Punkt nicht an, man hat nur im allgemeinen das Schwarze zu treffen. Ehe aber „gestochen" wird, muß immer „gerannt" werden; das heißt, die Schützen müßen erst je zwei Schüsse auf die Rennscheibe abgeben, und nur diejenigen, welche dabei zum öftesten schwarz getroffen, können dann auf die Stechscheibe schießen oder „stechen". In dieser Scheibe aber ist ein Centrum bestimmt, und wer diesem zunächst trifft, der hat je nach Lage der Preise den „Ritter" oder den „Kranz" „gestochen".

Man sieht also, daß auch diese jüngeren Schießordnungen nicht aus der Handhabung der Waffe zu Uebungszwecken hervorgingen; sie haben vielmehr nur die neuen Waffen in das alte Spiel eingeführt, und einzelne Schützengesellschaften, welche zum Theil immer noch diese alten Ordnungen aufrecht erhalten haben, machen sich, ohne sich dessen bewußt zu sein, auch heute noch um die Vernichtung des Heidenthums wol verdient.

Daß auch am Pfingstfeste nach der Vorväter Glauben die Geister wieder unter die Menschen kommen, ist eigentlich schon durch die zuletzt genannten Pfingstspiele festgestellt, denn diese müßen sich ja ursprünglich an die übliche Austreibung derselben angeschlossen haben, oder vielmehr, sie bildeten diese selbst. Also müssen auch vordem die Geister anwesend gewesen sein. Nur ist dieser Glaube von verschiedener Lebhaftigkeit, je nachdem wir ihn im Westen oder Osten antreffen. Die an irgend eine Zeit angeknüpften Belustigungen und Spiele sind allmälig überall aufgenommen und ausgetauscht worden; aber nur wo sie wirklich von Anfang an daheim waren, ist auch der Geisterglauben in Spuren erhalten oder weiterhin wirksam gewesen. Im Westen blieb der erste Mai das volkthümliche Hauptfest und zur christlichen Pfingstzeit wiederholten sich nur dieselben Spiele als etwas Geborgtes. Im Osten war das anders, und je weiter wir nach Osten kommen, desto ursprünglicher zeigt sich die Verbindung der Bräuche gerade mit der Pfingstfestzeit; darum ist hier auch der Geisterglaube noch sehr lebhaft.

Im ganzen Osten, auch jenseits der deutschen Sprachgrenze, weiß man von zeitweilig spukenden Geistern. Ruthenen, Polen, Masuren haben ihre „weißen Leute", „kalten Leute" und wie sie sie sonst mit allgemeinen Namen nennen; oder sie geben ihnen eigenartige Bezeichnungen. Der Masure hat das deutsche Wort Kobold aufgenommen, der Ruthenen nennt sie Rusalky. Er weiß nun noch, daß diese Rusalky gerade zu Pfingsten unter die Menschen kommen, und von da bis St. Peter unter ihnen weilen. Natürlich wohnen sie nun wieder nach alter Gewohnheit am liebsten unter Bäumen, oder, was einem Geiste ja möglich sein muß, in Bäumen. Daher stammt nun die Sitte, um diese Zeit die natürlichen Bäume zu schmücken. Die Kleinrussen hängen zu diesem Zwecke allerlei Gaben, darunter auch Stücke Zeug an die Aeste.

In Böhmen und in der Mark Brandenburg hat sich die „Austreibung" auch noch zur Pfingstzeit in den einfachsten Formen erhalten. In einigen tschechischen Ortschaften macht man zu diesem Zwecke eine Stunde lang mit allen beliebigen Mitteln einen Höllenlärm. Im Böhmerwalde besorgen die Burschen diesen „Hexentusch" nur mit Peitschen. Schon mehrere Tage zuvor haben sie sich gewissenhaft auf diese Instrumente eingeübt, um einen möglichst lauten Knall zu erzielen. Der unausstehliche Lärm, den dann alle zusammen zu Stande bringen, treibt die „Hexen" aus Wohnungen, Ställen und Scheunen. Dieselbe Uebung hat sich aber auch an einigen Orten der Mark erhalten.

Wiederholt konnten wir schon die Beobachtung machen, daß im Laufe der Zeit das Wort Hexen für zwei zwar verwandte, aber doch auch wieder recht verschiedene Begriffe gebraucht wurde, indem man in älterer Zeit die umgehenden Geister, in jüngerer aber diejenigen Personen so nannte, welche entweder von solchen Geistern besessen oder mit solchen zu Zauberzwecken verbündet waren. Indem nun diese zwei verschiedenen Begriffe einander ablösten und verdrängten, behauptete man nun auch von dem jüngern Begriffe alles das, was einst von dem alten behauptet werden konnte — so bilden sich mitunter ganz merkwürdige, märchenhafte Meinungen. Indem sie von einem Geschlechte auf das andere übergehen, werden sie zum allgemeinen Volksglauben. Die Alten hatten in ihrer Art ganz recht, wenn sie sagten, auch zu Pfingsten kämen die „Hexen" wieder zu ihnen, um mit ihnen das große Fest zu feiern —

sie meinten aber die Geister. Wo war nun aber jetzt die Versammlung Aller, wohin jene kommen konnten? Die war in der Kirche. Um so mehr sahen sich die Geister gerade dahin geladen, als man zur Pfingstzeit die Kirche so mit Reisern zu schmücken pflegte, daß sie dem alten Haine innen und außen möglichst ähnlich sah. Da wohnten nun die Geister wieder in den Zweigen, wie einst im heiligen Haine, und wer durch die Zweige sah, der sah, so gut man Geister sehen kann, eine Versammlung von Geistern — von „Hexen" sagten die Alten. Die Jungen aber dachten sich schon alle Hexen wenn nicht als Katzen so als alte Weiber, und die kann man ja bekanntlich sehen. Sie sagten aber auch, wie die Alten gesagt: wenn man zu Pfingsten in der Kirche durch die Maienzweige sieht, so kann man alle Hexen sehen. Aber das hatte nun einen ganz andern Sinn, wie ehedem. Man meinte nämlich, möglicher Weise könne ja jede Nachbarin eine Hexe sein. Mitunter geschehen ja merkwürdige Dinge. Plötzlich versiegt der Kuh die Milch, und die Kinder bekommen den Weichselzopf; das passirte früher, als die Hexen noch ihr Unwesen trieben, den achtbarsten Leuten. Oder es fielen Raupen auf die Obstbäume, natürlich aus der Luft. Dann war irgend eine Hexe in der Nähe, die man nicht kannte. Es konnte die Frau Nachbarin, auch eine Frau im eigenen Hause sein; man kannte sie nicht. Da war es nun sehr gut, zu Pfingsten zur Kirche zu gehen. Stellte man sich hier so, daß man durch die Maienreiser des Kirchenschmuckes hindurch sehen konnte, so erkannte man in der frommen Versammlung diejenigen Damen, welche in ihren Mußestunden boshafte Hexereien trieben — man „sah die Hexen". So entstehen durch Vererbung und Umgestaltung zugleich, wenn beide in keinem organischen Zusammenhange stehen, die märchenhaften Züge des Volksglaubens.

Jüngere Feste der Zeit.

Die Feier des Frohnleichnamsfestes hat in zu später Zeit begonnen, als daß sich sehr alte Gebräuche hätten dazu gesellen können, die nicht dem kirchlichen Gepränge angehörten. Nur das Aeußerliche, was überhaupt zu einem Sommerfeste gehörte, ist hinzugekommen. Dazu gehört vor allem der reiche Schmuck der im Freien aufgebauten Altäre

mit Maien und Maibäumen und Blumen. Hierin wiederholt sich die Festsitte von Pfingsten und ein Anklang an die des Palmsonntags. Man schmückt auch an diesem Tage gerne die Häuser, insbesondere die Vorhallen der Bier- und Weinhäuser mit solchem Grün; indem man aber schon das bei den genannten Altären verwendete nimmt, erreicht man damit noch denselben Zweck wie mit den Palmreisern; auf jene Maien ist die Weihe des Priesters gefallen, und sie sind in dem unmittelbaren Bereiche des Allerheiligsten gewesen; sie vermögen also auch alle Einflüsse vom Hause fern zu halten. Darum fällt das Volk, sobald der Umzug einen Altar verlassen hat, über denselben her und reißt Maien und Kränze an sich, als ob es sich darum handelte, eine Plünderung vorzustellen. Weil dieses das größte Siegesfest der katholischen Kirche darstellt, so haben sich, wie erwähnt, die Schützengesellschaften damit verbunden. Sie halten an diesem Tage ihre Hauptparade, bilden die Ehrenwache Gottes, der unter dem Himmel einhergetragen wird, und verkünden mit Freudenschüssen den Sieg des Christenthums; das „Königschießen" fällt vielfach als eine Fortsetzung dieses Festes auf den nächstfolgenden Sonntag.

Dagegen ist auf das vorangehende Himmelfahrtsfest noch mancherlei von dem alten Zauberglauben übertragen worden. Unmittelbar vor diesem gehen die drei Bittage vorher, welche ehedem strenge Bet- und Fasttage waren. Sie haben denselben Sinn und Zweck wie die Markusprozession. Die Legende leitet den Gebrauch von einem Unglücke her, das einst die Stadt Vienne in Frankreich traf, indem durch ein Erdbeben, also gewissermaßen eine Bewegung der Unterwelt, die Stadtmauern erschüttert worden waren. Man zog also unter Beten und Singen zur Abwendung dämonischer Einflüsse auf die alten Malstätten hinaus. Diese Feier wurde im Jahre 511 durch eine Synode zu Orleans verallgemeinert, wie ja wirklich überall dämonische Einflüsse zu bekämpfen sind. Insbesondere hängt von solchen, wie wir wiederholt sahen, die Jahreswitterung und das Gedeihen der Feldfrüchte ab. Man besucht also ganz wie am Markustage an drei aufeinanderfolgenden Tagen je drei Kreuze oder Malstätten, wobei man alle Heiligen um Fürbitte anruft.

Mitunter vereinigten sich bei solchen Umzügen, insbesondere aber bei dem des Frohnleichnamsfestes, die Bewohner einer Stadt nach Zünften

unter ihren Zunftfahnen geordnet. Diese Fahnen sind aber im Wesentlichen auch heute noch die auf einem Stangengerüst getragenen Bilder desjenigen Heiligen, unter dessen Patronat die betreffende Zunft steht. Geradeso hat man auch schon in der Heidenzeit tragbare Malzeichen der Gottheiten herumgetragen; ein Concil hat diese Umzüge zwar schon im 8. Jahrhundert verboten; dennoch erfuhren noch spät die Bilder der Heiligen ganz dieselbe Behandlung. Es ist im Grunde ganz dasselbe, ob man das gemalte Bild der Maria an einer Stange, oder das geschnitzte auf einer Tragbahre trägt; beiderlei ist bis heute bei Prozessionen noch üblich. Aber noch im Anfange des 17. Jahrhunderts behandelten dabei, wie wir aus einem Mandate Herzog Max I. von Baiern wissen, die Zünfte ihre Heiligenbildnisse ganz so, wie es heute noch die Afrikaner mit ihren verschiedenen Malzeichen machen, die wir Fetische nennen. Wie St. Georg immer noch an seinem Festtage ausreitet, so führte jede Zunft ihren Heiligen an seinem Festtage herum und ließ Trommler und Pfeifer vor ihm einhergehen. Dafür verlangte man aber auch, daß der Heilige gutes Wetter schaffe und suchte das geradezu zu erzwingen, indem man dem Heiligen drohte, ihn, beziehungsweise sein Bild, wie jenes weggeworfene Mal oder die Todtenpuppe zu behandeln. Man machte nämlich Anstalt, dasselbe in das Wasser zu werfen. Dieser Prozeß endigte aber immer damit, „daß Ein oder Zween aus dem Haufen für die Heiligen, damit sie nit in das Wasser geworfen, Porg werden (Bürgen würden, sich verbürgten), samb werden sie gewiß schön Wetter hernach bringen, mit dem Wahn und Glauben, es muß notwendig schön Wetter erfolgen". Man schonte also die bedrohten Bilder nur gegen Bürgschaft und glaubte, die Heiligen würden sich nun verpflichtet fühlen, willfährig zu sein. Man kann nicht zweifeln, daß hiebei die Heiligen nur an die Stelle älterer Persönlichkeiten getreten sind.

Das Johannisfest.

Wie der Frohnleichnamstag so gut wie nichts mit altdeutschem Festwesen gemein hat, so ist die Festzeit des Johannistermines wieder vollständig der kirchlichen Feier entrückt. Sie ist fast ausschließlich eine vorchristliche oder außerchristliche Festzeit, in die St. Johann der Täufer

nur als derjenige Heilige aufgenommen wurde, welcher unter den Kalenderheiligen dieser Zeit — Alban, Paulin, Edeltrud — der bedeutendste und seinem Leben nach dem Volke bekannteste war, obwohl er nicht genau die Mitte der Sonnenwendzeit bezeichnet. Diese allein feiern zu wollen, dürfte auch dem Volke kaum in den Sinn gekommen sein. Die Gründe, welche dasselbe antrieben, gerade in diese Wendezeit festliche Zusammenkünfte zu verlegen, mögen im Einzelnen so verschieden gewesen sein, wie die klimatischen Verhältnisse es heute noch sind. Für die Bewohner hoher und rauher Gebirgsländer beginnt erst um diese Frist das eigentliche Sommerleben. Auf dem Riesengebirge zieht man erst zu Johanni in die Sommerbauden, und in Norwegen und Schweden beginnt erst um diese Zeit der Viehaustrieb. Nicht viel anders muß es in dem rauhen Osten Europas gewesen sein. Die Masuren bereiten heute noch zu Johanni ihr neues Feuer und deuten damit an, daß ihre Vorfahren von diesem Tage an das neue Jahr zählten. Für die nach Westen gewanderten Deutschen mag vielleicht mehr eine alte Erinnerung als die Nöthigung des Lebens diesen Termin festgehalten haben. Für die meisten Gegenden aber traf die Sonnenwende mit einer Rastzeit zusammen, die zwischen der vollbrachten Heuernte und der Getreideernte lag. Die Beendigung der Heuernte brachte neuerdings Beweglichkeit unter die Heerden, indem nun aller Wiesengrund zur Brache wurde und der Beweidung durch die Heerden sich öffnete. Es mochte sein, daß in solchen Gegenden, insbesonders wenn die „Johannisregen“ vorüber waren, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit die schmalen Bergthäler überfluthen, die Heerden von den Bergen wieder in die Nähe der bewohnten Gegenden zurückzutreiben sich rüsteten, da die aufgelassenen Wiesen nun auch dort Weiden boten.

Wie immer dem sei, Johanni erscheint als die vierte Hauptzeit des Jahres. War diese auch nicht überall von eben so großer wirthschaftlicher Bedeutung, wie die drei anderen, so ließ sie doch der Geselligkeit freien Spielraum. Mit dieser tritt aber auch die alte Vorstellung von der Anwesenheit der Geister ganz besonders hervor. Während die jüngere Frohnleichnamsfeier kaum eine solche Bedeutung aufweist, ist die Johanniszeit die echte Spuk- und Geisterzeit. Darin zeigt sich am besten der vorchristliche Charakter derselben.

In Ostpreußen, insbesondere unter den Masuren treffen wir die Feier noch in einem Zustande, der dem älteren nur wenig fern stehen kann; die Kirche hat damit gar nichts zu thun. Die Leute versammeln sich am Abende vorher auf einer Anhöhe, wo sie bei einem mächtigen Feuer unter Lust und Fröhlichkeit und allerlei Scherzen die ganze Nacht durchwachen. Wachen und Feuer gilt, wie wir schon wissen, gleichviel gegen den schädlichen Einfluß der Geister. Das Feuer gilt also auch hier als ein „Helfeuer", wie es denn auch wirklich schon in einem Synodalstatut aus dem 14. Jahrhunderte genannt wird.

An einigen Orten Ostpreußens aber ist dieses Feuer immer noch mehr als ein bloßes Helfeuer, es ist jenes neue Feuer, welches alljährlich angezündet wird, um jeden Herd des Dorfes mit einer verjüngten Flamme zu versehen. In diesen Orten wird dann um die Abendzeit alles Feuer im ganzen Dorfe ausgelöscht und ein neues Feuer in der alterthümlichsten Weise nicht durch Stahl und Stein, sondern durch Reibung zweier Hölzer angezündet. Doch hat man, um die großen Schwierigkeiten in unserem Klima zu überwinden, doch schon einen gewissen Mechanismus zu Hilfe genommen. Der gewöhnliche „Feuerbohrer", wie er noch heute bei wilden Völkern anzutreffen ist, besteht gemeiniglich aus einem flachen, brettchenartigen und einem spitzen, stabartigen Holze. Das flache legt man auf den Boden, und quirlt darauf, die Spitze immer auf einen und denselben Punkt gerichtet, so lange den Stab zwischen den flachen Händen, bis das Brettchen an der geriebenen Stelle zu glimmen beginnt. Die Masuren haben den Apparat umgekehrt. Sie rammen nämlich einen Eichenpfahl in die Erde fest und stecken auf dessen Spitze ein Wagenrad. Dieses müssen dann Bauernknechte, die sich bei der ermüdenden Arbeit ablösen, so lange auf dem Pfahle drehen und im Schwunge erhalten, bis sich der Pfahl entzündet, was ja mitunter unbeabsichtigt auch bei einer Wagenachse geschieht. Von diesem Feuer nimmt dann jeder einen Brand mit in sein Haus und erneuert damit das Herdfeuer. Es findet also hier zu Johanni dasselbe statt, was die katholische Kirche symbolisch am Ostersamstage vornimmt.

In Westdeutschland hat man früher noch ein „Johannisessen" gekannt, welches der alten geselligen Festmahlzeit entspricht. Auch pflanzte man vordem dem entsprechend einen Malbaum. Noch schmücken da

und dort slavische Mädchen einen Tannenbaum wie zum Frühlingsfeste mit Eiern und Blumen, um ihn dann singend zu umtanzen. Den Tanz hat man auch in Westdeutschland den Leuten nicht ganz nehmen können, aber die Bäumchen hat man ihnen verboten. Man hat sich zu helfen gewußt. Durfte man nicht unter der grünen Krone eines Baumes tanzen, so machte man wenigstens aus grünen Reisern eine „Krone", und hing sie in der Luft über den Tanzenden auf. Das ist die „Johanniskrone", der verkümmerte Rest eines Sommer-Malbaumes. In den vorgenannten „Wendendörfern" war man aber noch lange dabei geblieben, auch zu Johanni einen wirklichen Malbaum zu pflanzen. In einigen Gegenden schlossen sich auch Kampfspiele und Königsschießen an diese Zeit an.

Um den Festtanz aufzuführen, schien selbst noch in den Städten des Rheinthals eine solche „Johanniskrone" ganz unerläßlich. Man stellte sie aus Reisern her und schmückte sie mit Eierschnüren, Blumen, Buntpapier und Flittergold, gerade wie einen Maibaum; die alte Zeit machte gern Plätze und selbst Gassen der Städte zu Tanzplätzen; dann hängte man die Johanniskrone wie eine Straßenlaterne an quergezogenen Schnüren darüber. Mitunter beleuchtete auch wirklich eine in der Krone angebrachte Kerze den Tanzplatz.

Der Tanz dauerte Nacht für Nacht fort, so lange die Krone grün blieb. Dabei traten noch andere Spuren alter Festfeier wieder hinzu. Man sammelt in der Nachbarschaft und unter den Zuschauern kleine Gaben und Geldstücke und bereitet daraus ein gemeinschaftliches Festmahl aus Wecken und Milch oder Reisbrei. Ein althergebrachtes Spiel versetzt uns dann in die Zeit, da man einst unter der Krone des lebenden Malbaumes die Ehe schloß und die Hochzeiten feierte. Um einen Burschen bilden die Spielenden einen geschlossenen Kreis und rufen ihm singend zu, er möge sich, wenn er Geld habe, ein Weib nehmen; ein „Kirmesweib", fügen sie erläuternd zu. Der wählt nun ein Mädchen aus dem Kreise und zieht es in denselben. Die Umstehenden fordern nun das Paar auf, den Hochzeitstanz zu thun, und wenn das geschehen ist, niederzuknien, dann wieder aufzustehen und einander zu küssen. Ist auch das geschehen, so folgt ein anderer Bursch, ein anderes Paar.

Zu den besonderen Vergnügungen am Johannisabende gehörte

früher zu Köln ein öffentliches und gemeinsames Bad, das die Frauen im Rhein nahmen. Der Dichter Petrarca war 1337 Zeuge dieses Brauches und hat ihn beschrieben; er ist seither abhanden gekommen.

Als Geisternacht tritt die Johannisnacht nach Osten zu immer mehr hervor. Bei den Nordgermanen und den Slaven tritt sie ganz und gar an die Stelle der deutschen Walpurgisnacht. Allein über Feld zu gehen gilt in dieser Nacht den Slaven durchaus nicht für rathsam, denn die Luft ist da voll Geister, und die „Víly" haben in dieser Nacht die größte Gewalt über den Menschen. Auch diese Geister fliegen alle den Kreuzwegen und gewissen Bergen zu. Dabei wiederholt sich im Slavischen ziemlich genau die Geschichte vom deutschen „Blocksberge". „Lysa gora" ist der Berg mit dem kahlen Scheitel, „Babí hora" heißt der Großmutter- aber auch der „Hexenberg", und Baba bedeutet auch genau so viel wie unser Hellja. So bezeichnete Berge sind es überall, wohin zu Johanni die slavischen Hexen fliegen, und Mähren hat noch im Radhoscht seinen besonderen Blocksberg.

In Norwegen ist neben Weihnachten insbesondere Johannisnacht die eigentliche Hexennacht. In geringerem Maße ist das auch in Deutschland der Fall. Wieder öffnen sich in dieser Geisternacht die Schatzgrüfte, und die Schätze heben sich empor; aber mit einem bestimmten Glockenschlage versinken sie wieder, und Felsen und Erde schließen sich. In Brandenburg sagt man, die versunkenen Schätze heben und sonnen sich um diese Zeit, und in Tirol tanzen wieder wie zur heiligen Osterzeit blaue Flämmchen über ihnen.

Zauberkräfte hat sich das Volk immer an die Anwesenheit der Geister geknüpft gedacht, denn die Hilfe der Geister und ihrer Kräfte für irgend einen menschlichen Zweck zu benützen, das ist ja der Begriff des Zauberns. Diese Kräfte dachte man sich denjenigen Dingen anhaftend, welche mit den Geistern in unmittelbare Berührung gekommen waren. In unmittelbarster Beziehung aber stand, so glaubte man durch das ganze Mittelalter hindurch, der Geist zu dem Grabe. Darum hat man noch spät gerade durch den Staub vom Grabe eines Heiligen Heilung gesucht. Nun waren aber auch wenigstens in früherer Zeit gerade diejenigen Plätze, auf denen man die Johannisnacht spielend und scherzend verbrachte, heilige Leichenstätten gewesen. Mochten nun auch die Geister

wo anders weilend gedacht werden, zu diesem Feste kamen sie sicherlich herbei, und darum galt nun alles, was um diese Zeit auf der Malstätte gewesen war, durch die Berührung mit den Geistern für zauberkräftig. Daher stammt vorzugsweise der üppige Blumenzauber dieser Zeit. Darum sind gerade diejenigen Blumen so heilkräftig, die zur Johanniszeit blühen, und darum führen wieder so viele Heilkräuter den gesegneten Namen dieser Zeit. Aber ursprünglich hing die Heilkraft nicht an der Art der Pflanze, sondern es gehörte unbedingt dazu, daß sie durch die Geister berührt worden war, und dessen war man nur sicher, wenn man sie in der Geisternacht und auf der Malstätte pflückte.

In Ostpreußen geschieht das auch alles noch in alter Ordnung. Man bringt auf der betreffenden „Anhöhe" die Nacht wachend zu, und gegen den Morgen hin sammelt dann jeder an dieser Stelle verschiedene Kräuter, die aufbewahrt, Menschen und Thieren von den verschiedensten Krankheiten helfen können.

Oder man sammelt schon am Johannisabend „neunerlei" Kräuter — Kamillen und Hollunder sind immer dabei — und macht daraus Kränze. Aber man darf bei dieser Arbeit ja kein Wort sprechen. Wird dann jemand krank, so genügen ein paar Blüthen aus diesem Kranze als Thee. Alle diese Kräuter, sie mochten in der Naturgeschichte wie immer heißen, wurden ursprünglich „Johanniskraut" genannt. Weil aber einige um diese Zeit insbesondere hervortraten oder gerade eine ausnehmend passende Verwendung finden konnten, so hat sich an sie vorzugsweise der Name geknüpft, und man hat ihnen an und für sich die Heilkräfte zugeschrieben. Insbesondere behielt das Harthen (Hypericum perforatum) den Namen Johanniskraut für sich. Es blüht um diese Zeit, und die gelben Blüthen scheinen selbst Wunderkraft zu haben, indem sie blutroth färben. Landleute nennen diesen Saft wohl auch St. Johannisblut.

Natürlich können solche Kräuter nicht nur heilen, sondern auch die Zukunft andeuten, wenn man es geschickt einleitet. Von der „Fetthenne" pflückt man in der Johannisnacht zwei Stengel — immer ohne ein Wort zu sprechen — und steckt sie unter einen Balken der Stube; an ihrem Befinden kann man dann sehen, ob zwei bestimmte Leutchen „sich

bekommen". Kränze aus anderweitigen Johannisblumen werfen die Mädchen kopfüber gegen einen Baum. Bleibt der Kranz hängen, dann heiratet die Werferin im nächsten Jahr; so oft er herunterfällt, so viel Jahre der Geduld!

Das Farnkraut blüht nur in der Mitternachtstunde der Johannisnacht. Wer die Blüthe findet, sieht alle in der Erde vergrabenen Schätze. Es war nicht schwer, zu diesem Zusammenhange der Gedanken zu kommen. Die Schätze stehen auch in der Johannisnacht offen, weil die Geister abwesend sind; andererseits geben die „Todtenkräuter" — auch so heißen jene Zauberkräuter — gerade wieder in Folge der Anwesenheit der Geister auf den Todtenfeldern das Verborgene an; so kann man also auch hoffen, durch den Besitz solcher Kräuter zur Kenntniß der Schätze zu gelangen. Darauf beruht die Vorstellung von einer „Wünschelruthe". Eine solche muß in der Johannisnacht geschnitten werden, und sie zeigt dann durch ihr Verhalten dem glücklichen Besitzer die Stelle an, wo ein Schatz liegt. Eine jüngere Zeit hat sich aber nicht begnügt, nach jenen Schätzen in der Erde zu wühlen, welche einmal mit Verstorbenen dahin versenkt wurden, sondern in den deutschen Bergen blühte allmälig der Bergbau auf. Das Volk machte nun aber zwischen Schätzen und Schätzen keinen Unterschied mehr und blieb der festen Ueberzeugung, daß man mittels einer „Wünschelruthe" auch die Erzlager in den Bergen entdecken könne. Selbst im verständig betriebenen Bergbau hat darum in früheren Zeiten dieses Zauberinstrument keine geringe Rolle gespielt. So oft es seine Besitzer betrog, wuchs natürlich Gras über die Geschichte; wollte es der Zufall einmal besser, dann wuchs der Glaube an dieses Instrument.

Gegen die Festfeier zur Sonnenwendzeit eiferten schon die ersten Bekehrer sehr eindringlich. Sie konnten auch nicht anders. Der heilige Johannes, so angesehen er sein mochte, er konnte doch das Fremdartige des alten Festes nicht verdecken. Er hat der Sache niemals mehr als den Namen geliehen, und wahrscheinlich ist er in vielen Gegenden erst dadurch zum Kirchenpatrone geworden, daß schon vor dem Täufer eine heilige Quelle und ein Volksfest um die Zeit seines Kalendertages vorhanden war. Im übrigen stand gerade dieses Fest in all seiner heidnischen Blöße da und mußte so die Verfolgung der Bekehrer auf sich ziehen.

Nur das Geister verscheuchende Feuer konnte wieder Gnade vor ihren Augen finden, denn dasselbe ließ sich ja auch als ein christlicher Protest gegen die alte Festgesellschaft deuten. Hinter dieses Feuer, dem es früher an einigen Orten sogar an kirchlicher Weihe nicht gefehlt hatte, verschanzten sich dann die wenigen Reste des Festes: Jubel, Tanz und Gesang durch die laue Sommernacht.

Selbst fürstliche Personen verschmähten es früher nicht, mit in den fröhlichen Reigen um das Hexenfeuer zu treten; es brannten solche selbst in der Nähe der Städte, ja sogar auf den Plätzen und in den Gassen. Erst später zog sich die bessere Gesellschaft zurück, und die Rücksichten auf die Sicherheit beschränkten die Feuer nur auf entlegenere Plätze. Endlich bemächtigte sich nur noch die Jugend der Sache. Noch ist sie nicht ganz abgestorben, aber im Rückgange begriffen.

Es war ein fröhliches, wenn auch nicht ganz gefahrloses Treiben. Wochenlang vorher versicherte man sich der Geneigtheit der Hausfrauen und Wirthschafterinnen, daß sie ja keine „Hexe" verwarfen, sondern die abgekehrten Besenstümpfe für den Bittenden zurücklegten. Andere fochten von Haus zu Haus, um in der Johannisnacht einen recht großen Haufen auftürmen zu können. Was man auch zu Hilfe nahm, Reisig, Stroh, Pechtonnen u. dgl., solche Besen mußten nach guter alter Sitte die Hauptnahrung dem Feuer gewähren. Denn gerade wie bei den anderen Festen kam es auf das Verbrennen der „Hexen", auf das Verscheuchen der Geister an. Daß das gegen den eigentlichen Festsinn schon am Vorabende vor Johanni geschieht, das könnte wohl die Kirche selbst mit veranlaßt haben; aber die Sitte ist nicht überall dieselbe. In den österreichischen Alpen sollen die Feuer erst am Abende des 24. Juni, also zum Schlusse des Festes entzündet werden. An Stelle des Reigentanzes und Gesanges ist nur noch das wilde Springen und Rennen der Burschen zurückgeblieben, die die brennenden Besen in die Luft schleudern — aus der Ferne gesehen immer noch ein anmuthiges Schauspiel.

Dieses Schauspiels wegen zündet man heute allein noch die Feuer an. Früher hatte man den unmittelbaren Nutzen im Auge ganz nach demselben Gedankengange, den wir beim Osterfeuer und Maifeuer, beim „Helfeuer" überhaupt kennen lernten. Indem es die Geister und mit ihnen die möglichen bösen Einflüsse derselben von Saaten und Viehstand ver-

scheuchte, brachte es diesen, so weit seine Kraft reichte, Segen, und dieses Segens glaubte jeder theilhaft zu werden, der irgend wie etwas dazu beitrug; darum wurde Alles nützlich und vortheilhaft, was damit zusammenhing. Dasselbe auch nur zu umtanzen, ist von Nutzen; denn wen es so unmittelbar beleuchtet, daß es ihn, wie nicht selten geschieht, sogar versengt, an dem kann sich keine böse Macht festhalten. Es riskiren es daher die Jungen gerne, geschwärzt und berußt nach Hause zu kommen; selbst der Schaden an den Kleidern bringt Segen ins Haus. Die Hexe braucht blos durch irgend einen Ueberrest an das Johannesfeuer erinnert zu werden, so reißt sie aus wie Schafleder. Darum bringen die Jungen in einigen Gegenden Böhmens auch Kohlen und verkohlte Scheite mit nach Hause, und der Bauer vergräbt sie unter der Thürschwelle; so bleibt das ganze Haus vom Zauber frei.

Hiemit nähert sich wieder der Brauch dem sonst längst verlassenen, wie wir ihn nur noch in Ostpreußen trafen. Die Rückstände des Feuers werden so behandelt und verwendet, wie die des Judasfeuers. In Wirklichkeit muß auch früher in deutschen Gegenden zu Johanni nicht blos das Hexenfeuer, sondern auch das Maifeuer für alle Haushaltungen entzündet worden sein, oder es hatten wenigstens deutsche Stämme aus einer älteren Heimat die Erinnerung daran mitgebracht. Denn auch in Baiern ist es noch immer üblich, daß man vom Johannisfeuer Scheite nach Hause trägt, um ein neues Herdfeuer damit anzuzünden.

Selbst die Asche des verloschenen Feuers behielt für viele Fälle Heilkraft und vermehrte, über das Feld gestreut, die Fruchtbarkeit des Bodens. Um auch das Vieh solchen Segens theilhaft zu machen, führt man es über die Brandstelle. Das Anblicken der Flamme selbst befreite insbesondere von Augenübeln und Sonnenstich. Beiderlei schrieb man wie viele andere Krankheiten dem Einfluße der Hexen zu.

Die Kraut- oder Würzweihe.

Wir haben schon mehrfach bemerken müssen, daß es der Feste viel mehr gibt, als eine und dieselbe wirthschaftliche Ursache verlangt hätte. Wir sahen aber auch, woher es kommt. Die Kirche hatte so gut auf italienische, spanische, südfranzösische, wie deutsche und slavische Ver-

hältnisse Rücksicht zu nehmen; hier waren aber die inländischen Verhältnisse überall andere. Ihr Vorrath an heiligen Erinnerungstagen wurde durch all das nicht erschöpft; er reichte aus, all diese so sehr verschiedenen Festzeiten einigermaßen mit einem christlichen Schilde zuzudecken. Nun läßt sich zwar der Mensch um keinen Preis ein altgewohntes Fest nehmen — das zeigen die Versuche —: viel leichter aber gewöhnt er sich, ein Fest des guten Nachbars mitzunehmen aus guter Nachbarschaft. So werden die Feste immer weiter getragen, und es werden ihrer an jedem Orte immer mehr.

Wir sahen das erste Frühlingsfest südlicher Gegenden in Verbindung treten mit der päpstlichen Feier der Thronbesteigung des ersten Papstes, des heil. Petrus. Diesem Termine der „Stuhlfeier Petri" (22. Feber) steht nun als der halbjährige Gegentermin die Zeit um Mitte August gegenüber und unter denjenigen Kalendernamen, die hiefür als Loosheilige gewählt werden können, ist Mariä Himmelfahrt der bedeutendste. Obwohl nun beide Termine nicht auf deutschen Boden entstanden sind, sondern fremden Verhältnissen entsprachen, so hat sie doch wenigstens das Grenzgebiet am Niederrhein, und wie es scheint auch Baiern herübergenommen. Aber auch da deutet nur ein ganz vereinzelter Volksgebrauch auf einen solchen Zusammenhang. Er ist uns in seinen Theilen gar nicht neu. Wir wissen, daß Kräuter zur Festzeit an den Feststellen gesammelt, in gewissem Sinne zauberkräftig sind, und wir haben gesehen, wie bei andern Festen Kräuter und Reiser durch die Weihe in der Kirche heilkräftig wurden. Beides vereinigt sich nun in der „Kraut- oder Würzweihe", die an dem genannten Marientage im Rheinlande vorgenommen wird. Es wiederholte sich am Tage der Krautweihe nur wieder dasselbe, was am Palmsonntage geschah. Nur hat die Kirche dem letzteren Tage der Weihe die Deutung zu geben gewußt, als wäre sie ausschließlich durch den Bericht des Evangeliums von der Palmspende veranlaßt. In Wirklichkeit kam sie in beiden Fällen einem alten Volkswunsche entgegen.

Jedes Uebel, das den Menschen trifft, ist nach der alten, immer noch nicht ganz ausgestorbenen Volksmeinung durch irgend einen übelwollenden Geist veranlaßt; ein Kraut, mit dem man Geister fernhalten kann, hilft daher auch gegen alle Uebel. Aber unter diesen denkt das

Volk immer wieder zunächst an diejenigen, welche der Zeit nach gerade am meisten zu fürchten sind. Darum ist das geweihte Palmkätzchen gerade gegen Halsschmerzen so gut, weil zur Zeit des Frühlingsüberganges Halsübel an der Tagesordnung sind. Was ist nun aber Mitte August für den Landmann das bedrohlichste Uebel? In gut gelegenen Gegenden hat er schon die Scheune voll Getreide, und der Ueberschuß steht in Schobern unter freiem Himmel. Da tritt die Zeit der Schadenfeuer ein, sei es, daß der Blitz in solche Schober einschlägt oder daß es überhaupt überall mehr Nahrung findet, wie zu jeder anderen Zeit, sei es daß menschliche Unvorsichtigkeit oder Bosheit gerade jetzt am gefährlichsten wird. Darum ist nun auch der an Mariä Himmelfahrt geweihte Kräuterstrauß insbesondere gut gegen die Gefahren des Blitzschlages und des Feuers überhaupt; oder, wie die Leute nun meinen, er wird zu diesem Zwecke von der Kirche geweiht.

Die Kräuter, die man dazu verwendet, sind von besonderer Art; aber diese Auszeichnung liegt zum geringsten gerade in ihnen selbst, sondern sie empfangen sie durch den Umstand, daß sie gerade zu dieser Verwendung gelangt sind. Das aber verdanken sie wieder lediglich der Zeit, in der sie sich zur Blüthe entwickelt haben und außerdem vielleicht noch den Plätzen, an denen sie wachsen. Es sind natürlich keine Wiesenblumen unter ihnen, wie unter den „Johannisblumen“; denn die Wiesen sind um diese Zeit abgeräumt. Es sind vielmehr spätblühende und hochstengelige Kräuter, wie sie weder auf Wiese noch Feld, sondern nur auf Brachplätzen, in Steinhalden und an öden Rainen vorkommen, wie sie gerne jene Bergblößen umgeben, die man einst zu Festplätzen wählte.

Einige haben wohl an sich auffallende Eigenschaften, daß man sie dadurch schon für Heilpflanzen halten konnte; alle zusammen aber sind es insbesondere, wie die Johanniskräuter dadurch geworden, daß man sie in der Nacht eines ehemaligen, längst vergessenen Festes suchte und überdies in der Kirche weihen ließ. Aus dem besonderen Zwecke, gegen den Donner zu schützen, erklärt sich auch wieder der mit „Donner“ zusammengesetzte Name, den so viele Pflanzen dieser Art der Volksbezeichnung nach führen.

Wir wollen nun diejenigen Pflanzen im einzelnen kennen lernen, welche man heute noch hie und da im Rheinland zum Kräuterstrauße

sammelt, und die darum alle dem Volksglauben nach verschiedenerlei Heilkräfte besitzen müssen. Anderswo, wo man die „Krautweihe“ nicht mehr kennt, besitzen sie dann solche natürlich auch ohne diese. Es sind der Alant, der Wasserdost (Eupatorium cannabinum), der große Baldrian, dreierlei Beifußarten, die gemeine, die Eberraute (Artemisia abrotanum) und der Wermuth, das Labkraut, das Bittersüß und der Rainfarn, endlich auch die Schafgarbe. Einige derselben, wie Baldrian und Wasserdost sind echte Bergpflanzen, andere, wie der Beifuß und der Rainfarn bezeichnen so recht die öden Plätze der „Kreuzwege“. Viele derselben haben wirklich wirksame, wenn auch nicht immer in dem angegeben Maße heilsame Bestandtheile, an die meisten aber hat sich die volksthümliche Heilkunst geknüpft. Den Wasserdost mit den an die Hanfstauden erinnernden Blättern und den rosenrothen Blüthendolden nennt das Volk auch Donnerkraut, aber auch „Hirschwundkraut“, weil man glaubt, daß angeschossene Hirsche sich damit heilen. Darum verwendet man es immer noch als Hausmittel auf Wunden und Geschwülste. Mit Wermuth, der seine wirkliche medizinische Bedeutung hat, schlug man ehedem auf die Geschwulst der „Rose“, um sie zu heilen, aber auch auf Menschen, die man für „verhext“ hielt. Die Eberraute heißt auch „Gottheil“; ein Stück Beifußwurzel in den Stiefel gesteckt, schützte die Füße vor Ermüdung. Das Labkraut hieß auch „unser lieben Frauen Bettstroh“ und galt als ein Hauptmittel gegen alle Art Hexerei. Man legt es darum Kindern in die Wiege, wie auch die heilige Maria schon gethan habe.

Man sucht diese und ähnliche Pflanzen am Donnerstage vor Mariä Himmelfahrt gleich nach Sonnenaufgang und macht daraus am Vorabende des Festes den sogenannten „Krautwisch“ oder „Weihbund“, den gewöhnlich die Hausfrau am Tage „Maria Krautweihe“ zum Hochamte in die Kirche trägt. In manchen Landgemeinden gleicht dann die Kirche einem duftigen Apothekergarten. Der geweihte Bund wird dann in den Wohnungen neben dem Palmenbunde sorgfältig aufbewahrt. Naht ein Gewitter, so legt die Hausfrau nur eine dürre Dolde davon auf den Kohlenherd und sorgt durch Schließung von Thüren und Fenstern dafür, daß sich der Rauch in alle Ritzen und Fugen des Hauses vertheile; das schützt vor dem Blitze. Eine ausgebrochene Feuersbrunst aber läßt

sich mit einem „Krautwische“ löschen, wenn man nur den dazu gehörigen Segen zu sprechen weiß.

Das Gewitter, der Hagel und Wirbelwind werden überhaupt nach der Volksmeinung immer noch durch Geister verursacht. Daher hilft gegen dasselbe alles das, womit man sonst Geister verscheucht: Lärm und Licht. Darum zündet man während eines Gewitters auch die zu Lichtmeß geweihte Kerze an, darum nährt man das Herdfeuer. Eben deshalb läutete man auch die Glocken, und darum kaufte man sich geweihte „Donnerglöckchen“ und „Wetterschellen“ und klingelte damit im Hause. Nach der Hagelwolke und dem Wirbelwinde schoß man wohl auch vor Alters mit Pfeilen, und glaubte die Hexe damit zu treffen. Wie man Hexen und Geister gänzlich durcheinandergeworfen hatte, so waren es nun natürlich auch zumeist die Hexen, welche das Unwetter machten; daher die schlimmsten Hexen auch heute noch die „Wetterhexen“ sind.

Die Herbstzeit.

Wir sind in die Zeit der Ernte eingetreten. Nach ihrem Abschlusse werden auch heute noch Erntefeste gefeiert. Aber sie fallen der Zeit noch so verschieden, daß sich aus den heutigen Erntefesten nimmermehr eine bestimmte Festzeit für die Zukunft festsetzen wird. Die Bodenfrüchte sind im Laufe von tausend Jahren so mannigfaltig geworden, daß wir, verschiedene Gegenden zusammengenommen, fast ein halbes Jahr lang, wenn nicht länger in der Ernte stehen. Wann sollte nun da ein allgemeines Fest fallen? So hätte man freilich schon von der Zeit an fragen können, wo unsere Vorfahren anfingen sich vorzugsweise an den Ackerbau zu halten. So lange sie hauptsächlich von ihrem Vieh lebten, hatte die Natur in einem ziemlich weiten Umfange des Landes für alle die gleichen Gebote. Wenn der Schnee auf die Weiden fiel, mußte man die Heerden heimtreiben, und weil es unmöglich war, alle Thiere zu überwintern, mußte man nun zu schlachten, und Salz- und Rauchfleisch zu bereiten beginnen. Trockenfleisch war die gewöhnliche Nahrung; grünes Fleisch der Leckerbissen. Wenn man aber ausschlachtete, um Trockenfleisch zu machen, dann konnte man eine kurze

Zeit im „grünen“ schwelgen — das war eine natürliche Festzeit, und diese traf in nicht allzu ausgedehnten Gegenden so ziemlich Alle zu gleicher Frist.

Wie jedoch der Ackerbau hervortrat, schob sich eine neue Festzeit ein; es entstand ein Marktartikel, der früher als Vieh und Felle gegen nothwendige Bedürfnisse anderer Art eingetauscht werden konnte. Dabei kamen dann wieder die verschiedenen Arten der Körnerfrüchte in Betracht; jede reift zu einer anderen Zeit, und auch die Gegenden zeigten hierin je nach ihrer Lage schon eine größere Verschiedenheit. Die älteren Baufrüchte sind die einjährigen, Gerste, Hafer, Spelt. Mit dem Vorherrschen des Roggenbaues änderte sich die Sache, wenigstens der Feldarbeit nach, neuerdings. Wann sollte jetzt für Alle dieselben natürliche Pause für gemeinsamen Verkehr und ausgleichenden Handel eintreten?

Bald kömmt noch der Flachsbau hinzu, im ganzen Westen, da und dort im Süden der Weinbau. Wie verschiedene Erntezeiten bedingt heute der Obstbau! Allmälig kommen allerlei Nutzpflanzen hinzu, in jüngerer Zeit insbesondere der Tabak und die Kartoffel, endlich die Zuckerrübe. Dabei mußte die größte Verschiedenheit in der Zeiteintheilung eintreten. Einmal war es vielleicht noch möglich, daß sich der meiste Verkehr in der Zeit der Quatember des Septembers zusammendrängte, oder daß man den Kalendertag Michaelis allenthalben in die Mitte dieser Zeit stellen konnte. Daher sind wohl noch die „Michaelismessen“ so geläufig wie die Ostermessen. Aber das konnte kaum lange genügen. An die Stelle des Tagestermines, der für gewisse Verpflichtungen bestehen blieb, trat eine viel geräumigere Frist, für die örtlichen Verhältnisse Raum gewährend, die große Zeit der „Kirmessen“. Aber auch mit dieser ließ sich nicht für alle Zeit das Erntefest verbinden; ein solches lebte deshalb in einer noch jüngeren Form auf. Die slavischen Stämme, welche nicht ganz dieselbe Geschichte hinter sich haben, besitzen auch nicht die eigenthümliche deutsche „Kirmes“, sondern bei ihnen tritt theils das Erntefest, theils das wirkliche Kirchenfest an die Stelle. Dafür aber haben wieder die Südslaven der Sache nach ein der deutschen Kirmes sehr ähnliches Fest in einer noch viel ursprünglicheren Form.

Das deutsche Wort „Messe“ in Kirchmesse ist trotz dem vollkom-

menen Gleichklange mit dem vom lateinischen Missa abgeleiteten Worte für die katholische Opferhandlung nicht gleichbedeutend. Es bezeichnet vielmehr ein Fest altgermanischer Art und ist in jüngerer Zeit insbesondere auf den mit einem solchen verbunden gewesenen Markt übergegangen. Kirchmessen konnten nachmals alle diese Feste wohl genannt werden, weil die Kirche ganz allgemein an die Stelle der alten Festplätze trat, und die vorzüglichsten Messen eben nur an den Kirchplätzen gefeiert wurden. Es ist aber auch möglich, daß das Wort „Kirche" in Kirch-messe, Kir-messe, in demselben Sinne zu nehmen ist, den es selbst ursprünglich hatte. Das Wort Kirche haben die Deutschen als Fremdwort mit dem Christenthume übernommen; Kyriake aber hieß die „dem Herrn gehörige" Wohnung; eine Kirmesse konnte also eben so gut das „Fest des Herrn" bedeuten. Vor der Zeit des Christenthums aber würde man den Schutzgeist des Hauses als diesen Herrn bezeichnet haben. Ein Einzelndorf der ältesten Zeit war aber der Form nach eine einzige Familie, ein einziges Haus, und es war ganz natürlich, daß jedes Dorf diesem seinem Herrn das Freudenfest der vollbrachten Ernte feierte. Wir werden gleich sehen, daß das die Südslaven noch genau so thun.

Was sollte die christliche Kirche mit diesen Dorffesten machen? Sie abzuschaffen wäre ganz unmöglich gewesen. Konnte sie denn das Viehschlachten verbieten? Wer vermochte aber zu verhindern, daß die Familie ein Festleben beginnt, so oft sie ein Schwein schlachtet? Nach den früher genannten Vorgängen hätte also die Kirche irgend ein großes Fest aus ihrem Festkreise auf diese Zeit verlegen müssen; aber ein solches bot die Geschichte der Kirche nicht dar; und wie umfassend hätte ein solches sein müssen, um in allen Häusern nach der Ernte das Backen, nach dem Vieheintrieb das Schlachten und nach der Weinlese das Keltern zugleich zu treffen! Das war zu der Zeit, als die Germanen Christen wurden, schon gar nicht mehr möglich. Einzelne Lostage standen ja dafür zu Gebote — Schutzengel, Mariä Geburt, Mariä Name, Michael, Gallus u. a.; man wies sie auch nicht ab; aber sie deckten nur den geringsten Theil der langen Zeit.

Kaiser Josef II. hat in viel späterer Zeit ganz dasselbe versucht, was die Kirche vor ältester Zeit sich zur Aufgabe gestellt hatte; auch er wollte, um die Menge der Feste zu beschränken, alle Kirmessen

seiner Länder auf einen einzigen Termin vereinigen, indem er einen Sonntag im Oktober zum allgemeinen Kirmestage erhob; aber der Erfolg war nur, daß damit zu den zahllosen Kirmessen im Lande noch eine neue kam.

Den einzig möglichen Weg, diesen Festen, die unmöglich zu vernichten waren, einen christlichen Charakter zu geben, hat die Kirche frühzeitig eingeschlagen, indem sie anordnete, daß diese Feste fortan als Gedächtnißtage der Einweihung der Ortskirchen gefeiert würden. Sie sollten also nun Kirchweihtage heißen, und der Name ist wenigstens in Süddeutschland durchgedrungen. In West- und Norddeutschland und bei den Kolonisten aus diesen Gegenden hat er jedoch den ältern Namen nicht zu verdrängen vermocht. Dennoch war dieser Weg sehr gut gewählt. Das Kirchenfest, das mit dem Kalendertage des Kirchenheiligen zusammenfiel, konnte möglicher Weise in einer ganz andern Zeit liegen, als die ortsübliche Kirmes; durch jenes konnte man also diese nicht verdrängen. Da man aber bei den meisten alten Kirchen das Datum ihrer Einweihung nicht gewußt haben wird, so konnte man leicht annehmen, in der Zeit der Kirmesfeier habe sich überall gerade dieses Datum erhalten. Bei neu zu weihenden Kirchen konnte man schon darauf Bedacht nehmen.

Weil aber so erst allmälig aus der Kirmes ein Kirchweihfest geworden ist, so kommt es immer noch vor, daß ein deutsches Dorf, das keine Kirche hat, dennoch seine Kirmes haben muß, daß es sie an einem andern Tage feiert als sein Kirchdorf — „es ist kein Dörflein so klein, einmal muß Kirmes d'rin sein!“ Nur im Kirchdorfe ist es möglich gewesen, Kirmes und Kirchweihe wirklich zu vereinigen. Kirchenfest und Kirchweihe unterscheidet man in deutschen Gegenden Böhmens auch als „junge“ und „alte Kirmes“. Die „alte“ gilt als die allein echte, schon von den Kolonisten ins Land mitgebrachte Kirmes, man hat es sich aber gefallen lassen, nun auch noch eine „Kaiserkirmes“ mitzufeiern, seit Kaiser Josef II. den erwähnten Versuch gemacht hat.

Das slavische Svečarfest.

Unsere deutschen Kolonistendörfer sind gleich ursprünglich in der Weise mit getheiltem Grunde angelegt, wie wir sie jetzt sehen. Nicht

so war es in der älteren Heimath der Vorfahren der Fall; hier war das Dorf aus einem Familienverbande entstanden, der immer noch seinen alten gemeinsamen Herrn oder „Vater" hatte. Eine so umfassende Familie hatte darum auch immer noch ihren gemeinsamen geistigen oder göttlichen Herrn — in Heidenzeiten. Der war es eben, den man sich insbesondere mit all den anderen am Male gegenwärtig dachte, wenn man hier ein Fest feierte, und auf den man dann die gebührende auszeichnende Rücksicht nahm, so daß man sagen konnte, ihm zu Ehren werde das Fest gefeiert.

In Serbien nun bestehen immer noch solche Familienverbände alter Art, wenn sie auch kein ganzes Dorf bilden, sondern nur ein großes Gehöfte mit Nebengebäuden einnehmen. Den sichtbaren Herrn und Vater wählen sich diese Verbände oder Hausgenossenschaften, die wir unseren ältesten Dörfern gleich stellen müssen; aber einen anderen unsichtbaren Herrn hat jede derselben seit undenklichen Zeiten; seine Verehrung hat sich immer von den Vätern auf die Kinder vererbt. Dieser geistige Vater und Herr der Gemeinde ist der „Svečar" der Serben von griechischem Ritus.

Dieser Svečar gilt als der Schutzpatron des Hauses, und das größte und verschwenderischeste Fest, das jedes Haus des Jahres einmal, doch für sich allein und nicht gleichzeitig mit den andern, um diese laden zu können, feiert, gilt als ein Svečarfest oder heißt auch schlechtweg Svečar. So mögen ursprünglich auch die zu einer Dorffamilie vereinigten Deutschen ein Fest ihres Herrn und Patrones gefeiert haben, aus dem jene Kirmessen entstanden. Auch der serbische Brauch stammt aus den vorchristlichen Zeiten und die griechische Kirche hat ihm nur ein dürftiges christliches Mäntelchen umgehängt. Natürlich hat sie aus dem Svečar einen Heiligen gemacht, dessen Bild nun an der Stelle der alten Malzeichen steht, davon einst wenigstens jedes Dorf eines hatte. Von dem Svečarfeste aber sagt die Kirche, daß es der Südslave zum Andenken an die Zeit feiern solle, da die Vorväter das Heidenthum abgelegt und das Christenthum angenommen hätten. Man sieht also, daß auch dieses Fest dieselbe Wandlung durchgemacht hat, wie unsere Kirmes; denn die Weihung einer Kirche auf der Stelle, die wie so oft einst eine Malstätte war, bezeichnete ja eben so den Sturz des Heidenthums und die Annahme des Christenthums.

Das Svečarfest dauert gewöhnlich drei Tage und wird mit nicht zu billigendem Aufwande gefeiert. Davon sticht um so auffälliger das alte Opfermahl ab, das sich in nicht zu verkennenden Formen noch erhalten hat. Auch hier hat man hiebei ängstlich das Alte gewahrt. Während die Gäste Braten und Kuchen schmausen, ist für den Svečar noch das uralte Gericht von gekochten Getreidekörnern, ein Mus aus ungeschälter Graupe bestimmt. Am Vorabende beginnt das Fest mit einem Schmause, und Lampen und Kerzen müssen die ganze Nacht hindurch brennen. Früh morgens trägt der Familienvater eine Schale voll jener alterthümlich-ärmlichen Speise in die Kirche, um sie segnen zu lassen, so wie bei uns in gleicher Weise die Osterspeisen gesegnet werden.

Den anderen Tag bildet das große Mittagmahl mit dem für Alle berechneten Festkuchen den Mittelpunkt des Festes. Bei diesem Mahle steht das geweihte Getreidemus (Koljivo) auf dem Tische. Ungefähr beim Auftragen des Bratens erscheint der zu jedem Svečarfeste geladene Pfarrer des Kirchspiels; nun werden Kerzen und Weihrauch angezündet, der Geistliche verrichtet vor dem Familienheiligen zwei bestimmte Gebete — den Haupt- und Nebengesang — nimmt einen Löffel von jenem Getreidemus und ißt zuerst davon. Hierin folgen ihm dann Alle nach, indem sie der Reihe nach von jener alten Speise essen. So ist einmal in Anwesenheit und unter vorgestellter Theilnahme des Hausgottes das Festmahl eingenommen worden, nur daß jetzt der griechische Priester den Hausvater vertritt. Das thut er dann auch des Weiteren noch, indem es Sitte ist, daß gerade e r mit dem Hausherrn zugleich den großen Festkuchen zerschneidet.

In diesem Augenblicke erfolgt ein allgemeines Živiorufen der Gäste und das einigermaßen berüchtigt reichliche Zutrinken derselben. Wem das „Er lebe!" einmal gegolten hat, wer weiß das? Das aber wissen wir noch aus derselben Gewohnheit des deutschen „Minnetrinkens", daß dieser Zutrunk eigentlich von der anwesenden Gottheit oder den anwesenden Geistern eben so mitgenossen werde, wie jenes Getreidemus, das ganz eigentlich für sie bestimmt ist. Darum ist es ja bei den Südslaven und darum war es bei den Vorfahren noch so verdienstlich, möglichst v i e l zuzutrinken. In ganz alten Zeiten war den Menschen der kindliche Gedanke nicht fremd, daß die Geister der Familie gar nicht fortleben würden,

wenn sie nicht von den Ueberlebenden mit denjenigen Gaben versorgt würden, die ursprünglich zu ihrer Nahrung dienten, später zu ihrer Auszeichnung gereichten. Es wird sich also auch eine Zeit lang der mit der gereichten Opfergabe ausgesprochene Wunsch „er lebe!" auf keinen Anderen bezogen haben, als auf den eben gefeierten Geist. Nun aber hatte man andere Gedanken über die Geisterwelt, und aus dem Hausgeiste war ein christlicher Heiliger geworden; da konnte sich der Wunsch billig nicht mehr auf diesen beziehen, sondern die Gäste wünschten mit demselben Rufe einander ein weiteres Leben, zu dessen Gewährung der so geehrte Heilige mitbehilflich sein sollte.

In älterer Zeit hätte man bei einem solchen Feste auch nicht blos auf die Anwesenheit des höchsten Schutzgeistes des Hauses, sondern auf alle dem Hause angehörigen, aus der Familie hervorgegangenen Geister gerechnet; sie alle hatten von den Ueberlebenden eine solche Fürsorge für das Wohlbefinden der Vorangegangenen im Jenseits zu beanspruchen. Diese Vorstellung konnte aber nicht eben so leicht mit christlichen Grundsätzen in Einklang gebracht werden. Diese Geister konnte man nicht durch Heilige ersetzen; ihnen konnte man auch gar nicht mehr in derselben Weise Gutes thun, denn nach christlichem Glauben waren sie aller Wahrscheinlichkeit nach im Fegefeuer, und wenn man ihnen da etwas Gutes thun wollte, so wußte die Kirche ganz andere Mittel. So fügten sich also die Menschen den neuen Anschauungen, und während vordem bei einem solchen Feste die Geister zu ihren Angehörigen gekommen waren, um sich ergötzen zu lassen, widmeten jetzt die Angehörigen einen Theil der Festzeit, um in anderer Weise nach alter Verpflichtung etwas Ersprießliches für die „armen Seelen" zu thun. Darum beginnt der dritte Tag der Svečar-Kirmes nicht wieder mit einem Schmause im Hause, sondern mit „einer Seelenmesse für die verstorbenen Familienglieder" in der Kirche. Zu dieser am frühen Morgen gelesenen Messe begeben sich die Betheiligten, oder es erscheint daselbst wenigstens eine Vertretung des Hauses. Erst dann setzt sich wieder das Fest im Hause fort — nun sind auch die Seelen für ihren verlorenen Antheil entschädigt.

Die deutsche Kirmes.

Es ist nicht zu irren, wenn man sich die echte altdeutsche Kirmes im Grunde als ein Svecarfest vorstellt. Nur hat es in Deutschland schon seit unabsehbarer Zeit so einfache Familienverhältnisse wie in Serbien nicht mehr gegeben. Diese alten Familien hatten sich zu Dorfschaften erweitert und ausgebildet, und wenn nun ein ganzes Dorf dasselbe Fest feierte, so war es natürlich ein Anderes. Auch hatte nicht der Wunsch, ein solches Fest zu feiern, die Zeit bestimmt, sondern umgekehrt: diese hatte den Anlaß gegeben, indem die gemeinsamen Besprechungen über Dorfangelegenheiten — Gerichtssachen — so lange hatten schweigen müssen, als die Feldarbeiten die Menschen in Anspruch nahmen. Mußten sich die nothwendigen Versammlungen dieser Art im Frühlinge mit der ziemlich nothdürftigen Wegzehrung der Eier behelfen, so war gerade jetzt die Hülle und Fülle geboten. Die eingebrachte Ernte lieferte die ersten Kuchen und das beginnende Vieheinschlachten das ersehnte „grüne" Fleisch, den eigentlichen Festbissen.

Daß sich das Einschlachten gerade mit der Gerichtszeit des Herbstes verband, hatte noch seinen besonderen Grund. Bei den unter einander unabhängigen Dorfgerichten war es längst nicht mehr geblieben. Mit der Begründung eines deutschen Königthums war natürlich auch eine Organisation der Gerichte Hand in Hand gegangen. Nun standen immer wieder viele Dorfgerichte als Schulzengerichte unter einem einzelnen Grafen, oder Propste oder Vogte, je nachdem sich die Herrschaftsverhältnisse gebildet hatten. Kam nun die Zeit, wo die Bauern Muße und Zehrung hatten, so begann der Vogt seine Rundreise, um Woche für Woche in einem anderen Dorfe seines Bereiches sein Gericht auszulegen.

Der Mann reiste dann aber nicht allein, sondern führte oft ein ganzes gewaffnetes Gefolge bei sich. Er brauchte ein solches zu seiner eigenen Sicherheit, weil er gewöhnlich auch zugleich die Zinsen für die Herrschaft einhob und so viel Geld bei sich führte. Er brauchte es auch, um einen Widerstand gegen das Urtheil nicht aufkommen zu lassen. Diese vornehmen und nicht immer genügsamen Leute hatte nun das Dorf zu bewirthen. Das machte sich viel leichter, wenn es sich mit dem allge-

meinen Dorffeste verband, da man einen Bissen doch nicht ansah. Darum begann man mit dem Einschlachten gerade um die Gerichtszeit, wie immer sie nun der Vogt ansagen mochte.

Im allgemeinen hielt man dabei wohl gewisse durch Kalenderheilige bezeichnete Termine fest; aber das war dann nur so gemeint, daß die Kirmessen ungefähr eben so viele Wochen vor dieser Zeit begannen, wie sie auch nach derselben fortdauerten, denn schon mit Rücksicht auf den Vogt oder Grafen konnten sie nicht alle auf den Termintag selbst fallen. Für Westdeutschland und die Kolonien, die von dort ausgingen, ist das vorzugsweise Michaeli. St. Michael, als ein Teufelsbesieger ebenfalls ein Drachenkämpfer, ist den Deutschen namentlich im Westen und Nordwesten ganz ebenso und aus denselben Gründen der „Herzog" oder Führer im Kriege, wie den Ostvölkern St. Georg, der Siegbringer. Ihn wählte man also entweder deshalb unter den Losheiligen dieser Zeit besonders aus, oder ihn stellte die Kirche gerade deshalb an jene Stelle. Doch vermochte er aus eben angegebenen Gründen nicht alle jene Feste unter seinen Schild zu nehmen; er stand vielmehr nur als der Terminheilige in dem großen Kirmesfestraume mitten darin. Der August schließt als „Erntemonat" die Ernte-, „Allerheiligen" die Kirmes-Zeit. Von Ende August bis Michaeli laufen vier Wochen, wie von da ab bis Allerheiligen.

In Böhmen hielten sich die Kolonisten zumeist an diesen Termin, der slavische Theil zog den späteren St. Gallus vor, dessen Verehrung indeß auch erst deutsche Mönche dahin gebracht haben können. Wie er zu der gleichen Auszeichnung wie St. Georg und St. Michael kam, ist aus seiner Legende leicht zu erkennen; er ist der Drachentödter in der Kutte, wie sein slavisches Konterfei, der heilige Prokop. Als die Tschechen aus ihrer Mitte selbst im heiligen Wenzel sich einen „Herzog" als Landespatron aufstellen konnten, da wurde dieser gewissermassen dem deutschen „Herzoge Michael" an die Seite gestellt und erhielt dessen Nachbartag (28. Septemb.) als Termintag. So trat eine Art Landeskirchweih an die Stelle des alten deutschen Termines. Die jüngere „Kaiserkirchweih" aber hielt sich an den Gallustermin.

Aus einer südlicheren Gegend her hat sich auch noch der Herbsttermin des Bartholomäus oder Bartel (24. August) nach einem Theile von Deutschland verbreitet. Er setzt sehr früh abgeschlossene Ernten

voraus und steht in der Mitte des sogenannten „Frauendreißigst's" oder der „Dreißigtage", eines in Süddeutschland beachteten Festzeitraumes, der von „Maria Würzweih" (M. Himmelfahrt) an gezählt wird. Wie diese Termine in der Volksmeinung immer in Gegensatz gesetzt wurden zu den entsprechenden Frühlingsterminen, das zeigt der Volksglaube, daß in dem Dreißigsten die Thiere wieder ihr Gift verlören, das sie im Georgstermine aus der Erde aufgenommen hatten.

Mancherlei Kirmesfeier.

Ist die Kirmes in einem Kirchdorfe wirklich zum Kirchweihfeste geworden, so dürfen wir uns nicht lange nach demjenigen Gegenstande umsehen, welcher hier das Bild des südslavischen Familienheiligen zu vertreten hätte. Das ist zweifellos das Bild des Schutzheiligen des ganzen Dorfes und Kirchspiels, das nun geschützt durch das Dach der Kirche in dieser seinen Stand hat, es sei nun gemalt oder geschnitzt, oder wie sonst ausgeführt. Ehe es aber eine christliche Kirche in einem Dorfe geben konnte, da war es das heilige Bild, das „Weihbild" oder das Malzeichen überhaupt, welches an deren Stelle stand. Da wir nun schon wissen, daß dieses Bild in vielen Fällen nur ein hergerichteter und geschmückter Baum war, so wissen wir auch, was es mit einem „Kirmesbaum" auf sich haben kann, welcher in Rheinhessen immer noch zur Kirmeszeit aufgepflanzt wird. Eben so hat auch der Niederrhein noch sein richtiges Kirmesmal und zwar in einer sehr alterthümlichen Form. In einigen Gegenden ist es eine mit Blumen und Bändern geschmückte Stange, auf die man einen Pferdeschädel aufsteckt, gerade wie wir es bei dem „Knochengalgen" im Drömling kennen lernten. Man hält darauf, immer wieder dieselben geheimnißvollen Zeichen hervorzuholen. Deshalb beginnt hier das Fest mit dem „Kirmesausgraben". Die jüngeren Bursche ziehen am Vorabende der Kirmes mit Sang und Spiel an einen herkömmlich gewählten Ort hinaus und beginnen unter scherzhaftem Ernste und Schweigen nach der Kirmes zu graben — bis sie auf den hinterlegten Roßschädel stoßen. In anderen Orten stellt der Kirmesbaum ein Mal in anderer, uns jedoch ebenfalls schon bekannter Form dar, nämlich den Baum mit der angebundenen Puppe. Diese Puppe

bezeichnet man als den „Kirmespatron“ und stellt diesen sonach recht eigentlich dem serbischen Svečar gleich. Wie aber aus diesem ein Heiliger geworden ist, so auch aus dem rheinischen „Kirmespatron“, nur ist es einer von den Heiligen sonderbarer Art. Man sieht an diesem Beispiele zugleich recht gut, wie solche Uebertragungen vor sich gehen.

Von einem Ortspatrone, der kein Heiliger wäre, wußte natürlich bald die Zeit so gut wie gar nichts mehr. Man kannte nur noch Heilige oder doch Personen aus der biblischen Geschichte, denen man ja gerne sammt und sonders einen höheren Rang anwies. Man hatte also nun, von Vaters Vätern herbekommen, einen „Kirmespatron“, und siehe, das war ein Baum und auf dem Baume ein Männlein, das von da auf das Menschengewühl herabsah. Wer konnte das sein? Man weiß wohl von Heiligen, die auf einer Säule standen, um zu büßen; aber was hatten diese armen Büßer mit der Kirmes, mit einem Feste zu thun, dessen Mittelpunkt ein Gastmahl war? Daher konnte man den Kirmesheiligen nicht nehmen; ja man mußte sich fragen, ob es überhaupt einen ordentlichen Heiligen für dieses Metier geben könne? Da fand sich, wenn schon kein echter Heiliger, so doch eine biblische Person von ausgezeichneter Eignung. Wie kommt der „Patron“ als kleines Männchen auf einen Baum? Muß es nicht ein „Sünder“ sein, der solchen Schwelgereien vorsteht, und wie kommt es, daß wir doch auch wieder den würdigen Herrn Pfarrer ohne Sünde in solchem Hause einkehren sehen?

Ja, dieser sündige, und doch wohlgefällige Patron kann gar kein anderer sein, als der sündige Zöllner Zachäus aus dem Evangelium (Lukas C. 19). Zachäus war ein Oberzöllner und reich, aber „klein von Wuchs“. Deshalb stieg er, als er Jesu, der vorbeizog, sehen wollte, auf einen Baum. Jesus aber sagte zu ihm: „Zachäus, steige schnell herab! Bei dir muß ich heute einkehren!“ Zachäus kam eiligst herab und nahm Jesu in seinem Hause auf das gastfreundlichste auf; die Leute aber sagten: „Da kehrt er bei einem Sünder ein!“ Da aber jener reichlich Almosen gab, so erklärte Jesus auch ihn für „einen Sohn Abrahams“.

Kein Anderer also konnte das Männlein auf dem Baume, kein Anderer der „Kirmespatron“ sein, als Zachäus! Das hat der Rheinländer — wohl nicht ohne Hilfe der Herren Theologen — festgestellt.

Ist die Kirmes ausgegraben oder der Zachäus fertig gestellt, so bewegt sich der Zug zur Schenke. Hier wird das Kirmeszeichen aufgestellt und die „Kirmeskrone" darüber befestigt. Der Tanz unter diesen Zeichen, die ehedem im Freien, an der Dorflinde aufgerichtet wurden, ist die Hauptfreude des Festes. Er beginnt, sobald am Sonntage die Leute aus der Kirche treten, und wiederholt sich durch mehrere Tage; n älteren Zeiten dauerte die Kirmes eine ganze Woche, drei Tage dauert gewöhnlich auch jetzt noch eine bescheidene Kirmes. Um diese Zeit tritt wieder die alte Gastfreiheit an die Stelle der Knauserei. Weit und breit werden die Einladungen herumgeschickt, und damit gewissermassen jeder, auch der nicht Folge leistet, daran theilnehme, wird die Hauptfestspeise der Zeit, der mit Süßigkeit bestreute Weizenkuchen, den Einzuladenden im Voraus zugeschickt. In vielen Fällen bleibt es bei dieser Art Theilnahme. Doch ziehen auch Schaaren von Gastfreunden aus einem Dorfe ins andere, um bei Verwandten und Freunden die Freuden des Festes mitzugenießen. Es ist als sähe man dann heute noch Menschen einander begrüßen, die wie in alter Zeit erst eben wieder von den fern liegenden Weiden zu den Ihrigen heimkehrten.

Auch mancherlei Aufzüge erinnern noch an die Zeit des ehemaligen Vieheintriebes. Vielfach wird dem Festzuge, der die Kirmes einleitet, ein Hammel vorangeführt, der während der ganzen Zeit mitspielt, ohne jedoch geschlachtet zu werden. Man pflegte ihn vielmehr am Freitag in der Kirmeswoche zu verloosen. Daß man früher an Kirmessen auch schauspielerische Darstellungen aufführte, wenigstens an Kirmessen größerer Orte, das ersehen wir aus den Verboten, welche namentlich im vorigen Jahrhunderte gegen dieselben erlassen wurden. Spiele wie Hahn- und Gänseschlagen wurden um diese Zeit vorzüglich geübt.

Schon das Mal verbürgt uns, daß sich unsere Vorfahren auch bei diesem Feste ihre Geister ganz besonders betheiligt und zu allermindest anwesend dachten. Das war ja bei allen Festen der Fall. Aber bei den anderen Festen, Weihnacht, Ostern, Pfingsten war ja die ganze Feier vorzugsweise in die Kirche verlegt worden; dies war mit dem Kirchweihfeste doch nicht in gleichem Maße gelungen. Daher fand man sich auch bei uns mit den „armen Seelen" nun gerade so ab, wie wir das bei den Serben kennen lernten. Haben die Bauern Sonntag und

Montag tüchtig gezecht, so wandern sie am Dienstage Früh in ihr Kirchdorf, um daselbst einer heiligen Messe beizuwohnen, die sie für ihre verstorbenen Angehörigen bestellt haben. Die richtige Deutung dieses altfrommen Brauches ist ihnen aber nicht mehr geläufig. In solchen Fällen macht sich der Mensch gern neue Deutungen, und eine recht verbreitete liegt in diesem Falle ziemlich nahe. Nach so reichlichen Mahlzeiten fühlt der Mensch oft erst recht eine Ahnung seiner Sterblichkeit, und es mag an Kirmesdienstagen schon Manchem der Gedanke gekommen sein, ob denn nicht schon so einer der Vorangegangenen durch übergroßen Kirmeseifer, der an sich ja eine gute Sache ist, seine Tage gekürzt habe? Da sei es dann wohl an der Zeit, der armen Seele zu gedenken.

Das ist gewissermassen der rein christliche Schluß einer Kirmesfeier; aus dem christlich-heidnischen haben sich wieder neue Aufführungen und Spiele gestaltet. Der Leser wolle sich erinnern, in welcher Form wir das „Stürzen" des Males schon kennen lernten. Immer bedeutete es die Bannung derjenigen Geister, welche das Fest herangelockt hatte. Von Christen als solchen geübt, mußte es dann natürlich zu einem Stürzen der Heidengötter werden. Das Alles lernten wir schon kennen. Aber auch das wissen wir, daß das Mal in Form eines Baumes oder einer Säule nicht das einzige Zeichen ist, unter dem man sich Geister und alte Götter dachte. Auch Thiere gehören darunter. So hat man denn aus ähnlichem Anlasse zu Ypern in Westflandern „zum Zeichen der abgeschworenen Abgötterei" Katzen von den Thürmen herabgestürzt. Dieses „Katzenwerfen" hat also denselben Sinn wie das „Heidenwerfen" überhaupt, und wir begreifen also, warum auch bei den Kirmessen ähnliche „Spiele" allgemein hervortreten. Dasjenige „Katzenwerfen", das in Westfalen noch vor Kurzem üblich war, ist kaum etwas anderes, als eine Umwandlung des alten Brauches zu Ypern. Es war nicht möglich auf dem Kirmesplatze einen Thurm aufzubauen, um das arme Hexenthier herunterzuwerfen; aber es sollte kaum etwas anderes sein, was man dafür veranstaltete, indem man einen Kasten mit einer eingeschlossenen lebenden Katze auf einer hohen Stange aufstellte, und dann so lange nach dem Kasten warf, bis er leck wurde, und die geängstigte Katze heraus und womöglich davon sprang.

Noch viel genauer aber hat sich der alte Brauch im „Bockstürzen"

erhalten. Dieses war in Böhmen und Mähren insbesondere bei slavischen Kirchweihfesten üblich. Man pflegte einen Bock — das Bild und nach älterer Auffassung sogar das Gefäß des Teufels — am liebsten von einem Kirchendache herabzustürzen.

Daneben bestand aber die gewöhnliche Art, das Malzeichen nach vollendetem Feste — oft war das freilich erst der nächste Sonnabend — aus dem Orte hinauszutragen und zu begraben, ganz nach Aehnlichkeit des Todaustragens, fort. Nur hieß das in diesem Falle das „Kirmesbegraben". Wo man als Malpuppe einen Zachäus aufgestellt hatte, da ließ sich dieser Akt besonders dramatisch ausführen, insbesondere, wenn man, vielleicht durch die gleichzeitige Verwendung des Pferdeschädels auf der Stange verleitet, demselben auch noch ein Pferd gab.

Ja, es ist kein Zweifel, daß einzelne Aufzüge dieser Art, die früher in Rheinland mit Benützung derselben Larven und Puppen, von denen schon bei den Fastnachtszügen die Rede war, stattfanden, geradezu einen Zug der Geister und alten Götter vorstellten, unter Namen wie sie gerade örtlich aufgekommen waren und mehr auf die Puppen als auf die Geister in denselben sich bezogen. Von solchen Zügen weiß uns Montanus noch zu erzählen. Man setzte zum Schluß der Kirmes den Zachäus sammt seinem Pferde auf eine Bahre und trug diese unter Grabgesängen durch das Dorf. Hinterher gehen die Gelagsburschen theils als Leidtragende mit kreidebeschmierten Gesichtern, theils in jenen Larven und Mummereien des „Bunge", „Geckenbähn", „Grimes" und anderen scheußlichen Gestalten als der Zug der Geister, der nun die gastfreundliche Stätte der Menschen wieder verlassen muß. Auch eine „weiße Frau", das Bild des ehedem weiblich gedachten Todes, war darunter.

So ging der Zug bei Fackelschein hinaus an einen öden Ort, der den „Blocksberg" vergegenwärtigen sollte, nach altem Herkommen in der Nähe eines Kirchhofes oder in einen ehemaligen heiligen Hain; da sollte die „Kirmes begraben" werden oder richtiger, da hatte man einst die Zeichen und Male der Geister der Erde zurückgegeben, damit auch die Geister hier wieder, befriedigt durch die genossenen Freuden des Festes, zur Ruhe eingingen. Man grub eine tiefe Grube in die Erde und legte darein das Roßhaupt und den Zachäus. Das alles war ja jetzt ein Scherz geworden. Die Gelagsburschen hatten Bratenknochen und Schädel

mitgetragen und warfen sie nun, wie man einst nach Opfermahlzeiten gethan, auf das Grab oder in die Grube selbst. Darauf schloß man die Grube unter Geheul und stürmte in das Dorf zurück — die Kirmes war aus — die „Nachkirmes" folgte und dann ein schöner blauer Montag.

Obgleich man den Kirmessen des Herbstes durch die Beziehung auf die Kirchweihen einen christlichen Charakter gegeben hatte, so blieb doch in den Augen der Kirche und Obrigkeit der ganze Kirmesspuk allzu heidnisch, als daß man gerade diesem geräuschvollen und langhingedehnten Feste hätte hold sein können. Aber eine zeitlang galt der uralte Kampf gegen die Kirmessen nicht blos den Herbstfesten, die uns heute allein noch unter diesem Namen erhalten sind, sondern überhaupt gegen alle diejenigen althergebrachten Festformen, die sich nicht hatten von dem Kirchenfeste aufsaugen lassen. Alle diese hießen einst — halb deutsch halb kirchenlateinisch, beziehungsweise griechisch — „Kirmessen". Mußte doch jedes Fest, das die Familie oder die Gemeinde beging, immer auch ein Fest ihres Schutzgeistes, ihres „Herrn" sein, wie auch das vielleicht nicht zufällig ist, daß die Kirche an den Beginn der Herbstkirmeszeit, auf den ersten Sonntag des September, das Schutzengelfest setzte. Dadurch sollte gewiß die Auffassung der Menschen in eine christliche Bahn gelenkt werden, denn die Schutzengel waren ja nun an der Stelle der alten Schutzgeister und Hauspatrone die eigentlichen Wächter der Menschen; darum sollten nach Papst Gregor's I. Aussprüche der Menschen Feste fortan Feste der Engel werden. Aber der Volksbrauch hielt trotz aller Bekämpfung am Alten fest.

Wenn alte Verordnungen darüber klagen, daß alte Gemeinden sogar jährlich vier „Kirmissen" gefeiert hätten, so zeigt sich am besten, daß das nicht vier Kirchweihfeste gewesen sein können, sondern es waren die vier Dingzeiten des Jahres. Auch versteht man heute noch in Westdeutschland unter Kirmes nicht blos das Kirchweihfest, sondern selbst Märkte und überhaupt Volksfeste bezeichnet man mit diesem Namen.

Allerseelen.

Die Absicht, welche die katholische Kirche bei der Feststellung der zweiten Hälfte des Jahreskalenders leitete, ist wegen der Eigenthümlichkeit der genannten Herbstfeste nicht so leicht zu erkennen; doch entspricht die ganze Anordnung denjenigen Verhältnissen, welche die Kirche in Deutschland vorfand, auf das Beste. Im Osten Deutschlands wenigstens beginnt keine eigentliche Kirmes vor dem ersten Sonntage im September und keine dauert über den 1. November hinaus. Innerhalb dieser zweimal vier Wochen liegt die Zeit des Michaelistermins, für uns im Osten die eigentliche Kirmeszeit.

Diese ganze Frist mußte die Kirche als eine Einheit im Auge behalten. Denken wir uns nun diese als einen einzigen Festtag, so treten Schutzengelfest, Allerheiligen und Allerseelen mit dem darauf folgenden „Jagen" des Hubertustages in eine bedeutsame Verbindung. Das Schutzengelfest, das, um ja mit der ersten Kirmes, gewöhnlich der des Hauptortes eines alten Gerichtsgebietes, zusammmenzutreffen, als ein bewegliches Fest immer auf den ersten Sonntag des September fällt, soll der ganzen folgenden Festzeit die christliche Deutung geben, indem es an die Stelle der alten heidnischen Familienpatrone die Engel setzt, die jedem Menschen zum Schutze beigegeben sind. Indem dann die Kirche zum Schlusse wieder Alles zusammenfaßt, was während der ganzen Festzeit im christlichen Sinne Gegenstand der Verehrung sein mußte, setzt sie alle ihre Märtyrer und Heiligen an die Stelle der herrschenden Geister, an die sonst der Heide dachte, und endlich gewährt sie auch allen „armen Seelen" denjenigen Festantheil, den diese auch bei jedem einzelnen Feste zu beanspruchen pflegten. Am letzten Tage aber folgt das übliche, festabschließende „Treiben" und „Jagen" — diesmal nur noch als Erinnerung an eine Legende des betreffenden Kalenderheiligen.

Die meisten uralten Auffassungen haben sich in Anknüpfung an das Allerseelenfest erhalten, das heute ein Fest zum Besuche und Schmucke der Gräber in einer Zeit ist, die den natürlichen Schmuck des Sommerkleides schon abgestreift hat. Die Vorvordern dachten we-

niger daran, als an die uralte Vorstellung von der Wiederkehr der Seelen zu den Tafeln des Festes. Nicht auf einmal, sondern nur langsam und schrittweise brach sich in ihren Gedanken die christliche Anschauung Bahn, und auf vielen Uebergangsstufen vereinigten sie Beides, Altes und Neues. Sie nahmen früh den Glauben an den unheimlichen Strafakt der noch zu reinigenden Seelen an, gaben aber trotzdem den an ihre Wiederkehr zum Feste nicht auf. Aus dieser Verbindung mußten wieder neue Vorstellungen hervorgehen. Die Seelen, die einst fröhlich und neckisch, hungrig und lüstern gekommen waren, um sich mit Menschen zu freuen, die kamen jetzt „arm" und elend, den Menschen bittend, daß er durch seine Werke etwas zur Linderung ihrer Qualen thue. Dabei hatte man für diese Qualen eine ganz sinnliche Vorstellung gewonnen; darnach mußte sich nun natürlich auch wieder die Linderung richten. Litten diese armen Seelen ganz körperlich durch das Feuer, so mußten sie für ihre Wunden auch ganz körperliche Linderungsmittel suchen — so gerieth die Auffassung auf neue Wege. Was der Mensch Tag für Tag im Sinne trägt, das erscheint ihm wohl auch in der Nacht als Vision. Es ist darum nicht blos ein Einziger gewesen, der das Alles mit leibhaftigen Augen gesehen hätte.

Ortsweise besteht noch der alte Brauch, daß man sich schon am Vorabende entweder in der Kirche oder daheim um den Familientisch versammelt. In diesem Falle lenkt man das Gespräch auf die Abgeschiedenen, erzählt Züge aus ihrem Leben — das war einst ein Hauptergötzen der Seelen — und betet dann gemeinschaftlich für sie — das ist die jüngere Form des Gedenkens. Noch sieht man in vielen alten Kirchen die Pultbretter der Bänke mit Gruben bedeckt und bis in die Tiefe verkohlt — das haben die Armenseelenlichtchen früherer Zeit gethan. Man brachte so viele zur Kirche, als man verstorbene Anverwandte zählte, und steckte für jeden ein Lichtchen auf, und sprach für jeden eine Anzahl von Gebeten.

Wo man das noch im Hause that, da folgte nach dem Gebete jene aus ganz bestimmten, unabänderlichen Speisen bestehende Mahlzeit, die wir so oft bei diesen Gelegenheiten trafen. Diesmal pflegte es Semmelmilch und gekochtes Backobst zu sein — eine alte Bauernspeise. Die Seelchen nahmen daran theil und der kindliche Sinn deutete sich de

Sache so, daß die Milch den armen Seelen, die ja aus dem entsetzlichen Feuer kommen, eine angenehme „Kühlung" biete. Auch eine mit Butter gefüllte Lampe stellt man brennend auf den Herd oder Ofen. Einst war die verdampfende Butter eine Opfergabe, jetzt soll sie zur Heilung der Brandwunden dienen. So sagt man wenigstens noch da und dort in Tirol. Man wirft für die Seelen Speisestückchen auf den Herd und sprengt ihnen Milch aus. Wie zu vielen Festzeiten, bäckt man auch an dieser noch besonderes Gebäck. Hie und da sind das die sogenannten „Seelzöpfe" — geflochtene Semmeln; über Nacht läßt man sie auf dem Tische liegen. Da und dort heizt man den Seelen für diese Nacht ein besonderes Stübchen. In der Uebertragung der Worte auf verwandte Sachen waren die Alten nicht so skrupelhaft wie wir. Den Pferdekopf, den man zum Beginne der Kirmes ausgrub, nannte man die „Kirmes". Der Svečar heißt der Hauspatron, aber auch sein Fest. So pflegt man auch häufig den besonderen Gebäcken den Namen dessen zu geben, für den oder für dessen Fest sie zunächst bestimmt sind. Den heidnischen Slaven blieb immer noch eine „Baba" als Urmutter die vornehmste Gottheit; bei allen Festen war sie zugegen; darum heißen wohl auch die Festtagsgebäcke in Böhmen so vielfach „Baben", nicht nur im Tschechischen, auch im Deutschen. Darum heißen aber auch die am Allerseelentage gebackenen Fladen Dušičky — „Seelchen". Solche gibt man in der Taborer Gegend den Kindern und Bettlern, damit sie für die Seelen beten. Vereinzelt kommt dieser Brauch auch so vor, daß man zu denselben Zwecken in der Schule auf Gemeindekosten Brod und Semmeln an die Kinder vertheilen läßt. Hie und da bestehen auch Stiftungen zu solcher Armenbetheilung. Die Südslaven schicken für die armen Seelen Kerzen und Brode in die Kirche.

Eine Menge von Sagen und Schauermärchen, deren einige gewiß auch von den Spinnstuben her zu den Ohren des Lesers gekommen sind, sind gar nichts anderes, als die Uebertragung der angegebenen Vorstellung in Erzählungsform. Das Volk spricht ja überhaupt nicht von Vorstellungen, sondern es erzählt immer nur die einzelnen Fälle. Im Mittelpunkte dieser Mährchen stehen die nächtlichen Zusammenkünfte der Seelen auf den Friedhöfen und in den Kirchen. Hier erscheinen sie, um Gottesdienst zu halten. Man sieht dann den verstorbenen Pfarrer

in der erleuchteten Kirche Messe lesen, und die Kirche angefüllt von all' denen, die aus den Gräbern und Grüften hervorgestiegen sind. Wieder nach einer alterthümlichen Anschauung kommen die Seelen hervor, um einen schauerlichen Tanz auf dem Friedhofe aufzuführen. Auch benützt man wie immer die Anwesenheit der Geister, um durch sie einen Einblick in die Zukunft zu gewinnen. Die wiederkehrenden Seelen haben gewissermaßen zu diesem ihrem Todtenfeste schon diejenigen hinzugeladen, die sie im Laufe des Jahres bei sich aufzunehmen gedenken. Unbewußt dessen, was mit seiner Seele geschieht, schläft der Mensch daheim, indeß jene schon in der Versammlung der Todten weilt. Viele Märchen erzählen von Menschen, die das Glück oder Unglück hatten, einen solchen nächtlichen Gottesdienst zu sehen. Die erkannten dann auch ihre noch lebenden Nachbaren, und wußten nun, daß diese in Jahresfrist sterben würden.

Das Volk ließ es sich auch nicht nehmen, den letzten Schluß der hohen Zeit wie immer durch denjenigen Brauch zu feiern, durch den es sich wieder nach festlichem Besuche Frieden in seinen Haushaltungen zu verbürgen glaubte. Es folgte auf den Allerseelentag am 3. November ein „Austreiben" mit Lärm und Geräusch. Das wesentliche war vor Alters an diesem Tage, daß zunächst ohne Absicht auf Beute Alt und Jung die Büsche und Haine durchjagte, ganz so wie wir das noch zu einer anderen Zeit als eine Art Todtaustreiben kennen gelernt haben. Allmählig wurde daraus ein regelrechtes Jagen der Jagdberechtigten, und der heilige Hubertus, den die Kirche an diesem Tage aufgestellt hatte, mußte das Patronat der edlen Jägerei übernehmen, obgleich er sich als frommer Bischof von Lüttich die Heiligenkrone auf andere Weise erworben hatte. Aber die Sache war so: er war vordem als Herzogssohn und Hofmann ein leidenschaftlicher Jäger gewesen, und erst durch ein Wunder bewogen worden, dem Jagdvergnügen zu entsagen. So mußte er es sich gefallen lassen, trotz seiner Abscheu vor der Jagd den Jägern Patron zu bleiben. Sie ehrten ihn dann alljährlich durch eine „Jagdmesse" und allerlei Festlichkeiten. Durch ihre Vermittlung wurde er zugleich der Beschützer der Hunde, und seine Stola blieb bis heute ein wirksames Heilmittel gegen den Biß toller Hunde.

Martini.

Beschränken wir den Blick auf ausschließlich deutsche Verhältnisse mit Ausschluß solcher unserer fränkischen Landsleute jenseits des Rheins und der fränkisch-römischen Nachbarn daselbst, so sind wir am Schlusse der eigenthümlichen Festzeit des Herbstes angelangt — im andern Falle treten wir noch einmal in einen ähnlichen Kreis.

Auf dem Boden des südlicheren Frankreich konnten die eingewanderten Franken die Sommerthätigkeit viel weiter in den Winter hinein erstrecken als wir. Hier ist an die Stelle des „deutschen Michels" Martin, der heilige Bischof von Tour getreten. Er verhielt sich in einer Beziehung ähnlich wie der böhmische Wenzel zu jenem. Die Deutschen wählten als himmlischen Heerführer einen Erzengel zu einer Zeit, als ihre eigene Frömmigkeit noch keinen Nationalheiligen erzeugt hatte. Die Tschechen fielen gewissermaßen von Michael zu Wenzel ab, als sie in diesem einen eingeborenen, stammesangehörigen Heiligen erhalten hatten. Die Franken und Römer auf gallischen Gebieten hielten an ihren Landsmann-Heiligen Martinus fest; er blieb ihnen, was uns Michael wurde, auch als Terminheiliger.

Vielleicht stand er auch einmal in gleicher Weise in der Mitte ihrer natürlichen Herbstfestzeit; aber die Kirche hat dieselbe schon in sehr früher Zeit beschnitten, indem sie vordem gleich nach Martini die Fastenzeit des damals längeren „Adventes" eintreten ließ. So machte dann Martin den Schluß der gesegneten Zeit, und es erschien wohl angebracht, vor den langen Wochen des bevorstehenden Fastens eine tüchtige Wegzehrung in sich aufzunehmen. So wurde denn S. Martin vorzugsweise ein Schmauspatron, sein Tag ein allgemeines Kirmesfest, obgleich sein frommes Leben zu solcher Feier gar keinen Anlaß gegeben hatte.

Sollten sich dann die verwandten Franken diesseits der Vogesen und diesseits des Rheins ein so herrliches Fest haben entgehen lassen? Etwa weil sie neben ihrem Michael keinen Martin gebraucht hätten? Die vorsichtigen Alten hingen nicht gern Alles auf einen Nagel. Zudem dehnte sich ja die Herrschaft der westlichen Franken allmählig

über ganz Deutschland aus; unter denselben frommen Herren aber ziemte es sich ja auch dieselben frommen Feste zu feiern. So kam auch noch die St. Martinsfeier wie ein spätes Nachsommerfest nach Deutschland, und insbesondere die Westdeutschen und Franken haben seit je viel auf diesen Patron gehalten, und auch die Kolonisten hatten von daher den Brauch in den fernen Osten getragen. In England fand er insbesonders freundliche Aufnahme, weil auch dort das mildere Seeklima den rauhen Winter länger zurückhält.

Ein richtiger deutscher Patron alter Zeit mußte etwas Kriegerisches haben und durfte nicht anders als zu Pferde kommen. Hat man doch selbst den kleinen Großzöllner Zachäus zu Pferde gesetzt. Das Roß der Auszeichnung ist außerdem der Schimmel. Darum erscheinen sie alle drei, St. Georg, St. Michael und St. Martin als kriegerische Schimmelreiter gleich deutschen Heerkönigen oder Herzogen. Nicht an den Bischof Martin knüpft sich das Andenken; er sei, sagt die Legende, vorher Krieger im römischen Heere gewesen, in kommandirender Stellung. Sein Mantel bildete, an einen Speer geheftet, die Fahne der fränkischen Könige, gerade so wie die altböhmische Heerfahne aus dem Speere Wenzels mit einem Kleide Adalberts bestand. Wenzel stellte sich im Kalender vor Michael gerade so, wie Adalbert vor St. Georg. So waren hier die Haupttermine nationalisirt, während St. Martin vom Westen her weiter vordringt. Schon sein Name, vom Kriegsgotte hergeleitet, gefällt den Deutschen.

Beide, Michael und Martin sind Patrone des Schlachtgeflügels, letzterer Patron der Hirten und des Hirtenlebens überhaupt; dazu hat aber die Heiligenlegende gar keinen Anlaß gegeben; das liegt ausschließlich in der Zeit der Festfeier. Auch in dieser Beziehung ist der Martin eben nur ein Michael einer anderen Gegend, und beide sind über die Gebiete ihrer ursprünglichen Geltung herüber- und hinübergewandert. Es gibt ebenso eine „Michaelisgans“ wie eine „Martinigans“; jene gedeiht mehr im Oberlande, diese besonders am Niederrhein. Die einen Gegenden lieferten „Michaelishühner“, die anderen „Martinihühner“. In England hat das „Martinsbeef“ dieselbe Bedeutung wie unsere Martinsgans. Auch in Böhmen kennt man S. Martin als Hirten- und Viehpatron. Die Zeit zum Dienstwechsel der Viehwärter ist S. Martin, und an

diesem Tage gibt ortsweise der Viehhirt seiner Gemeinde ein Abendbrot; das ist freilich ein kümmerlicher Rest des westdeutschen S. Martinsschmauses.

Der Schmaus blieb aber auch hier die Haupterinnerung an die ehemalige Festfeier. Das eigenthümliche Gebäck desselben bildet das „Martinihorn", eine große Semmel in Form eines Hufeisens, entweder eine Erinnerung an das Roß des Schimmelreiters oder an die Viehheerden und den Herbsteintrieb. Einst hat man auch für diese Herbstmalzeit, so lange man sie gemeinsam hielt, gesammelt und die Wegzehrung ist reichlicher gewesen als die des Frühjahrs. Noch singen die rheinischen Jungen: „Gebt uns Fleisch und Speckseiten, Würste, Aepfel, Kuchen und Nüsse". Aus diesem Sammeln entstand dann wohl der noch ziemlich verbreitete Brauch der Kinderbeschenkung. In meiner Heimath hat sie sich ganz in derselben Form erhalten, wie die am Gründonnerstage. Die Kinder besuchen schaarenweise die oft in entfernten Dörfern wohnenden Taufpathen und erhalten von denselben ein Geschenk, unter dessen Gegenständen das große Martinihorn nicht fehlen darf.

Ehedem schloß man auch dieses Fest mit einem Hexenfeuer, und die Martinifeuer waren wenigstens in Westdeutschland von keinem geringeren Ansehen, als die Oster-, Walpurgis- und Johannisfeuer. Sie brannten nicht blos auf Bergen und Höhen, sondern fast bei jeder Hofstelle. Man umtanzte sie und sang und trank dabei. Martinilieder gibt es eine Menge, und die geistlichen Herren, die den Martinischmaus nicht verschmähten, haben manchen guten Beitrag geleistet. Gerade in den rheinischen Klöstern hielt man etwas auf den Martinischmaus. Um diese Zeit begann das Schweinschlachten im Großen, und man mußte daran denken, den „Heurigen" zu kosten. Die Asche der Martinsfeuer streute man über die Wintersaaten — zum Schutze vor Schneckenfraß.

S. Martin und S. Michael und zum Theil auch der noch zu nennende heilige Nikolaus sind, von ihren Legenden abgesehen, dem Volke gegenüber nur verschiedene Vertreter derselben Vorstellung. Es ist nur zufällig, daß sich hier gerade dieser, dort jener Zug erhalten hat. Während sich zu Martini die Hexenverbrennung erhielt, so weiß man in Norddeutschland wieder, daß auch zu Michaeli die Hexen auf den Blocksberg

reiten. Auch der Gebrauch des „Minnetrinkens" knüpft sich an mehrere dieser Patrone. Wir sind derselben Sache schon im serbischen Bauernhause begegnet. Der nordgermanische Heide trank die Minne seines Thor und Odhin — er trank mit ihnen, oder er schenkte ihnen, den Göttern, seinen ersten Becher, dessen sie sich freuten und wofür sie ihn mit Glück segneten. Der Serbe trank ebenso seinem Svečar zu; er trank aber auch ebenso „zu Ehren aller Heiligen und insbesondere zu Ehren des heiligen Nikolaus". In der Legende vom heiligen Wenzel aber wird uns erzählt, er habe bei dem Feste seines Bruders Boleslaw „die Minne des heiligen Michael" getrunken.

Haben wir auch noch S. Martin hinter uns, so erschließt sich uns ein Zeitraum, in dem weithin die Kirche allein herrscht. Ihre Geschichte und ihre Legende hat sich hier ohne viel Rücksicht auf verschiedene Volkssitten Gestaltung geschaffen. Es ist als ob sie dabei absichtlich den Gegensatz des heidnischen und ihres Wesens hätte hervorkehren wollen. Umzüge von Heiligen kennt auch noch die nächstfolgende Zeit. Daß sie, durch Vermummungen dargestellt in den Straßen herumziehen, ist zwar die Fortsetzung eines älteren Brauches, auf den wir mehrfach stießen. Aber der Zweck dieser Umzüge scheint doch der zu sein, den Gegensatz des waltenden Christenthums hervorzukehren. Kamen die alten Götter in das Land, so verlangten sie der Menschen Gaben; sie kamen — den Christen wenigstens mußte es so scheinen — mit leeren Händen, und die Menschen mußten nun suchen und sammeln, um ihnen, den Göttern, Geschenke zu bieten. Anders die Heiligen, die dem Banne jener alten Festzeit entrückt, an ihren Festtagen unter die Menschen kamen: sie verlangen nichts, sie bringen mit vollen Händen, und wenn sie gleich jenen umherziehen, so thun sie es nur, um Geschenke zu geben: so Barbara, so Nikolaus, so der heilige Christ selbst.

Wenigstens wendet sich die Handlung in dieser Weise an die Kinder. Die Eltern wenden sich entweder an die Vermittlung der Darsteller oder entschädigen diese für den Aufwand, den sie für ihre Kinder gemacht haben. Eine Stufe weiter genügt es, die Sachen unmittelbar den Kindern zu geben, mit dem Bedeuten, Nikolaus habe sie, dem Kinde unsichtbar, in der Nacht gebracht. Endlich genügt ein Beschenken der Kinder durch die Eltern, um ihnen das Wesen eines christ-

lichen Festes lieb und schätzbar zu machen. Während ferner an den, der Erinnerung nach doch immer noch halbheidnischen Festen der Kirmeszeit Geister von zweifelhaftem Herkommen, wenn nicht gar die leibhaften Teufel selbst ihr Wesen treiben, führen die Heiligen, die jetzt an die Thüre klopfen, zum Zeichen des Sturzes jener bösen Mächte den Teufel und Seinesgleichen gebändigt an der Kette mit sich, und gestatten ihm nur noch, den Bösen zu schaden. So haben denn diese Umzüge nur der Form nach noch immer etwas vorchristliches, ihr Plan ist ein christlicher.

Schon mit St. Martin beginnt sich der Uebergang zu vollziehen. Den kriegerischen Franken ist er ja immer noch der tapfere Feldherr auf dem neiderregenden Rosse, und nach seinem berühmten Mantel blickt jener nur als nach der siegreichen Kriegsfahne seiner Könige; — aber die Geschichte kennt ihn nur als den milden und frommen Bischof, und in der Legende ist jener Mantel ein Zeugniß für die Freigebigkeit, die mit den Armen das letzte Kleidungsstück getheilt hat. Der heilige Nikolaus ist der Kirche nur ein Bild eines frommen und durch Wunder hochberühmten Bischofes; aber das Volk hat wohl auch wieder seinen Namen „Volkssieger" namentlich auf die Bändigung des Drachen gedeutet, in dessen Gesellschaft er erscheint, und hat nicht umhin gekonnt, in seinen Spielen ihn ebenfalls wieder zum Reiter zu machen. Er verdankte seine Aufnahme und sein Vordringen in Deutschland vorzugsweise den Städtern, insbesondere den Kaufleuten und Stadtkolonisten. Ursprünglich gehörte er als Erzbischof von Myra der griechischen Kirche an. Seine Verehrung drang in's Abendland, als im Jahre 1087 italienische Kaufleute seinen Leichnam nach Bari brachten und ihm daselbst eine herrliche Kirche bauten. Durch die Normannen und durch Geschäftsverbindungen kam dieser Schutzheilige der Städter nach dem Norden, insbesondere nach England, aber auch nach Deutschland. Während er hier ein Patron bürgerlicher Gewerbe wurde, treffen wir ihn im Osten, bei den Masuren, wohin seine Verehrung wohl durch Rußland gekommen sein dürfte, als den Herrn der — reißenden Thiere wieder. An seinem Festtage versammeln sich daselbst die Wölfe. Zu diesem Amte gelangte er vielleicht, indem man das in umgekehrte Pelze gehüllte Ungethüm, das er bei sich führt, für ein wildes Thier ansah, wie es denn auch

leicht mit einem Bär verwechselt werden kann. In Böhmen und Mähren aber heißt dieses Geschöpf bei den Slaven ganz ausdrücklich der Teufel, und das ist auch trotz seiner sonstigen Namen seine Bedeutung. Der Sieger über die Dämonen führt sie an der Kette vor, und bringt von Haus zu Haus wandernd jedem Segen. Es ist aber allgemein Sitte, den Gottseibeiuns nicht beim rechten Namen zu nennen, und so wußte man auch einst in Deutschland recht gut, wer der ruppige „Knecht Rupprecht“ ist. In einigen deutschen Orten an der Ostgrenze Böhmens heißt dieses Scheusal die „böse Braut“, worunter wohl nicht viel geringeres als des Teufels Großmutter zu verstehen sein dürfte. Bei den benachbarten Slaven treten ja diese Figuren gern weiblich auf. So gibt es in Böhmen auch noch vereinzelnte Spuren für den Brauch, daß einmal die heilige Barbara an Stelle des Nikolaus den Umzug mit dem Teufel und den Gaben gehalten habe.

Seltsamer Weise ist in manchen Gegenden der fromme Bischof neben seinem „Knechte Rupprecht“ wieder verschwunden, so wie in Masuren häufig der Bär allein als heiliger Christ herumzieht.

Im Sinne der Kirche soll der heilige Nikolaus die heilige Weihnachtszeit einleiten, und dabei jenen Gegensatz zu der eben abgelaufenen halbheidnischen Festzeit darstellen. Indem die Kirche die alte Adventzeit, welche nach Martini begonnen hatte, auf vier Wochen abkürzte, hat es sich wohl darum gehandelt, gerade aus den Heiligen der ersten Adventwoche den passenden auszuwählen, und dabei kann die Wahl zeitweilig zwischen St. Andreas, Barbara und Nikolaus geschwankt haben.

Solches hat sich auch noch in der Kinderlegende erhalten, wenn die Mütter den Kindern erzählen, St. Niklas habe sein Schimmelpferd, weil er als Bote das Christkindleins auf die Erde herunter und durch das Land reite, um diesem zu berichten, wie sich die Kinder hielten. Darum stellt er auch solche Fragen an die Kinder und prüft sie, ob sie beten können, und darum erscheint er auch zur Weihnachtszeit wieder als Begleiter des heiligen Christ. Unter den Geschenken, die er bringt, darf sein eigenes Bild aus Honigkuchen, wie das gleiche seines Rößleins nicht fehlen. Für letzteres stellten früher fromme Kinder auf dem Lande einen Schuh mit Hafer gefüllt vor die Stube.

Die Weihnachtszeit.

Auch der Weihnachtsbrauch hat mit dem Kirchlichen Altwirthschaftliches gepaart; aber alles, was sich auf die Darstellung der evangelischen Erzählung und der daran anknüpfenden Legende bezieht, ist ausschließlich kirchliches Gut. Kein Theil der kirchlichen Geschichte hat sich so reich entfaltet, wie gerade der der allerersten Anfänge. Daran hindert gar nicht, daß man selbst bei noch unbekehrten Völkern, wie einst bei Esthen und Liven ganz ähnliche Sagen im Gange gefunden hat, so daß man glauben könnte, es habe schon vor dem Christenthume irgend einen alten Sagenstoff von der Geburt des wunderbaren Kindes in einer wunderbaren Weise gegeben. Wirklich traf man eine solche sehr entwickelte Erzählung auch da, wo noch kein Missionär hingekommen war. Aber dennoch war die Erzählung, so abweichend sie auch scheinen mochte, aus der christlichen abgeleitet. Kaufleute sind gewöhnlich die ersten Missionäre, und was sollen die Kaufleute, welche die langen Winternächte als Gastfreude nordischer Völker verbrachten, den immer wieder Fragenden und Bittenden erzählen? Für die Geheimnisse des Christenthums werden diese Völker wenig empfänglich, für deren Darstellung jene Kaufleute wenig berufen gewesen sein; aber die Erzählung von dem wunderbaren Kinde, dem Hirten und Könige huldigten, von dem Tyrannen und seinem bösen Lohn, das erzählte und hörte man immer wieder gern, wenn man auch nicht Christ oder nicht Theologe war.

So hat man wirklich diese Erzählung bis zum finnischen Busen verbreitet gefunden, ehe es daselbst Christen gab, und sie hat sich in besonderen Sagenformen aus dieser Zeit bis heute erhalten. Dies hat mit dazu beigetragen, gerade dieses Fest volksthümlich zu machen. Trotzdem hat es nicht immer die heutigen Formen gehabt. Daß es heute gerade ein so trauliches Familienfest ist, dazu hat nicht das wenigste auch die Vervollkommnung unserer Hauswirthschaften beigetragen. Ehedem waren die Häuser der kleinen Leute doch nur als Schlafräume eingerichtet; für die festliche Zusammenkunft war eben als Festhalle Aller das „Herrenhaus", die Kirche da. Hier spielte sich einst Alles ab, was sich heute in die Häuser vertheilt hat. Die Kirche — in der man sich

einst sogar zu schmausen nicht scheute — hat immer mehr alles Weltliche entfernt; dafür aber sind die Häuser wohnlicher geworden, und die weltlichen Theile des Festes haben sich in diese zurückgezogen. Nur kleine Restchen derselben, Erinnerungen an alte volksthümliche Darstellungen, wie die Krippenaufstellung, die Singweise der Hirten, die Nachahmung des Gesanges der Vöglein u. dgl. sind noch zurückgeblieben, und sie erscheinen dem jetzigen Geschlechte schon recht fremdartig in der Kirche. Dafür hat sich die Festfeier vom gemeinsamen Festplatze, den andere Feste nicht entbehren können, immer mehr in die warmen Winterstuben hineingezogen.

Wenn auch das Fest der Hauptsache nach völlig christlich ist, so hat doch auch das Wirthschaftsleben, das an sich ja weder christlich noch heidnisch ist, das seine hinzugethan. Während aber die Kirche, der geschichtlichen Erinnerung folgend, die bestimmten Tage zählt und zeichnet, erstreckt sich die alte wirthschaftliche Festzeit wieder über einen größeren Zeitraum mit schwankender Begrenzung. Die Nordgermanen und einige deutsche Stämme nannten diese winterliche Festzeit die Julzeit. Aber unser Weihnachten ist nicht aus der „Julzeit" entstanden; man kann nicht sagen, es sei nur die christliche Uebersetzung derselben. Nur so viel ist sicher, daß die Bräuche der Julzeit durch das christliche Fest nicht verdrängt worden sind, weil sie auf wirthschaftlicher Nothwendigkeit beruhten. Beiderlei hat sich vereinigt.

Das nordische Julfest fiel gar nicht in die richtige Weihnachtszeit, sondern in unsere Lichtmeßzeit; das Bedürfniß des Marktverkehres war die Grundlage desselben; der altväterische Gottesdienst war aber von solchem Feste unzertrennlich. Den Beginn unserer Weihnachtszeit, den Advent, bezeichnete wie zum Theil heute noch die Schweinschlachtzeit; die Kirche setzte dem Schwelgen mit dem Adventfasten einen Dämpfer auf. Die Einrichtung war aber von der Natur geboten. Der Hauptproviant alter Zeit war und blieb gesalzenes und geräuchertes Fleisch; damit konnte man am besten das Haus insbesondere über den Winter hinaus versorgen. Ein Engländer, der im 16. Jahrhunderte zur Herbstzeit nach Köln kam, glaubte, daß in ganz Köln nur Fleischhauer wohnten, denn er sah in jedem Hausflur ein geschlachtetes Rind und ein paar Stücke Kleinvieh. Das mochte die Zeit sein, da der Bauer seine Herden herein-

nahm; nun war ihm das Vieh verkäuflich, weil er auf Stallfütterung nur nothdürftig eingerichtet war, und der Bürger benützte die Gelegenheit, sich gerade jetzt zu versorgen. Wenn man nun auch ähnlich unter den Schweineherden aufräumte, so war es doch viel leichter, ein paar Schweinchen noch einige Wochen durchzubringen. Diese schlachtete man nun im Laufe der Adventzeit, um sich dann und wann an grünem Fleische delektiren zu können. Nur die Zuchtschweine und den Eber schonte man auch jetzt noch; der letztere konnte noch im November benöthigt werden. Aber im Dezember kam auch er an die Reihe; es war ein festlicher Augenblick, denn nun hatte der Genuß des Grünfleisches ein Ende; man stand vor der eigentlichen Winterkost. Die Kirche hatte nun gut Fasten aufheben! Mit Pökelfleisch that sich der Mensch nicht weh. Waren aber weitere vier bis sechs Wochen herum, dann sah es mit der Verpflegung in den Häusern überhaupt mißlich aus — man mußte an Tausch und Kauf denken; so entstand der Markt und das Gericht zur „Julzeit". Erst mit der nahenden Osterzeit erschienen wieder junge Lämmer und Ziegen — und die Fastengebote. Das war es ungefähr, was die Wirthschaft der Vorfahren dem christlichen Feste als bestehende Formen entgegenbrachte. Ein alter Jahrestermin ist Weihnachten auch bei uns nicht, wohl aber fällt ein Wintertermin auf die Lichtmeßzeit.

Wir werden nun einige wichtigere Weihnachtsbräuche nennen, um zu sehen, welcher Herkunft sie sein könnten. Wenn wir gleich mit dem ersten Adventsonntage beginnen, so tritt uns — möge es ein gutes Zeichen sein! — die räthselhafte „Rorate wurst" entgegen. Eine „Thauwurst" kann das natürlich nicht sein; es ist vielmehr die Wurst, welche der Fleischer seinen Kunden an dem Tage zu schenken hat, an dem man in der Kirche zum ersten Male das „Rorate" singt, also am ersten Adventsonntage. Mit dem christlichen Advente hat dieser löbliche, doch immer mehr abkommende Brauch gewiß nichts zu thun; er gehört vielmehr sichtlich zu dem Kapitel vom Schweineschlachten. An dieses knüpft sich überhaupt noch ein Restchen alter Lebenssitten. Während wir sonst Alles sehr genau nach Heller und Pfennig berechnen, gilt ein geschlachtetes Schwein immer noch für eine Gabe Gottes, von der sich jeder, der Lust hat, sein Stück holen kann. Man ladet Nachbarn und Freunde, als

gälte es ein Hausfest, oder man schickt Würste und Fleischschnitte in die Nachbarhäuser. Diese alte unwirthschaftliche Freigebigkeit und Gastlichkeit gilt so sehr als eine natürliche Verpflichtung, daß sie auch der Fleischhauer, der doch aus dem Schlachten ein Gewerbe machte, mit übernahm. Das Schlachtrecht in den Städten gehörte ja ursprünglich der ganzen Stadt, indem diese eine Anzahl „Bänke" errichtet hatte. Diese Bänke gab sie den Fleischhauern in Pacht oder Kauf, und so selbstverständlich war jene Pflicht der Gastlichkeit beim Schweineschlachten, daß sie auch die Fleischhauer mit in den Kauf nehmen mußten. Allerdings konnten sie dieselben unmöglich in der alten Weise üben, aber sie lösten sie den Bürgern gegenüber ab, indem sie wenigstens beim Eintritte der eigentlichen Schweinschlachtzeit, also am ersten Sonntage der „Rorate", sich zu derselben bekannten.

Wie überhaupt jede Festzeit ihr Vorzugsgericht hat, so ist die ganze Weihnachtszeit durch das grüne Schweinfleisch, der Haupttag aber insbesondere durch den Eberbraten gekennzeichnet. So erscheint in England heute noch nach uralter Sitte der Eberkopf auf der Weihnachtsfesttafel, und es haben sich alte Spruchverse und besondere Formen erhalten, welche sein Erscheinen begleiten. Aehnliches war einmal überall Sitte, so weit nordischer Brauch gedrungen ist. Die Kirche hat dazu nichts gethan; im Gegentheil, sie hat den Schweinschmaus auf das erdenklichste beschränkt, und gerade den „heiligen Abend" selbst zum strengsten Fasttage gemacht. Gelang es so, auch das Schwein bei der Festzeit ein wenig in den Hintergrund treten zu lassen, so blieb wenigstens noch das Bild an seiner Stelle. Wie so oft das Gebäck die Wirklichkeit nachahmt, so verkauft man in ganz Norddeutschland zur Weihnachtszeit insbesondere Schweinchen aus Marzipan, und in Böhmen sieht man auf allen Weihnachtsmärkten Herden des „goldenen Schweinchens". Man hat nicht verfehlt, die Lust zum Fasten durch eine solche Prämie anzuspornen, und das Kindermärchen erzählt, wer ganz regelrecht faste, der bekomme das „goldene Schweinchen" in Wirklichkeit zu sehen; das entschädigt.

Vieles, was sich in ähnlicher Weise aus der alten Zeit erhalten hat, knüpft sich nicht genau an die christliche Festzeit, sondern oft an einen der späteren Termine, die jetzt alle mit derselben vereinigt und ver-

bunden sind. So fehlt gar nicht ein Ueberrest von der alten Sammlung der Wegzehrung, die wir als ein sicheres Kennzeichen bei allen alten Festen angetroffen haben. Sie hat nur Formen angenommen, in denen sie nur noch schwer wiederzuerkennen ist, und sich mehr dem bürgerlichen Jahresanfange als dem Geburtstage Jesu angeschlossen. Nichts anderes, als eine solche Sammlung ist die böhmische „Koleda“, die ehedem insbesondere am Stefanstage herumging. Das Wort ist aber wahrscheinlich vom lateinischen Calendae, womit man insbesondere den Jahresanfang aber auch die ganze Zeit der „Zwölften“ bezeichnete, verderbt. Schon im 14. Jahrhunderte war es in den „prager Städten“ ein uralter Brauch, diese ganze Zeit hindurch zu „colendisiren“, d. h. Gaben einzusammeln. Was außerdem noch als Einkleidung hinzukam, ist nebensächlich, wenn es sich auch heutzutage als Hauptsache hervordrängt. Natürlich hielten außer den Kindern diejenigen am längsten an der Sitte fest, denen damit zugleich auch ein Bedürfniß gedeckt wurde. Und in der That, wenn alte Gewohnheit ein Recht gewährte, so hatten die Armen und Geringeren eine Art Anrecht auf eine Entschädigung. Je mehr sich gerade das Weihnachtsfest in die geschlossene Familie zog, desto mehr entging ihnen der Vortheil, auch ohne selbst beisteuern zu können, dennoch mitfeiern zu dürfen, was bei den alten Festlichkeiten auf der gemeinsamen Malstätte der Fall war. Sie holten sich also jetzt gewissermaßen ihren Antheil aus den Häusern. In Prag waren es zu jener Zeit vorzugsweise die Armen und die Stadtbediensteten, Gerichtsboten, Büttel, Henkersknechte, dann die Mälzerknechte und Wasserführer, welche die Koleda einsammeln gingen. Im Jahre 1390 wurde aber der letzteren Gruppe die Theilnahme verboten, weil man wollte, daß die Sammlung blos den Armen zu Gute käme. Aber das kann nur für kurze Zeit befolgt worden sein. Wohl selten wo ist heute um jene Zeit wieder so vielerlei Volk auf den Beinen, wie in Prag. Nachtwächter und Essenkehrer haben ein förmliches Anrecht auf diesen Umgang. Die Universitätsspielleute halten ihn bei ihren Kunden mit Musik. Die Lehrlinge in den Landstädten fochten einst Haus für Haus ab; — doch Verzeihung! sie fechten nicht; sie alle wünschen heute nur ein „fröhliches neues Jahr“!

Indes, dabei hat sich eben nur Bitte und Dank umgekehrt, wie es

zu einer Zeit geschehen konnte, da man seiner Gabe ganz sicher war, weil eine Art alter Verpflichtung dafür bestand. Auch der Bettler spricht bei Empfang der Gabe einen Segensspruch, aber weil er ihrer nicht gewiß ist, wartet er sie erst bittend ab. Das braucht es zu „Neujahr" nicht; man spricht den Segen und hält die Hand hin. Durch diese einfache Umkehrung mag die Sitte unseres Neujahrwünschens entstanden sein. Höherstehende begnügen sich, von ihren Vorgesetzten ein Wort der Gunst durch jenen Segensspruch zu erbitten, Gleichstehende lohnen sich gegenseitig mit demselben Segen. In Japan, wo bei anderen Festen Aehnliches vorkommt, pflegen auch solche noch ein kleines Geschenk oder vielmehr nur noch das Symbol eines solchen, ein Stückchen trockenen Fisches, jedem solchen Wunsche beizufügen. Die Leute schickten eben einst einander statt gemeinsamer Theilnahme an der Mahlzeit Stückchen vom Essen mit einem Segenswunsche. Durch die Einführung der sogenannten „Enthebungskarten", die nur leider nicht entheben, ist man zum Theil wieder zum Alten zurückgekehrt: die ganze Sache ist eine Entschädigung für vom häuslichen Festgenusse der Reicheren Ausgeschlossene.

In dem Umzuge der „Drei Könige mit dem Stern" ist das Gabensammeln mit der Darstellung des Festgegenstandes in Verbindung getreten, doch so, daß ersteres vorwaltet. Auch das Beschenken der Freunde unter einander und das der Kinder hängt noch mit dem älteren Festbrauche zusammen; aber letzteres hat sich wieder mit jener christlichen Gabenspendung verbunden, die uns zuerst am Nikolaiabende entgegentrat. Die reiche Einbescherung, die es heute am Christabende gibt, ist übrigens erst in jüngerer Zeit aufgekommen. Namentlich auf dem Lande beschränkte sie sich früher auf eine Spende von solchen Gegenständen, wie sie der Nikolaus zu bringen pflegte: Aepfel, vergoldete Nüsse, Honigkuchen und etwa ein Paar Fäustlinge oder dergleichen. Häufig war sie sogar knapper als die des Nikolaus. Sie scheint auch ursprünglich nur eine Art Wiederholung jener gewesen zu sein. Es ist auch wieder derselbe heilige Bischof, welcher die himmlischen Erscheinungen anführt; mitunter hat sich ihm auch die Barbara zugesellt, immer der zottige Teufel an der Kette. Aber diesmal ist auch das „Christkindlein" selbst als eine Engelsgestalt mitgekommen. Nun erscheint Nikolaus nur als Führer desselben. Er tritt

voran, um die Kinder zu prüfen und verspricht je nach dem Betragen das Christkindlein oder den Bösen hereinzurufen. In vielen Gegenden hat der Aufzug diese Vollständigkeit nicht. Wie in Thüringen nur der Rupprecht allein übrig blieb, so ist es in Ostpreußen nur noch ein Pelzkerl mit einem Knittel, der sich nichts desto weniger immer noch den „heiligen Christ" nennt. Er verfolgt hier nebenbei den praktischen Zweck, die Dienstboten durchzubläuen.

Auch die Sitte, die Gaben an den erleuchteten „Christbaum" zu hängen, ist keine alte. Aber der Christbaum als Malzeichen, oder doch überhaupt ein solches, ist auch diesem Feste seit Urzeiten eigen. Seine Bestimmung war nicht, Träger der Gaben zu sein; er entsprach vielmehr dem Maibaum oder Kirmesbaum, oder der Johanniskrone. Da man indeß auch diese reichlich zu schmücken pflegte und auch gleiches an jenen Bäumen that, so lag es nahe, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Erst so entstand aus dem Malbaume, den auch dieses Fest nicht entbehren konnte, unser Christbaum. Er unterscheidet sich von dem Malzeichen anderer Feste gerade so wie das Weihnachtsfest von anderen. Er ist mit diesem in die Häuser eingedrungen, und ein freundliches Grün macht jede Hütte für die Zeit des Festes zum Tempel. Nicht immer war das so gewesen. Wie einst das Weihnachtsfest nur in den Kirchen gefeiert worden war, so gab es auch in unserem Jahrhunderte noch Orte, in denen die ganze Gemeinde nur einen einzigen Malbaum dieser Art und zwar in der Kirche errichtete. Das war dann noch ein richtiges Mal.

Auf ein solches kam es ursprünglich an, nicht gerade auf das grüne Bäumchen, das uns mitten im Winter den Frühlingstraum ins Haus bringt. Der spitze gothische Thurm selbst, der vor dem Gotteshause noch oft gerade wie auf der alten Malstätte emporragt, ist ja selbst auch ein solches Mal. Darum war es in manchen Orten auch Sitte, diesen selbst am Weihnachtsfeste zu erleuchten — wie ein großer Christbaum sah er dann in die Nacht hinaus. Auch von dieser Form des Males hat der Hausbedarf des Winters sich ein Abbild kleinen Formates geschaffen. Wir haben es bei mancher märkischen Familie gesehen. Es ist ein kleiner Pyramidenbau aus Holzstäbchen in mehreren Absätzen. Wenn die liebe Weihnachtszeit kommt, holt der Märker das

kleine Thürmchen aus der Kammer hervor und stellt es in der besten Stube auf den Tisch. Er hängt dann bunte Glaskugeln und allerlei Putz daran, und zündet Lichtchen darauf an.

Daß das Alles nur verschiedene Formen ein und desselben uns wohlbekannten Gegenstandes sind, — wenn wir daran noch zweifeln wollten, so wird uns der ruthenische Bauer darüber belehren. Auch er glaubt, daß in diesen Tagen die Geister seiner Lieben wieder zu seinen Festfreuden herbeikommen, und daß sie es lieben, wenn man ihnen in alter Weise durch ein Mal einen Festsitz bereitet. Er thut das nun gerade zu Weihnacht in derselben kindlichen Weise, wie wir zur Maien- und zur Kirmeszeit: er macht aus einer Strohgarbe ein rohes Puppenbild und stellt es in die Ecke seiner Stube. „Großväterchen" nennt er zärtlich diese Puppe. Unser Christbaum ist der Form nach unvergleichlich schöner; der schön're Sinn ist ihm entfallen.

Im Nordwesten und insbesondere in England, wo unsere Tannenbäume seltener sind, tritt vielfach die immergrüne Stechpalme an ihre Stelle. „Palme" heißt sie in demselben Sinne wie unsere Weide vom Palmsonntage her. Aber England hat noch aus seiner vorgermanischen Zeit her ein noch älteres Malzeichen dieser Art — den Mistelzweig. Nicht unsere Fichten, sondern die Eichen waren den Kelten auf jenem Bode.. die vorzugsweise für Wohnstätten der Geister geeigneten Malbäume. Wie für einen Geistesausfluß solcher Geisterbäume aber sah der Kelte die auf der heiligen Eiche gewachsene Mistel an, die scheinbar ohne Wurzel aus dem Innersten des Baumes selbst heraustrieb. Ein Eichenast mit dem Mistelzweige mußte also insbesondere geeignet sein, einen Malbaum im Hause zu vertreten; darum steckt man heute noch den Mistelzweig zu Weihnachten über die Stubenthür. Er ist also eigentlich immer noch das Malzeichen und macht die Stelle, über der er schwebt, zur heiligen Malstätte, auf der sich einst die Liebenden vor aller Welt zum Bunde einigten. Das weiß nun aber niemand mehr — nur die Liebenden in England wissen es noch; sie haben diese heilige Geheimlehre erhalten, und wenn zwei Liebende zur Weihnachtszeit der Zufall gerade unter diesem Mistelzweige zusammenführt, dann dürfen sie — das ist ihr Weihnachtsrecht — vor aller strengen Welt einander küssen. Das wissen sie noch, und der Zufall weiß es auch noch und thut darnach.

Auch die Spiele, welche um die Weihnachtszeit in so reicher Entwicklung hervortreten, gehören beiden Grundbestandtheilen des Festes an; aber der christliche Antheil ist weit größer. Ein so beliebter und reicher Stoff der Erzählung, ein so anmuthiges Bild, wie die Poesie daraus zu schaffen vermochte, konnte nicht ohne bezaubernden Eindruck auf die Menschen bleiben. Ueber der Hingabe an die Thatsachen, die das Weihnachtsfest vorführte, vergaß das Volk gerne die alten Anlässe der Festzeit. Darum sah jene der Mensch einst so vielgestaltet, in Lied und Bild und Schauspiel, vor sich treten; und wenn einst die Kirche allein diese Bilder bot, so wollte sie nachmals jedes Haus für sich besitzen. Der Erlösungsgedanke, der im Osterfeste zum Ausdrucke kommt, erfüllte die Menschen mit ehrfurchtsvoller Scheu und führte sie durch Erschütterung und Trauer hindurch; die Erlösung von der Krippe aus öffnete sich aller Herzen durch das Springkraut der Freude und Vertraulichkeit. Dem Kinde, das die Gabe vom armen Hirten nahm, wagte Jeder zu nahen; Jeder fühlte die Freude der Erlösung. Die Wunder dieser Art erneuten sich jährlich wieder. Griesgrämige Mönche machten in schlechtem Latein die lieblichsten Verse; sie durften, den Freuden und Sorgen des Hauses entrückt, doch diesem Kinde Wiegenlieder dichten, ein Eiapopeia singen. Es gibt eine Fülle solcher Lieder; sie rühren nicht weniger durch ihre Schlichtheit als durch die Sprache, die den Mann verräth, der sie ersonnen hat. Da füllte wieder einmal laute Freude die Kirchen; wie in Urzeiten durfte die Frömmigkeit wieder einmal den herben Ernst ablegen.

Uns jüngeren Geschlechtern geht es dabei freilich umgekehrt als unseren Vorfahren. Wir sind ihn gewöhnt, und die Reste der alten Kindlichkeit und Fröhlichkeit in der Kirche, die Krippe mit dem Püppchen auf dem Altare der Kapuzinerkirche, das Orgelgetriller, das der Kantor noch da und dort in einer Kirche in der Weihnachtsmette dem Instrument entlockt, die hüpfenden Melodien des Hirtengesanges, das Alles will uns gar fremd erscheinen; und doch gab es Geschlechter, die zugleich fröhlich und ernst im Herzen dabei waren; aber unsere Zeit ist gespalten und zerrissen.

Ich möchte nicht wagen, das jüngste Geschlecht in die Schenken zu führen, in denen wir als Knaben immer und immer wieder der

denkbar schlichtesten Darstellung des „Hirtenspiels" mit derselben Fröhlichkeit und Andacht zusahen. Allerdings, dieses „Hirtenspiel" — ich meine das Braunauer — war an sich nichts weniger als ein schlechtes Machwerk, wie solche in Menge vorkommen. Von den gedruckten weiß ich kaum eines, das ich ihm ganz gleichstellen möchte. Der Verfasser war wahrscheinlich ein Priester, doch gewiß ein Mann aus dem Volke. Es war sehr ergötzlich, den Liedern der Hirten und mehr noch ihren Klagen zuzuhören, mit denen sie ihre Dienstbauern durchhechelten. Wie freute sich das Volk, daß zu diesen armen aber lustigen Knechten die Engel des Himmels kamen, daß sie die ersten waren, die der auf Erden geborene König der Könige freundlich empfing, indeß der Tyrann Herodes, der in einer andern Ecke der Schenkstube hochdeutsch tragierte, und sich mit Scepter und Krone aus Goldpapier so viel zu gute that, von All dem, was in seinem Reiche fünf Schritte daneben, geschah, rein gar nichts erfuhr und rein blamirt war, wie die fremden Majestäten mit ihrem Sterne kamen! Das waren wieder einmal ordentliche Könige, wenn auch einer darunter kohlschwarz war! Nun kamen die Weisen und Schriftgelehrten, dann des Herodes Söldnerknechte. Die konnten wir sofort so bitter hassen, daß es uns die größte Genugthuung war, einen im Gedränge ins Bein zu kneifen. Es half aber nichts, sie wütheten unter den Kindern zu Bethlehem — draußen vor der Thür — und brachten auf den Säbelspitzen Arme und Beine herein, indeß der gute Josef sich zur selben Thür hinaus nach Aegypten schlich. Dann aber sahen wir auch den bösen Tyrannen mitten in der Stube auf seinem Schemel sitzend eines gräßlichen Todes sterben und waren so befriedigt, daß wir gleich hinter dem Engel Gabriel, der als Prologus die Szene wieder eröffnen mußte, in die nächste Schenke stürzten. Oft wiederholte man das Spiel auch den ganzen Abend hindurch in derselben Schenke.

Es störte uns gar nicht, daß, während der Prologus die Geschichte von der Geburt des Kaisers Augustus an in Versen und Reimen auseinanderzusetzen begann, der heilige Josef unter einen der Schenktische kroch und dort aus einem Korbe sein Inventar auszupacken begann, einen hölzernen Esel, der auf den drei noch übrigen Beinen ohne die Stütze der Tischlatte nicht mehr stehen wollte, ein hölzernes Wickelkind

und ähnliche Schätze. Die Standespersonen des Stückes sprachen hochdeutsch in einem halb singenden, halb deklamirenden Tone, der sich ganz so genau forterbte, wie die Worte selbst. Die Hirten sprachen immer im Dialekt, aber in demselben Singtone, wenn sie sich an höhere Personen wendeten, mit natürlicher Betonung indes, wenn sie unter einander redeten. Denselben Ernst, den uns kein Zwischenfall für die Dauer erschüttern konnte, brachten auch unsere Vorfahren, die durch Operetten und Ballet noch nicht verwöhnt waren, der Sache entgegen. Darum war es möglich, daß ähnliche Darstellungen selbst in der Kirche stattfinden konnten.

Das unter vielen Formen übliche „Dreikönigspiel" beschränkt sich auf einen Theil der Handlung und steht mehr mit dem Fechtgange in Verbindung. Der Gegenstand eignete sich besonders dafür, weil ja auch die Dreikönige als weit hergekommen und immer dem Sterne folgend dargestellt werden sollten. So zogen denn auch die Darsteller genau so von Dorf zu Dorf, nur daß jene nicht gefochten hatten. Zugleich zeigen diese den Uebergang zu einer anderen Darstellungsart. Außer dem Papierstern auf der Stange führen die Dreikönige in einigen Gegenden auch eine Art Guckkasten mit sich, in dem sie die Bildnisse der Personen zum Vorschein bringen, von denen ihre Verse handeln. Darstellungen durch Bilder und Figuren in größerem Umfange sind die „Krippen" und „Krippelspiele", auf die unsere Voreltern mitunter großen Luxus verwendeten. Selten fehlte in einem Hause eine solche Darstellung gänzlich.

Dafür sind die Festspiele altgermanischer Art bei diesem Feste wenig vertreten. Doch fehlten sie trotz der Ungunst der Zeit nicht ganz. Insbesondere war der St. Stefanstag für Pferderennen und Turniere bestimmt. Dadurch ist dann wieder St. Stephan, er mochte wollen oder nicht, in vielen Gegenden Deutschlands zum Patrone der Pferde geworden. Deshalb wieder ließ man früher an seinem Festtage den Pferden zur Ader, ließ ihnen Hafer und Gerste in der Kirche weihen, jagte mit ihnen im Galopp über das Feld und verwahrte die Stallungen durch angenagelte Roßhufe gegen Zauberei. Vielleicht hat es einen ähnlichen Grund, daß man sich örtlich in Böhmen wieder den heiligen Thomas als im Wagen durch das Land fahrend vorstellt. Die Geschichte der beiden Heiligen hat mit solchen Dingen nichts zu thun.

Ob es nicht vielleicht einmal Sitte war, zu jeder hohen Festzeit das Herdfeuer zu erneuern, das wissen wir nicht mehr. Wir sehen nur, daß es in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten üblich war. Unter diese gehört auch die Weihnachtszeit; aber ursprünglich war es wohl eher der römische Neujahrstag. Von daher rückte dann der Brauch, um christlicher zu erscheinen, auf den Weihnachtsabend. In Südfrankreich verräth die Bezeichnung des Herdblockes als „Calendeau“, daß er am Jahresanfange aufgelegt wurde. In Westfalen heißt er dagegen schon „Christbrand“, und hier wie in England haben sich Reste des Brauches erhalten, einen solchen zu Weihnachten aufzulegen. Bei den Südslaven bildet diese Handlung heute noch einen wesentlichen Theil der Weihnachtsbräuche.

Ein eigentliches Malzeichen, Baum, Pyramide oder Krone hat der Südslave für die Weihnachtszeit nicht; aber es scheint sich ihm nur in unkenntlichere Theile aufgelöst zu haben. Ein Theil seiner Bedeutung scheint auf den Herdblock übergegangen zu sein; die Strohpuppe aber, die beim Ruthenen unser Mal vertritt, hat sich ihm gar in loses Stroh aufgelöst. Bevor man in Syrmien die Weihnachtslichter anzündet, erwartet der Hausherr mit Handschuhen und gefüllten Händen am Hausthor einen Mann, der ein Strohbund herbeibringt, und beschüttet dieses Stroh unter Segenssprüchen mit Getreidekörnern. Dann wird dieses Stroh im ganzen Hause herumgestreut; darauf darf drei Tage lang nicht im Hause gekehrt werden. Der Festbraten, am Spieße vorbereitet, darf nicht mehr ans alte Feuer kommen. Der Hausherr hat schon am Tage zwei junge Männer in den Wald geschickt, um einen neuen, frisch gehauenen Baumklotz zu bringen. Dieser wird nicht zu dem übrigen Holze gethan, sondern lehnt bis zur Abenddämmerung an einem Obstbaume. Ist jenes Stroh hereingebracht, dann holt auch Einer der Hausleute den Baumklotz — Badnjak nennt man ihn — und der Hausherr überschüttet ihn ebenso mit Getreidekörnern wie früher den Strohträger. Nun wird er auf den Herd gelegt, das Feuer tüchtig aufgeschürt und neu genährt, und jetzt erst setzt man den Festbraten daran. Bis dieser gar wird, sitzen die jungen Leute trinkend und Märchen erzählend um den Herd. Dann aber zieht man das Endstück von dem vorjährigen Weihnachtsklotze

hervor, der Hausherr gießt ein Glas Wein darauf und läßt es in den Obstgarten tragen.

Bei den Serben auf der Balkanhalbinsel schafft der Hausherr selbst den Badnjak in das Haus, nachdem er ihn etwas zierlicher zugehauen hat. Man nimmt ihn von der Eiche oder Buche, oder auch vom Oelbaume. Vor dem eintretenden Klotze nehmen Alle die Mützen ab, und der Hausherr streut ihm Erbsen und Mais, trockene Trauben und Weizen, wobei er Gottes Segen für das ganze Haus und auch für die Verstorbenen anruft. In Montenegro trägt man dem Klotze sogar Brod und Wein entgegen und trinkt ihm zu. In Dalmatien schmücken die Mädchen den Klotz mit Blumen, Bändern und Golddraht und man zündet die Lichter an, sobald er erscheint — kurz es ist kein Zweifel, daß in diesen Gegenden die Malaufrichtung und die Feuererneuerung durch den für beides zugleich verwendeten Badnjak in Eins verschmolzen sind. Die Reste des alten Klotzes schützen das Feld, auf das sie gebracht werden, vor Hagelschlag — ganz wie die Reste des „Judasfeuers" bei uns. Endlich bekommt der Weihnachtsklotz auch von jeder Speise einige Bissen.

Daß die Alten auch zur Julzeit ihre Götter und Geister an ihrem Tische sahen, die früheren Christen ähnliche Gedanken auf das Weihnachtsfest übertrugen und die späteren an den daher abgeleiteten Gebräuchen festhielten, haben wir eigentlich so eben schon gesehen. Der christliche Weihnachtsgedanke bewegte sich ja auf einem ganz ähnlichen Gebiete. Gott selbst kam als ihres Gleichen unter die Menschen, es öffneten sich die Himmel, und die armen Hirten sahen die himmlischen Schaaren. Gerade in dieser Festzeit konnte daher der Neubekehrte wieder so recht auf altem Boden zu stehen glauben. Er hatte für die zu verehrenden Geister wohl neue Namen aufgenommen, ließ aber von seinen alten Verehrungsformen nicht ab. Wie hätte sich solcher Gasteinkehr gegenüber unser Vorfahre anders verhalten können, als im Uebermaße gastfrei?

Der Südslave, insbesondere der vom griechischen Ritus hat sich bis heute von den alten Formen noch nicht zu sehr abgewendet. Der Hauptmoment des ganzen Festes ist für ihn das „Živio", das er bei der Hauptmahlzeit des ersten Weihnachtsfesttages „zu Ehren Gottes"

ausbringt. „Die Gesundheit zu Ehren Gottes trinken", ist doch nur eine sehr durchsichtige Umschreibung für das alte Zutrinken, womit man die Götter ehrte, weil es sie wirklich freute, zu trinken. Dieser Gottestrunk wird stehend eingenommen. Den bedürfnißlosen Gott selbst, wenn auch in kindlich guter Absicht, zum Trunke zu laden, schien unsern christlichen Vorfahren doch schon anstößig. Aber die lieben Heiligen, die ja auch selbst einmal Menschen gewesen waren, mußten ja solche alte Sitte kennen, und konnten sie nicht übel nehmen!

Wie man an anderen Festen eine „Michaels-" und „Martinsminne", aber auch eine „Gertrudsminne" trank, so suchte man auch im Weihnachtskreise einen passenden Heiligen und fand ihn in Johann dem Evangelisten. Man trug zu diesem Zwecke den Wein in die Kirche und trank ihn daselbst mit dem heiligen Johannes, beziehungsweise diesem „zu Ehren" oder in dessen „Minne" und Liebe. Der Priester weihte ihn am Johannistage wie jene Speisen zur Osterzeit und reichte ihn den Anwesenden mit den Worten: „Trinke die Liebe des heiligen Johannes." Wie man aber jene Speisen ins Haus zurücknahm, um sie da zu verzehren, so machte man es auch mit dem Weine. Man schickte ihn am Johannistage nur noch in die Kirche, um ihm dort jenen „Segen" geben zu lassen, den man sonst von einer Opferhandlung erwartete, und trank ihn daheim. Kluge Weinschenker, welche an diesem Tage ihre Stammgäste nicht dem Haustrunke anheimfallen lassen wollten, schickten — so war es in vielen Gegenden Sitte — gleich ein ganzes Faß zur Kirche und luden dann ihre Gäste zu geweihtem Weine ein. Endlich kam an vielen Orten auch das Weihen wegen der Umständlichkeit in Abnahme und Vergessenheit; aber was nicht abkam und nicht vergessen wurde, das war das Trinken. So wurde und blieb auch St. Johann, der Unschuldige, einer der fünf Gründe dafür; es ist nützlich und zuträglich, an St. Johanni zum Weine zu gehen und einen „Johannissegen" zu trinken. Es leben noch viele alte Leute, die das bezeugen können.

Noch andere Bräuche drücken die Theilnahme der Geister am Mahle aus. In Serbien wird der Tisch drei Tage lang gar nicht abgeräumt; dann wird aber auch zugleich das Haus durchfegt. Im Egerlande erhält der sogenannte „Kempa" die Reste vom Essen.

In vielen Dörfern läßt man über Nacht den Tisch unabgeräumt oder man legt ein angeschnittenes Laib Brod für die himmlischen Gäste hin. Auch in den Obstbäumen wohnen nun die Geister; man hat jene darum mit Strohkränzen geschmückt. Auch unter die Bäume schüttet man darum Speisereste. In Ostpreußen heizt man am Sylvester den Ofen stark, damit „die Todten sich wärmen können" und man schmückt die Stube, damit „die Engel es darin behaglich finden". Streut man dann Asche auf die Ofenbank, so erkennt man am Morgen, ob die Todten da waren.

Die Feier dauert nicht nur einen Tag oder eine Nacht; vielmehr bilden vorzugsweise die „zwölf Nächte" von Weihnacht bis Dreikönig (6. Jäner) die Festzeit, und je nachdem man es nimmt, weilen um diese Zeit die Heiligen auf der Erde oder die „Teufel sind los". Die düsteren Tage, die langen Nächte, der Wunsch, sie durch stimmungsvolle Erzählungen zu kürzen, der gebotene Müßiggang und zum Theil die natürlichen Schrecknisse des Winters haben gerade diese Zeit mit den Schauerbildern einer geschreckten Phantasie reich ausgestattet.

Gefeiert aber muß sein, wie immer, wenn die Geister da sind; sie sind ja nicht zum Mitarbeiten, sondern zum Mitgenießen gekommen. „Kein Spinnrad darf sich drehen", ist das Grundgesetz der „Zwölften". Wie es die Geister oder alten Götter in anderem Falle strafen, ist der Stoff zahlloser Märchen geworden. Mit einem Spinnrocken, auf dem noch ein Restchen Flachs in die Feiertage hineinsteht, gehen die alten Hausgeister weder säuberlich noch schonhaft um. Aber sie bringen dafür Ungeziefer, Ratten und Mäuse, Schnecken und Kröten ins Haus und den Drehwurm unter die Schafe — das kommt vom Rädchendrehen. Man darf auch um diese Zeit die Thüren nicht zuschlagen, die Tische nicht rücken — man könnte die Geistchen erschrecken oder verletzen.

Auf den Ofen und auf gewisse Gefäße muß man wieder wohl achten; an sie halten sich gern die zurückbleibenden Geistchen. Man lasse daher Holz und Backgeräthe nicht auf dem Ofen, Egge und Pflug nicht im Freien über die Zwölften. Die beiden Hauptnächte, Weihnacht und Neujahrsnacht darf man nicht schlafen gehen; wieder könnten die Geister die Seelen mitnehmen. Ist man aber auch nicht mehr ganz so ängstlich, so hütet sich doch ein kluger Mann immer noch sehr davor, in der Sylvesternacht zu früh schlafen zu gehen. Jetzt weiß man dafür

freilich andere Gründe. Die beiden Nächte hießen früher die „Erzählnächte", man vertrieb sich die Zeit mit Märchenerzählen, dabei lief manche Lüge mit und die Bischöfe eiferten sehr dagegen. Das hat sich jetzt Alles gebessert.

Auch die „armen Seelen" haben nun wieder in der Christnacht ihre nächtliche Messe, und es passirt dabei Alles, wie am Allerseelentage. Auf alten Malstätten ist um diese Zeit die ganze Hölle los. Darum sieht man zur rechten Minute in der Neujahrsnacht auf einem „Kreuzwege" stehend den Himmel offen und erfährt so, was sich das ganze Jahr hindurch zutragen wird. Neben so vielen Geistern, die um diese Zeit die Häuser erfüllen, war in der Vorstellung für das in gleicher Weise herabkommende „Christkindlein" leicht Raum zu schaffen. Segnend betritt es alle Häuser. Aber im Böhmerwalde kommt auch dieses Kindlein wieder zu Pferde wie die alten Schimmelreiter. Vor ihm entweichen dann die bösen Geister aus dem Hause; darum hört man an diesem Abende so oft die Möbel knistern.

Den Slaven ist um diese Zeit die Luft nicht weniger mit Geistern angefüllt. Es sind die Todtenseelen, die um „Meluzína" fliegen. Auf „Kreuzwegen" kann man sie sehen. Selbst versunkene und verschwundene Städte tauchen dann wieder auf, und unheimlich rührt es sich auf alten Schlachtfeldern. Die Stürme in den Zwölften-nächten rühren davon her, daß die Geisterschaaren durch die Luft jagen: das ist das „Todtenheer" oder das „wüthende Heer". Der „Helljäger" oder „wilde Jäger" oder wie er sonst heißt, jagt mit Gesellen und Hunden durch die Luft. Gesellen und Hunde sind aber nichts anderes als Seelen; darum weiß man von so vielen Personen, die noch in den letzten Jahrhunderten gelebt haben, daß sie jetzt mit dem wilden Herre ziehen. Zwischen Elbe und Weser hat man immer besonders dafür gesorgt, daß am Christabend nach Sonnenuntergang das Haus festverschlossen werde, und selten wagte es dann jemand nach Sonnenuntergang noch hinauszugehen. Warum? In Basum hat's ein Bauer erfahren. Der ließ das große Thor offen; da hat sich die ganze Jagd davor gelegt, und der wilde Jäger hat gesagt, er werde nicht eher fortgehen, bis man ihm ein Brod herausbringe. Damit war's aber noch nicht gethan; er hat sich ausbedungen, fortan alle Jahre eines zu bekommen, und hat sich's geholt. In Westfalen

heißt insbesondere der Dreikönigsabend — „Großneujahr“ — der „Höllentag.“

Einem Bauer in Westfalen fiel einmal, als der Helljäger über sein Haus hintobte, einer der Hunde durch das Rauchloch auf den Herd. Die Jagd tobte weiter und der Hund blieb zurück und that wie ein Hund das ganze Jahr. Wie aber das Jahr um war und das wilde Heer wieder daher brauste, da flog auch der Hund wieder durch das Rauchloch davon — es war doch kein „richtiger“ Hund gewesen. In solcher Art sind aber auch die meisten Thiere, wie Fuchs, Wolf, Bär, um diese Zeit verdächtig; wenn ja, so sind sie jetzt von Geistern besessen. Daher ist es geboten, um diese Zeit keines dieser Thiere beim rechten Namen zu benennen; man gebraucht besser Kosenamen; denn „wenn man den Fuchs nennt, kömmt er gerennt“. Das thut bekanntlich nicht ein richtiger Fuchs, aber ein solcher, wie er in den Zwölften umgeht. Man „darf auch den Teufel nicht an die Wand malen“ — das ist dieselbe Sache. Bei einigen Thieren kann man sich diesen Zustand der hexenhaften Besessenheit, in dem sie sich gerade in den „Zwölften“ auf das sicherste befinden, wohl zunutze machen. Unter den menschlichen Krankheiten hat man am längsten die Fallsucht als eine Besessenheit kurirt und man thut dies noch. Unter den Vögeln sind aber vorzugsweise die Rabenarten verdächtig, und insbesondere von einer in den „Zwölften“ geschossenen Elster könnte man schwören, daß es mit ihr nicht richtig sei. Man nimmt also eine solche und treibt einen Teufel durch den andern aus. Andere Mittel dieser Art gelten nun schon als schlechte Bauernmittel, aber die Elsternkur ist namentlich bei der hohen Aristokratie immer noch sehr angesehen. Erst vor diesen Weihnachten (1883) erbat sich ein Graf von Stolberg-Werningerode durch die Zeitungen möglichst viele in den Zwölften geschossene Elstern. Man übt damit ein gutes Werk, indem man die Köpfe der Elstern zu Pulver brennt, und damit die armen Kranken behandelt; aber Hauptsache ist: in den „Zwölften“ müssen sie geschossen sein. Auch die Hausthiere muß man um diese Zeit wohl in Acht nehmen — es kann leicht auch mit ihnen „nicht geheuer“ sein. Oft hört man es deshalb um 12 Uhr in der Weihnacht im Stalle mit menschlicher Sprache sprechen; aber es ist gar nicht gut, solches zu hören, man stirbt danach. Menschen, die sich

in Wölfe umwandeln können, sogenannte „Werwölfe“, thun das gerade um Weihnachten.

Wer da weiß, daß das Orakel immer nur durch Geister vermittelt wird, der wird auch die günstige Zeit nicht verpassen. Darum blühen die Orakel aller Art in der Zeit der Zwölften. Wie aber die heilige Weihnachtszeit vier Wochen vorher beginnt, so ist auch schon der heilige Andreas der erste Orakelpatron und zählt mit dazu. Die Form ist ganz gleichgiltig und darum so hundertfältig. Vorzugsweise neugierig sind immer noch die Mädchen, Gegenstände der Neugierde die Männer. Am St. Andreastage lauscht das Mädchen in einigen Gegenden Böhmens am Schweinestalle; je nachdem sie die Alten oder die Jungen hört, ist ihr ein Alter oder ein Junger bestimmt. Nachdem wir wissen, welche Bedeutung für die Geisterwelt der Ofen hatte, werden wir auch den Ofentopf als Orakelspender nicht so gering schätzen. Im bairischen Dialekte heißt er noch ganz richtig der „Helhafen“. In diesen Kessel stecken die Mädchen den Kopf — woher es dann brummt, daher kommt er. Das Bleigießen kennt wohl jedermann, und auch das Latschenwerfen thut seine Dienste. Fast in all den Künsten theilt St. Thomas mit Andreas die Patronschaft; St. Sylvester ist aber gar der Legende nach ein großer Zauberer geworden, vielleicht wieder nur als Namenspatron eines solchen Zaubertages.

Nach der Witterung der einzelnen Tage in den Zwölften sagt man überall die für die einzelnen Monate des Jahres voraus. Die Asche, welche in dieser Zeit auf dem Herde entstanden ist, ist zauberkräftig. Ein besonderes Sylvesterorakel ist das Glückgreifen. Man bildet allerlei Gegenstände aus Teig und verdeckt sie mit einer Schüssel. Dann greift man auf gut Glück hinein und enträthselt den Griff. Einfacher ist es, ohne Wahl gegriffene Holzscheite abzuzählen; grad entscheidet für, ungrad gegen den Mann und die Haube. In Ostpreußen schüttelt man in der Sylvesternacht den Zaun und spricht dazu den freundlichen Wunsch: „Die Eier für uns, das Krakeln für Euch“ — dann gackern die Hühner beim Nachbar und legen bei uns.

War das Fest vorbei, so ging der besorgte Mensch auch jetzt wieder an das Austreiben der ungebetener Weise zurückbleibenden Gäste; heute hat er zumeist den Zweck vergessen, denn er macht noch gewohn-

heitsmäßig denselben Lärm, nur nicht immer mehr zur rechten Zeit. Man schießt in der Neujahrsnacht theils in die Luft hinein, theils durch die Zweige der Obstbäume hin. Durch jenes meint man wirklich noch, „die Hexen zu vertreiben"; dieses soll eine reiche Obsternte befördern. Aber auch das kann nur mittelbar geschehen, indem man schädliches Hexenzeug davonscheucht. Zu diesem Zwecke schüttelt man auch die Bäume. Auch in der Lausitz weiß man es noch, daß das Schießen und Peitschenknallen den Zweck hat, „die bösen Geister" auszutreiben. Wo man das aber nicht mehr wußte, da machte man sich nun mehr oder weniger kluge Gedanken. Da nun schon geschossen sein muß, so glaubt man im Harz einfach das „Neujahr anschießen" zu müssen, und die Kaschuben, welche in ihren Dörfern einen wahren Höllenlärm veranstalten, glauben damit „das alte Jahr" von ihrem Dorfplatze und ihren Feldern vertreiben zu müssen; das ist dieselbe Geschichte, wie wenn man die „Kirmes" aus- und eingräbt.

Weihnachtsfeuer zu dem gleichen Zwecke sind nur noch im Norden üblich. Aber gewiß hat man einmal auch an diesen Tagen die Häuser durchfegt und mit Lärminstrumenten gesäubert. Die Südslaven kennen wenigstens jenes Fegen noch, und indem sie es erst nach dem dritten Feiertage vornehmen, verrathen sie uns seine Bedeutung. Was sollen aber auf unseren Weihnachtsmärkten die immer noch feilgebotenen merkwürdigen Instrumente, wie Ruthen, „Brummtöpfe" und „Waldteufel", die kein Mensch mehr zu etwas Nützlichem zu verwenden weiß? Die Kinder dürften sich kaum Ruthen gewünscht haben, wenn diese niemals eine andere Verwendung gefunden hätten als zu ihrer Züchtigung. Warum machen aber unsere Kinder gerade um diese Zeit „Brummtöpfe", und warum heißen diese auch „Waldteufel"? Zweifellos hat man einmal mit diesen, wie zu Ostern mit der Schnarre die Häuser von den Geistchen gereinigt, und das Ding, mit dem man den Teufel wieder in den Wald trieb, hieß wohl diesem seinen Zwecke nach der „Waldteufel."

Wie die ganze Festzeit auch im kirchlichen Sinne meist mit dem Dreikönigstage abschließt, so sehen wir auch auf diesen Tag diejenige Reinigungsform verlegt, welcher die Kirche ihre Weihe zugewendet hat. Ja was jetzt nur da und dort der Hausherr thut, das hat einst der Pfarrer selbst gethan, indem er am Dreikönigsabende von Haus zu Haus

ging und alle Räume mit Weihwasser aussprengte. Auch jetzt ist es noch hie und da Sitte, in dieser Weise das Haus vom Keller bis zum Söller zu durchweihen und vom Dachgespärre bis zur Kellerthür jeden Einschlupf durch die Namen der drei Weisen und das dreifache Kreuz, geschrieben mit geweihter Kreide, vor dem Bösen abzusperren. Wo auch dieser Brauch nicht mehr gehandhabt wird, da blieb zuletzt doch noch das Kreuzzeichen mit den drei Buchstaben C. M. B. als letzte Erinnerung übrig.

Als Schluß ein Vorschlag.

Wenn der Leser nun Alles überblickt, was wir an Festbräuchen und Festsitten noch besitzen, und sich vergegenwärtigt, wie das Alles zu dem jetzigen Bestande gekommen ist, so wird er gewahr werden, auf was für einer seltsamen Entwicklungsstufe wir mit unserer Zeit eigentlich stehen. Er wird neben anderen Gefühlen zweifellos auch das des Bedauerns empfinden. Wir haben keinen Grund, stolz zu sein, wenn wir uns darüber ertappen, wie wir in einer Anzahl heute ganz sinnlos gewordener Formen dahinleben, und wir müssen mit Bedauern erkennen, wie uns andererseits wieder eine Anzahl von Lebensformen abhanden gekommen sind, die von einer Gemüthlichkeit und Traulichkeit, von einer Alle umschließenden Innigkeit waren, die uns heute keine gesteigerte Bequemlichkeit im engeren Hause zu ersetzen vermag.

Nach einigen Richtungen hin werden wir uns für immer an dem Ersatze genügen lassen müssen, so unvollkommen er sei; nach anderen hin stände es bei uns, einen Theil der schönen Form zu retten. Verzichten müssen wir wohl für immer auf jene kindlich trauliche Innigkeit, in welcher unsere Vorfahren in den Tagen der Freude an all die Theuren, die vorangegangen waren, sich anschlossen, und durch die die lang Getrennten sich wieder verbanden. Wir können unserer Todten nur noch weihevoll g e d e n k e n; s i e hatten sie um sich, sie begrüßten sie, reichten ihnen den Becher, tranken mit ihnen aufs Neue die Minne. Hier geht ein Spalt durch unsere und unserer Vorfahren Anschauung, der sich nicht leicht überbrücken läßt.

Unsere wirklichen Kenntnisse über das Wesen der Seele, über ihren

Fortbestand außer dem Leibe sind nicht wesentlich reicher geworden als die unserer Vorfahren; das was verhüllt und fraglich in der Sache erscheint, können auch wir heute noch mit aller Wissenschaft nicht entscheiden; aber eine Menge von Erscheinungen, welche für unsere Vorfahren noch unmittelbare Aeußerungen der Thätigkeit jener Geister waren, sind das für uns heute nicht mehr; das macht jenen Spalt aus. Der Vorfahre sah stündlich Beweise von der Anwesenheit der Geister, die wir heute nicht mehr sehen, weil wir statt ihrer Naturgesetze wirkend erkannt haben. So befremdlich für uns die Erscheinung des Hagels und des Blitzes ist; wir brauchen zu ihrer Erklärung nicht mehr die Annahme einer Geisterhand oder eines Hexenspuks, denn wir können die Erscheinung selbst im Experimente herstellen, nicht indem wir Geister citiren, sondern indem wir die entsprechenden Naturkräfte in geeigneter Weise einwirken lassen. Unseren Vorfahren geschah Alles in der Natur und im Leben, wenn auch nach dem Willen Gottes oder durch dessen Zulassung, mittelbar doch durch die Thätigkeit von Engeln, Teufeln und Hexen; durch einen bösen Geist erkrankte der Mensch, durch einen guten wurde er befreit, geheilt; auch die Planeten am Himmel ließ noch die Astronomie des 17. Jahrhundertes von Engeln getragen sein; heute kennen wir die natürlichen Kräfte, durch deren Indienststellung man sich die Gottheit unmittelbar wirkend denken kann.

Solche Auffassungen gehören heute nicht blos den Gelehrtenkreisen an, sondern sie haben überall im praktischen Leben ihren Platz gefunden. Nicht blos der Fachgelehrte auf der meteorologischen Station, sondern auch der schlichte Landmann, der mit Wetterglas und Thermometer speculirt, setzt einen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen voraus, mit dem Geisterhände nichts zu schaffen haben. Auf diesem Wege änderte sich die Weltanschauung der Menschen mehr, als man glauben sollte. Je seltener der Mensch an ein unmittelbares Eingreifen der Geister erinnert wurde, desto mehr wandten sich auch seine Gedanken von einem unmittelbaren Verkehre mit denselben ab, und jener innige Glaube an das Zusammensein mit längst vorangegangenen Geschlechtern hörte auf. Dadurch verloren zweifellos die Feste ihre schönste Weihe; dadurch wurde das lang schon unverstandene Malzeichen vollends zum Popanz, der herrlichen Dorflinde entschwand ihre Heiligkeit, der Dorfplatz verödete, und selbst

der Friedhof wurde verwahrlost. Niemand rettete das volle Erbe der alten Zeit. Wohl nahm den größeren Theil die Kirche in Anspruch, aber die Schenke theilte mit ihr, und jene war nicht immer im Vorzuge bei der Theilung.

Hat es denn gerade so kommen müssen? — Ich glaube nicht, und es scheint mir, als ob sich auch heute noch Manches retten, Manches bessern ließe — und für solche Versuche möchte ich mir mit diesem Büchlein Freunde erwerben.

Daß wir unsere Anschauungen von dem Fortleben der Seelen nicht wieder willkührlich auf den alten Standpunkt unserer Vorfahren zurückführen können, das ist für Alle, die nicht von spiritistischem Betrug umgarnt sind, selbstverständlich, und ohne die innigste Ueberzeugung hätten auch unsere Vorfahren die schöne Weihe ihrer Feste nicht empfunden. Aber wenn wir schon niemals wieder die unmittelbarste Theilnahme unserer Lieben an unseren Festen gewinnen, wenn wir schon nicht mit ihnen, wie mit vertrauten Freunden den Becher leeren, die gegenwärtigen Zeitläufte beklagen und die alten rühmen können; sollen wir darum ihrer, ihres Strebens und Lebens nicht einmal gedenken? Einmal fanden ganze Gemeinden in den gemeinsam verehrten Ahnen den wirklichen Mittelpunkt ihrer Einheit; kann für uns nicht das gleiche Streben mit den großen Ahnen ein gleicher Einigungspunkt sein? Bilden wir etwa darum Ein Volk, weil wir glauben, alle von Mannus oder Tuisko abzustammen? Bilden wir nicht vielmehr darum einen Staat, ein Volk, weil wir auf gleichen Wegen und in innigem Verbande nach gleichen Zielen streben, und können wir in den Vorangegangenen nicht Vorbilder gleichen Strebens ehren?

Vor Zeiten wäre es leicht möglich gewesen, die Dorf- und einen Theil der Volksfeste überhaupt dahin überzuleiten; aber das große nationale Unglück, der dreißigjährige Krieg und was damit zusammenhängt, dieses Unglück vernichtete wie eine Feuersbrunst alle geistige Habe, alle geschichtliche Erinnerung unseres Volkes; womit sollten die Feste nun angefüllt, auf welchen geistigen Inhalt sollten sie hingelenkt werden? Man mußte es noch für das allerbeste halten, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. So schüttete man das Kind mit dem Bade aus. Nun ist auch das leere Gefäß zerlechzt und zerfallen, und die morschen

Dauben, die noch da und dort herumliegen, heißen Unfug und Aberglauben.

Jetzt ist es unendlich schwerer, etwas daran zu bessern. Und doch will es mir scheinen, wir hätten noch ein wenig Hoffnung; ein gut Theil ruht auf der Jugend und der Schule. Aber auch die Erwachsenen dürften sich noch für mancherlei gewinnen lassen.

Dahin werden wir es nicht mehr bringen, daß wir uns wieder wie die alten Nordgermanen zu fröhlichen „Kochgesellschaften“ auf den Gräbern der Vorfahren vereinigen werden; wir sind ja auch ein wenig schreckhaft und fürsorglich geworden und möchten am liebsten gar keine Kirchhöfe mehr haben. Für die großen Städte sind sie auch ein Sorgending. Aber überlassen wir die doch ihrem Schicksale! — muß denn darum die Beerdigungsstätte eines Dorfes einem wüsten Anger gleichen? Die Geringschätzung der Gemeindekirchhöfe, die sich vielfach in ihrem höchst verwahrlosten Zustande ausdrückt, ist gewiß häufig auch ein Zeugniß mangelnden Gemeinsinnes, wie das umgekehrte in einem schön gepflegten Kirchhofe zum Ausdrucke kommen müßte. Es war doch schön von unseren Vorfahren, daß sie schon in der Wahl der Plätze ein poetisches Gefühl bekundeten. Nicht die erste beste ausgeräumte Lehmgrube war ihnen gut genug; man wählte die schönsten der herrschenden Punkte der Gegend. Nach dieser Richtung hin ließe sich wieder vieles gut machen; nur wenige Mittel wären aufzutreiben, ein paar wohlgehaltene Wege, ein paar wohlgepflegte Bäume, und der Wohnplatz der Todten würde wieder allenthalben ein besseres Zeugniß dem Gemeinsinne der Lebenden ausstellen. Daß dies geschehe, ist eines gemüthvollen und in Wahrheit frommen Volkes Pflicht und Schuldigkeit.

Aber man scheut nun einmal diese Stätten; sie sind zum Theil zu entlegen, nicht einmal jedem Dorfe eigen, und sie gehören vielfach ausschließlich der Kirche. Darum sollte gerade jedes Dorf — von städtischen Verhältnissen kann so allgemein nicht die Rede sein — in einer der Zeit entsprechenden Weise zu seiner „L i n d e“ und seinem Dorfplatze zurückkehren. Dorflinde und Dorfplatz werden nicht mehr wie ehedem Stätten der seligen Geister werden können; aber sie könnten, in sorgfältigere Pflege genommen, und entsprechend benützt wieder die äußeren Zeichen höheren Gemeinsinnes werden. Einmal zur Zeit der Völker-

wanderung hat ein deutscher Stamm auch Spanien erobert und beherrscht. Seine Herrschaft wurde von den Arabern gestürzt, die von Afrika her über das Meer kamen. Aber ein Denkmal jener deutschen Herrschaft im fernsten Süden blieben bis heute die herrlichen Schmuckplätze spanischer Orte mit dem deutschen Namen. „Almeida“, — so heißt ein solcher Platz — ist dasselbe Wort, wie das in der Schweiz noch heute gebrauchte „Almände“, womit man den noch nicht in Privatbesitz übergegangenen Grund der Gemeinde bezeichnet. Ja Name und Sache haben sich mit den Spaniern weithin über das Meer verbreitet, und selbst die Araber haben beides aufgenommen; wir aber haben die Sitten der Väter soweit verlassen, daß kaum ein Dorf mehr eine schattige Linde und ein Plätzchen hat, auf das man den Fremden wie in die allgemeine Empfangsstube des Ortes führen könnte! Um irgend einer dummen Ausrede willen hat man sogar in unserer Zeit da und dort alte ehrwürdige Bäume gefällt, die lange das Wahrzeichen des Ortes waren.

Für solche müßte man wieder sorgen; irgend ein Plätzchen müßte jeder Ort wie seine „gute Stube“ pflegen, aber es müßte zugleich die gute Stube Aller sein, und da könnten sie auch wieder zeitweilig zusammenkommen, arm und reich, Herr und Knecht.

Das ließe sich wohl machen, und auch unsere Zeit bietet Anlässe dieser Art. Der Leser, der sich die Sache überlegt hat, wird mir antworten: damit würde es gehen, wie es mit diesen Dingen zu gehen pflegt. Ein guter Mann nähme sich der Sache an, ein Platz um die noch erhaltene Linde würde mit einer hübschen Hecke eingefaßt, einige Steinbänke aufgestellt; einmal, an einem Sonntage kämen da einige Leute zusammen, aus Neugierde, was denn los sein werde; und da sie nichts Besonderes sähen, blieben sie wieder fort, und nach Jahr und Tag wäre der Platz verödet und verwahrlost, wie er war. So geht es ja mit solchen künstlichen Versuchen, das Alte wieder herzustellen. Der Leser hätte recht, aber ich bitte ihn, damit die Sache nicht für abgethan zu halten, sondern noch folgendes zu überlegen. Auch wir haben und üben ja noch die schöne Sitte, dann und wann an geeigneter Stelle einen Baum zu setzen, um damit die Erinnerung an ein glückliches Ereigniß im Staate oder in der Familie des Herrscherhauses festzuhalten. Eine solche Erinnerung ist ebenfalls ein Vereinigungs-

mittel Aller, und ein solcher Baum an wohlgewählter Stelle und eine solche Erinnerung könnten die Grundpfeiler einer erneuerten schönen Volkssitte werden. Aber was geschieht gewöhnlich? Schon bei der Wahl des Platzes nimmt man häufig auf eine solche Absicht nicht Bedacht die Schuljugend erfährt zur Noth, was dieser Baum bedeuten solle, und im zweiten Geschlechte wissen es kaum noch einige alte Leute!

Da wußten unsere Vorfahren besser Rath, wenn es sich darum handelte, eine Erinnerung von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen. Wenn, wie so oft, ein Baum auf einsamer Flur des Gemeindegrundes letzte Ecke und des Weichbildes Scheidegrenze bezeichnen sollte, dann hätte gerade das ganze Dorf des jähen Todes sterben müssen, wenn das hätte jemals vergessen werden können! Man veranstaltete zu dem Zwecke etwa von zehn zu zehn Jahren ein Fest. Der ganze Stadtrath zog hinaus an den Grenzbaum, und hinter ihm in feierlichem Zuge giengen die „Streichjungen", vornehme Jünglinge, welche als lebende Träger des Zeugnisses für die Zukunft ausersehen waren. Diesen folgte die ganze Schaar der übrigen Jugend und ein guter Theil der Erwachsenen. Draußen fasste der Bürgermeister den ersten der guten Streichjungen sanft aber bedeutsam am Ohr und sagte ihm ungefähr: Siehst Du diese Buche? Das ist unser Grenzbaum. Er steht mitten auf dem Raine; und wie der Rain hier läuft, das nach Sonnenaufgang zu ist Alles, Alles unser, und drüben das, das ist schwarzenbergisch. Dann nahm er den braven Jüngling über das Knie und strich ihm ein halbes Dutzend ehrlich auf — und wäre der nun wie Methusalem so alt geworden, und die Buche zerfallen: der hätte es dennoch sein Lebelang recht gut gewußt, wo die Buche gestanden!

Nun ist ja gottlob das Prügeln nicht mehr Mode, und wir wollen kein solches Fest an unseren Gedenkbäumen; aber überlegt man sich's recht — es wäre doch gar zu gut, wenn jede Generation wenigstens Einmal in ihrem Leben mit den Plagen der Vergangenheit gestrichen werden könnte! Wenn das recht eindringlich geschähe, wie viel Undank und Unzufriedenheit, wie viel Entzweiung und Verführung wäre der Welt erspart! Wie sollte dann jeder vorwärts schauen und vorwärts trachten!

Da sehen wir neben jenen Denkbäumen, die man setzt und

vergißt, Denkmäler ähnlicher Art — wird ihnen ein gleiches Loos zu Theil werden? Wird nicht auch einmal ein Mensch, der von den Plagen der Vorzeit nicht gestrichen wurde, am Bilde Josef's vorübergehen und sagen: die „Freiheit" hat er uns gegeben? — O, was uns diese „Freiheit" nützt! Hätte er uns Geld gegeben, dann wollten wirs ihm danken! — Unser Volk ist arm an geschichtlichem Bewußtsein, und nur solches gibt den rechten Gemeinsinn. Hier wäre ein Weg offen, das zu bessern.

Dabei denke ich vor Allem an die Jugend und an die Lehrer. Es ist gar nicht gleichgiltig, ob man dieselbe Sache den Jungen in der Schulstube einbläut, oder ob man das, was insbesondere tief eindringen soll, unter auszeichnenden und festlichen Umständen auf das Herz einwirken läßt; — wir wollen sie zu „Streichjungen" anderer Art machen. Ich will bei dem Beispiele der Josefsdenkmäler bleiben; es soll aber nur eines für viele sein. Ein solches Denkmal müßte wenigstens bei ländlichen Orten seine zweckentsprechende Umgebung haben, so daß man sie als Festplatz benützen könnte. Dazu gehören vorzugsweise Bäume, und man könnte solche als einen Hain in einer solchen Weise anordnen, daß die Aussicht auf das Denkmal nicht benommen würde. Dann hätte wieder jedes Dorf seine „Almeida", wieder, was wir dem Leser am Beginne dieses Büchleins zeigten, seine Malstätte, mit jedem Lenze auflebend im jungen Grün, ein Wahrzeichen ewig grünenden Gemeinsinns! Damit nun das Denkmal seinen Zweck ganz erfülle, müßte auch hier jährlich oder fünfjährig ein festlicher Denktag gefeiert werden. Eine solche Feier muß aber irgend einen greifbaren Inhalt haben, wenn sie sich erhalten soll. Das wäre nun vorzugsweise die Unterweisung der Schuljugend vor dem Denkmale Josefs über eine der größten Thatsachen der heimischen Culturgeschichte, über die Befreiung der Menschheit auf diesem Boden.

Ich weiß ein Josefsbild, das vom Fuße des kleinen Donnersberges hoch herabsieht über den gesegnetsten Theil von Böhmen, über das Land der Egermündungen, das ein kleines Aegypten an Fruchtbarkeit, bis hinein auf die Höhen von Prag — dieses gesegnete Land müßte der Lehrer den Schülern zeigen und ihnen sagen: dieses ganze weite Land bewohnten noch zu der Urgroßväter Zeiten arme Knechte.

Nur da und dort, wo ihr die Thürme ragen seht, wo die verfallenen Schlösser auf den Bergen schweben, da wohnte auch ein gebietender allmächtiger Herr — ein freier Mann neben so vielen Knechten! Und ein paar Jahrhunderte früher zählten selbst viele, viele dieser jetzt blühenden Dörfer, damals Nester elender Hütten, nur zusammen Einen Herrn! Da, wo vor Euch die Elbe den großen Bogen macht, wo die Weinstöcke grünen, da hatten die Cistercienser allen Grund und Boden; dort an der unteren Eger hinauf und drüben an der glänzenden Elbe hin bis an den Georgsberg hatten die Prämonstratenserinnen Dorf an Dorf, und im untern Winkel zwischen beiden Flüßen die Benedictiner. Jenseits der Elbe bis in die Berge hinein, bis an den Fuß des großen Geltsch, dessen Gipfel über den langen Berg herübersieht, war aller Grund in den Händen anderer Prämonstratenserinnen; das lange Thal vor jenen Bergen gehörte den deutschen Herren und den Maltesern, die fruchtbaren Gelände hinter Leitmeritz den Prämonstratensern und den Chorherren von Wyschehrad. Hier vor uns und hinter uns wohl zwanzig Dörfer mit den nächsten Burgen, die ihr seht, waren alle in der Hand des einzigen Geschlechtes der Kapler, dort an der mittleren Eger geboten die Hasenburger über allen Grund — so konnte man die paar freien Herren selbst von unserm Berge aus an den Fingern zählen; aber die tausende von Dörfern, die heute mit ihren rothen Ziegeln so freundlich heraufblicken, beherbergten in Schmutz und Noth versunken ein elendes Geschlecht von Sklaven. Von all den reichen Äckern, die ihr seht, die sie mit ihrem Schweiße den Wäldern entrissen hatten, konnten sie nicht ein Beetchen ihr eigen nennen; selbst ihre armselige Hütte stand auf ihres Herren Grunde! Fischer- und Jagdgeräthe, mit denen sie das unbebaute Land ausgebeutet, hatte man ihnen genommen, unter Peitschenhieben bebauten sie ihres Herren Land, und ihr einziger Richter war dieser ihr Herr. Keines Königs, keines Kaisers Macht bot ihnen Hilfe, und der Priester verwies sie tröstend auf Gottes unerforschlichen Willen. Neben solchem Herrendienst mußte der Bauer für sich und seine hungernden Kinder sein karges Brot auf einem Flecken Feldes erarbeiten, den ihm der Herr dafür angewiesen hatte, aber nur die Ernte gehörte ihm, nicht der Fleck — der Grund war und blieb des Herren Grund. Stand die karge Ernte auf dem so geliehenen Felde,

dann kam der Küster und holte des Pfarrers Zehmt, und der Schaffer des Herrn brachte ein verkommenes Schwein, um zu Weihnachten ein tüchtiges Speckschwein dafür zu holen. — —

Nun seht die reichen Dörfer, seht die Höfe mit 50, 80 Strich freien Grundes, die herrlichen Obstgärten; seht Euch in Euren Höfen und Häusern um, wie Alles anders geworden! Das hat der Schutz eines Kaisers gethan und die Macht des Reiches vollbracht — — und was er ihnen nun erzählt von Kaiser Josef, das sollte dies Geschlecht je wieder so leicht vergessen können? Werden sie sich nicht lebendig aller Umstände erinnern und der Zeugen, die da waren, der Eltern, der Herren von der Gemeinde? Die werden dann sicherlich auch kommen, und das Fest der Jugend wird wieder ein Fest des Volkes werden.

In manchen Dörfern sagt man nicht ganz mit Unrecht, der Dorfjugend sei ein Schulfest im großen Wirthshaussaale lieber als in der freien Natur, die sie täglich genieße. Nun, mögen sie ja auch dort feiern, doch nicht, ehe sie auf einem solchen Weiheplatze selbst das Fest mit seinem wichtigsten Akte begonnen haben! Dann wird dieser Platz wieder, wie in alten Zeiten ein Heiligthum der Gemeinde werden, und wenn der Fremdling fragen wird: warum schmückt und ehrt ihr diesen Raum, als wohne hier ein Heiliger? — so wird ihm der Bauer sagen: Ja, Herr, der wohnt auch hier; denn auf diesem Platze und vor diesem Bilde lehren wir die Jugend die Wohlthat des Reiches erkennen und für den Segen der Freiheit danken!

Auszug aus den Statuten

des

Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

§. 1. Der Verein, mit dem Sitze in Prag, hat den Zweck gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten.

§. 2. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind: a) Gründung und Unterstützung von Bibliotheken, b) Empfehlung und Verbreitung von Druckwerken, welche dem Zwecke des Vereines entsprechen, c) Herausgabe solcher Schriften, d) Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen, e) Bestellung von Wanderlehrern.

§. 3. Die Geschäftssprache des Vereines ist die deutsche. Ein Antrag auf Abänderung oder Aufhebung dieser Bestimmung ist als Antrag auf Auflösung des Vereines nach §. 17 zu behandeln.

§. 4. Die Mitglieder des Vereines sind: a) stiftende, b) ordentliche.

§. 5. Jedes ordentliche Mitglied hat einen Jahresbeitrag von mindestens 1 fl. zu entrichten. Das Vereinsjahr beginnt mit 1. Januar und endet mit letztem December.

Als stiftendes Mitglied kann aufgenommen werden, wer dem Vereine einen Beitrag von mindestens 25 fl. leistet.*)

*) **Beitrittserklärungen** wolle man an die Geschäftsleitung des Vereines in **Prag** (Annaplatz 8) richten.

Vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag

wurde u. A. herausgegeben und kann durch jede solide Buchhandlung sowie auch direct von der Geschäftsleitung des Vereines in Prag (Annaplatz, Nr. 8) gegen Francoeinsendung des Betrages bezogen werden:

J. Lippert, Die Völker und Staaten der Erde. Einer volksverständlichen Geographie ethnologisch-politischer oder zweiter Theil. Mit 80 Abbildungen. Preis 2 fl. ö. W. = 4 Mark. Für Mitglieder 1 fl. 50 kr. ö. W.

„Wir kennen kein besseres Buch, das in Wort und Bild anschaulicher, vorurtheilsfreier und nach Anlage reichhaltiger uns über die Völker und Staaten der Erde unterrichtet. Der Autor hat ein außerordentliches Talent der Stoffgruppirung und vor allem der gedrängten und doch nicht trockenen, leblosen Darstellung in dieser Leistung bewiesen. Stadt und Land, Landschaft, Industrie, Ackerwirtschaft und Verkehr, Charakter, Cultur, Sitte, Sprache des ganzen bunten Völkergemisches der Erde tritt uns in diesem Buche scharf und wahr gezeichnet vor Augen. Kurz, es ist ein interessantes, gediegenes, gut ausgestattetes Werk und sagen wir demselben daher eine günstige Aufnahme im Publicum voraus."

„Pädag. Zeitung."

„Der ungemein rührige und jeder werkthätigen Unterstützung würdige „Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag" hat im vorigen Jahre Vorträge und Werke veröffentlicht, deren Bogenzahl die Ziffer von 186.000 erreicht! Zu den trefflichsten und verdienstlichsten Büchern, welche dieser wackere Verein im laufenden Jahre veröffentlicht hat, gehört entschieden die hier angezeigte populäre Völker- und Staatenkunde Lippert's, deren zweiter Theil die ethnologisch-politischen Capitel umfaßt. Das Werk bietet seinem Gehalte nach bedeutend mehr als ein Schulbuch und kann als ein Nachschlagebuch bezeichnet werden, welches über alle in das geographische Gebiet einschlägigen Angelegenheiten verläßliche Auskünfte ertheilt und daher bestens empfohlen zu werden verdient. Das Werk steht auf der Höhe der modernen geographischen Forschungen und Entdeckungen, ist bezüglich der Gruppirung des Stoffes praktisch und übersichtlich geordnet, wobei ein erschöpfendes Register das Nachschlagen ungemein erleichtert, und fördert durch sehr zahlreiche, äußerst nette und charakteristische Bilder das geographische Verständniß wie die Kenntniß von Völkertypen, Landschaften und architectonischen Merkwürdigkeiten aller Länder der Erde. Angesichts dessen, was dieses vortreffliche, sehr hübsch ausgestattete Buch auf seinen 240 Seiten bietet, erscheint der Preis von zwei Gulden geradezu ein staunend billiger, der eben nur durch die Herausgabe seitens des gedachten Vereins zu erklären ist."

„Neue illustr. Zeitung."

Julius Lippert, Die wilden Pflanzen der Heimath. Eine Fibel der Pflanzenkunde zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann auf dem Gebiete der einheimischen Pflanzenwelt mit Ausschluß der „Verborgen blüthigen" und zugleich als Einführung in das Selbststudium der Botanik. 252 Seiten mit vielen Abbildungen. Drittes Tausend. Preis 1 fl. 50 kr. ö. W. = 3 Mark. Für Mitglieder 80 kr. ö. W. = 1 Mark 60 Pf. Bei Francozusendung je 10 kr. mehr.

Von den k. k. Landesschulräthen von Böhmen, Schlesien, Mähren, Tyrol, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Niederösterreich und Kärnten zur Anschaffung empfohlen.

„Die vorzügliche Ausstattung, die große Einfachheit, Klarheit und Durchsichtigkeit des Ganzen erheben das Buch zu einem wirklichen Volksbuch." „Die Natur."

„Es ist uns kein botanisches Werk bekannt, das den hieher gehörigen Stoff in ebenso gemeinverständlicher und anziehender, wie instructiver Weise behandelte, wie das vorliegende." „Bayer. Lehrerzeitung."

„Wir müssen dem Verfasser nachrühmen, daß er seine Aufgabe mit Umsicht und Klarheit gelöst hat, loben an dem Buche die solide Ausstattung durch zahlreiche, fast durchwegs gute Holzschnitte und wünschen demselben schließlich, daß es zur Verbreitung der Jedermann nicht allein dienlichen, sondern sogar nothwendigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse einen erfreulichen Theil beitragen möge." „Liter. Centralblatt."

J. Lippert, Der Himmel und die Geschichte seiner Erkenntniß in Natur- und Lebensbildern. Eine kurzgefaßte Himmelskunde für das Volk. 200 Seiten mit vielen Holzschnitten. Preis 1 fl. ö. W. = 2 Reichsmark. Für Mitglieder 70 kr. ö. W. Bei Frankozusendung je 10 Kreuzer mehr.

„Das Buch verdient die weiteste Verbreitung und haben sich mit demselben der Verfasser und der Verein um das Volk verdient gemacht." „Natur."

„Wir kennen keine so billige und leichtfaßliche Astronomie, als das vorliegende Buch." „Dorfbote."

Wir wüßten außer Ule „Wunder der Sternenwelt" kein Werk, das in so einfacher, klarer und überzeugender Weise die schwierige Aufgabe, „die Sternenwelt" zu demonstriren, lösete." „Volksschulfreund."

J. Lippert, Die Erdrinde und ihre Bildung. Das Wesentlichste der Geologie in gemeinfaßlicher Darstellung. Mit vielen Holzschnitten. Preis 1 fl. ö. W. = 2 Mark. Für Mitglieder 70 kr. ö. W. Bei Francozusendung je 10 kr. ö. W. mehr.

„Wir kennen für das Volk kein besseres Buch über diesen Gegenstand, um so weniger als der Verfasser sich geflissentlich fern hielt von allen nicht zur Sache gehörigen Anspielungen und Verirrungen in fremde Gebiete." „Natur."

„Der deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag hat als neueste Spende ein Volksbuch herausgegeben, das auch in weitern Kreisen dankbare Leser zu finden verdient: „Die Erdrinde und ihre Bildung", in welchem das Wesentliche über Geologie in gemeinfaßlicher Darstellung und mit vielen vortrefflichen Holzschnitten versehen von J. Lippert vorgeführt wird. Der Verfasser geht vom Leichten zum Schwereren über; in Methode und Styl erinnert er an Roßmäßler's gelesenste Schriften, denen sein Buch sich füglich an die Seite stellen darf." „Kölnische Zeitung."

J. Lippert, Des Landmanns Gäste in Haus und Hof, in Wiese und Feld. Mit vielen Holzschnitten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 75 kr. ö. W. = $1\frac{1}{2}$ Reichsmark. Für Mitglieder 50 kr. ö. W. = 1 Reichsmark. — Mit Postversendung je 5 kr. mehr.

„Im Jahre 1875 erschien die erste Auflage des von Julius Lippert unter dem Titel „Des Landmanns Gäste in Haus und Hof, in Wiese und Feld" verfaßten Buches, welches der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgab. Ausgezeichnet durch seinen einfachen, populären Styl und durch seine Ausstattung mit zahlreichen vortrefflichen Abbildungen, fand das kleine Buch großen Anklang, auch außerhalb des Kreises, für den es zunächst bestimmt war. Die starke Nachfrage nach demselben machte alsbald die Herausgabe einer zweiten Auflage nöthig. Diese ist, dem durch die große Verbreitung des Buches auch größer gewordenen Bedürfnißkreise angemessen, in einigen Abschnitten erweitert und die Abbildungen sind vermehrt. Es dürfte dieses Buch auch den Lehrern als gutes Handbuch anzuempfehlen sein."
K. k. Wiener Zeitung d. 22. Juni 1877 Nr. 141.

Das treffliche Buch wurde bei der landwirthschaftlichen Lehrmittel-Ausstellung in Mödling mit der silbernen Medaille (Ehrenpreis) prämiirt und erhielt bei der landwirthschaftlichen Lehrmittel-Ausstellung im Haag (Holland) eine belobende Anerkennung.

J. Lippert, Das Leben der Vorfahren. Das Wesentlichste einer deutschen Culturgeschichte ältester Zeit dem Volke erzählt. Mit vielen erläuternden Abbildungen. Preis 1 fl. ö. W. = 2 Mark. Für Mitglieder des Vereines 70 kr. Gebunden 1 fl. 10 kr. = 2 Mark 20 Pf. Für Mitglieder 80 kr. Bei Francozusendung je 10 kr. mehr.

„Im Titel schon kennzeichnen sich Inhalt und Form der vorliegenden, äußerst ansprechenden Publication: sie erhebt nicht die Prätension eines wissenschaftlichen Werkes im engeren Sinne; aber aus dem Born der Autorität reichen Wissens geschöpft, erzählt sie nicht in novellistischer, sondern in durchaus pragmatischer Weise dem Volke die allmälige Entwicklung des Culturlebens seiner Ahnen bis zur Anbahnung einer eigenen nationalen Cultur. Daß der Verfasser hierbei nur die kulturellen und nicht die politischen Momente in Betracht zieht, daß er eine wirkliche Lehr- und nicht eine von Parteiauffassungen eingegebene Streitschrift geschaffen hat, ist ein besonders anzuerkennender Vorzug seiner Arbeit. Die dem Buche von dem Autor selbst im Hinblick auf ihre Erscheinungsart und ihren demnächstigen Leserkreis vindicirte Tendenz: den Zeitgenossen aus dem Leben der Vorfahren den Satz ins Gedächtniß zu rufen, daß nur „die Arbeit" siegt, ist beherzigenswerth für alle Zeiten und alle Völker." „Nordd. Allg. Zeitung."

J. Lippert, Die Oberfläche der Erde. Einer volksverständlichen Geographie physischer oder erster Theil. Mit vielen Abbildungen. 183 S. Preis geb. 1 fl. ö. W. = 2 Mark. Für Mitglieder 70 kr. ö. W. Bei Francozusendung je 10 kr. ö. W. mehr.

„Das vorliegende populäre Lehrbuch zeichnet sich durch eine lebensvolle Darstellung der Gesammtheit aller Erscheinungen der Erdoberfläche aus." „Die Heimath."

„Auf keinem Gebiete der Wissenschaften dürfte es gegenwärtig zweifelhafter sein, wie eine solche gelehrt werden müsse, als auf dem der Geographie, und dies rührt einfach davon her, daß letztere selbst in einem mächtigen Aufschwunge begriffen ist, der ihre Grenzen und Umrisse noch keineswegs fest zu ziehen erlaubte. Es kommt folglich ganz darauf an, was eben für ein Weltbild erstrebt wird, ob dasselbe ein astronomisches, ein kosmisches, oder ob es ein physikalisch-geologisches, ein rein physisches im Sinne der älteren Geographen, oder schließlich ein Bild der Erdbewohner bis zum Menschen und seinem Thun hinauf sein soll. Alle diese Theile eines unermeßlichen Stoffes zu einer lebensvollen Gesammtheit zu gestalten, ist schon von Haus aus schwierig genug, sobald das Bild nicht in einer endlosen Aufführung von Namen und Zahlen bestehen, sondern ein geistdurchdrungenes Bauwerk sein soll. Es wird aber diese Aufgabe noch weit schwieriger, sofern es sich um ein volksverständliches Bild handelt. Je mehr man das Alles anerkennt, um so freudiger wird man auch ein Buch begrüßen, das wie das vorliegende ganz in dem vorstehenden Sinne seine schwierige Aufgabe mit Meisterschaft löst. Der Vf. gehört zu den seltenen Schriftstellern, welche die Fähigkeit besitzen, selbst einen bisher so spröden Stoff in eine lesbare Form zu zwingen, bei der ihm die einheitliche Auffassung der Dinge und Erscheinungen obenan steht." „Natur."

Die Gesundheitspflege des jüngern Kindes. Von Dr. G. Ritter v. Rittershain, Prof. der Medicin an der Universität Prag. 126 S. Preis 50 kr. ö. W. = 1 Mark. Für Mitglieder 35 kr. Bei Francozusendung je 5 kr. mehr.

„Das Buch ist ein wahrer Schatz für eine jede junge Mutter, und wäre es zu wünschen daß dasselbe in jede Familie Eingang fände."

„Der rührige deutsche Verein, dessen Hauptaufgabe Beförderung der Volksbelehrung und Volksbildung ist, hat durch Herausgabe des vorliegenden Buches sich um Erreichung seines Zwecks abermals verdient gemacht. Gerade auf dem Gebiete, welches das Buch beleuchtet, thut Aufklärung und Belehrung noch immer allseitig Noth. Der Verfasser aber, Primärarzt an der Kinderklinik der Findelanstalt in Prag, hatte Gelegenheit genug, seine Rathschläge an erster Stelle zu schöpfen. Auch das vorliegende Buch ist durchaus populär geschrieben und wendet sich an die reiche und arme Mutter und an Alle, die mit der Leitung und Wartung des jungen Kindes zu thun haben, und will dahin streben, daß die übergroße und — überflüssige Kindersterblichkeit der Gegenwart gemindert werde. Von ganzem Herzen Glück zu!" „Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht."

Lehrbuch der Haushaltungskunde. Von Joh. Kroder. Gekrönte Preisschrift. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 50 kr. ö. W. Für Mitglieder des Vereins 40 kr.

„Das vorliegende Werk ist eine gekrönte Preisschrift. — Der Umstand, daß es schon 1875 die zweite Aufl. erlebte, gibt Zeugniß dafür, daß es in mehreren Schulen eingeführt sein dürfte. Es ist in drei Theile und 16 Capitel getheilt. I. Das Arbeitsfeld (Zimmer, Küche, Waschküche, Backstube, Keller, Stall, Hausthiere, Garten, Krankenpflege, weibl. Handarbeiten, Buchführung). II. Arbeitsstoff (Kleidung, Hausgeräthe). III. Nahrung (Nahrungsmittel aus Thier-, Pflanzen- und Mineralreich). Wie zu ersehen, ist das Buch reichhaltig. Die Bearbeitung geschah nach methodisch richtigen Grundsätzen. Der Verein hat sich den Dank Jener verdient, die dem weibl. Geschlechte sein ureigenes Arbeitsfeld anweisen und dessen Bearbeitung möglich machen. Wir empfehlen das brauchbare Schul- und Nachschlagebuch auf das Beste." „Schulbote."

Lippert, Julius,

Deutsche Festbräuche dem Volke kulturgeschichtlich erklärt

Prag 1884